

Mag. Marcus König

Wir haben die Herrlichkeit Gottes gesehen...

Woran Gläubige in Wien heute
die Qualität einer Sonntagsmesse festmachen.
Ermunterungen für ein Liturgie – Qualitätsmanagement.

Dissertation

eingereicht an der Katholisch — theologischen Fakultät
der Universität Wien
zur Erlangung des Grades eines
DOKTORS DER THEOLOGIE

Betreuer: O. Univ.Prof. DDr. Paul M. Zulehner

Wien, August 2004

WIDMUNG UND DANKSAGUNG

WIDMUNG UND DANKSAGUNG

Die Sonntagsmesse mit der Pfarrgemeinde zu feiern ist für einen jungen Priester wie mich, der am Beginn seines Wirkens steht, Bereicherung und Herausforderung. Zwar gibt es genaue Rahmenbedingungen und Rubriken, doch findet jeder Priester auch zu einem ganz persönlichen „Stil“ und bildet ästhetische Vorlieben und Abneigungen aus. Die liturgisch – praktische „Schule“ des Pfarrers Mag. Georg Stockert, bei dem ich vier Jahre lang als Kaplan in Aspern tätig war, ließ mich besonders sensibel werden für die Gestaltung der Messfeiern und für Defizite, die mir bei anderen Priestern und in anderen Gemeinden auffielen. Als ich dann bei meiner Suche nach einem geeigneten Thema für eine Dissertation auf das Projekt „Gottesdienst–watching – Qualitätsuntersuchung von Sonntagsmessen“ stieß, das vom Institut für Pastoraltheologie gemeinsam mit dem Institut für Liturgiewissenschaft als Seminar veranstaltet wurde, entschied ich mich, dieses, auch für mich persönlich „brennende“ Thema aufzugreifen.

Die Ergebnisse der Untersuchung und die Konsequenzen, die ich in dieser Dissertation zu ziehen versucht habe, sollen für „gottvolle und erlebnisstarke“ Sonntagsmessen in Wien Früchte tragen. So widme ich diese Arbeit all jenen, die in unserer Diözese – und darüber hinausgehend in der ganzen Kirche – Sorge tragen für die Gestaltung von gemeindlichen Sonntagseucharistiefiern. Diese Dissertation soll sie ermutigen, Zeit und Energie in die feierliche Ausformung der zentralen Liturgiefeier der Christen zu investieren, damit die Schönheit des Auferstandenen unter den aktuellen kulturellen Zeitumständen deutlicher aufstrahlen kann und Menschen bewusst wird, wie „schön“ und erfüllend Messfeiern sind. Es freut mich, dass die meisten, denen ich von meinem Thema erzählt habe, reges Interesse an diesem Werk bekundet haben. Dies hat auch mich immer neu ermutigt, dass sich der Arbeitseinsatz lohnt und manches auf offene Ohren und Herzen stoßen wird. Es gibt viele, die mit der Gestaltung der Sonntagsmessen unzufrieden sind und die vielleicht auch schon wegbleiben, denen aber die sonntägliche Eucharistiefeier ein großes Anliegen ist. Wenn dieses Projekt dazu beitragen kann, dass Messfeiern in den Augen der Anwesenden feierlich und spirituell ergiebig sind, ist mein wichtigstes Ziel erreicht.

Mein Dank gilt all jenen, die mir bei der Erstellung dieser Arbeit unterstützend zur Seite gestanden sind: Meiner Mutter danke ich für ihre Geduld und liebevolle Unterstützung. Besondere Danksagung gilt meiner Tante, Frau Renate Waldner, für die Bereitschaft, diese Arbeit (noch dazu unter Zeitdruck und relativ schwierigen Umständen) sprachlich gesehen Korrektur zu lesen. Der Erzdiözese, namentlich unserem Erzbischof Dr. Christoph Kardinal Schönborn und dem Generalvikar Mag. Franz Schuster, bin ich sehr zu Dank verpflichtet für die dienstliche Unterstützung, die partielle Freistellung und die weitere Ermöglichung meines pastoraltheologischen Engagements. Bei den Pfarrgemeinden

WIDMUNG UND DANKSAGUNG

Aspern und Ober St. Veit bedanke ich mich für das Verständnis, dass ich einige Ressourcen an Zeit und Energie auf mein Doktoratsstudium verwendet habe.

Ein großes „Danke“ gilt auch Dr. Markus Beranek, der als Assistent das Projekt von pastoraltheologischer Seite her geleitet hat, den Studenten und Studentinnen, die an dem Seminar teilgenommen hatten, sowie allen, die in der drei besuchten Pfarrgemeinden bereitwillig und aktiv mitgearbeitet haben. Weiters danke ich speziell Prof. DDr. Paul M. Zulehner für seine exzellente Begleitung und Unterstützung, sowie Prof. Dr. Hans-Jürgen Feulner für das kritische Einbringen seiner liturgiewissenschaftlichen Sicht. Den Mitarbeitern des Dekanates der Theologischen Fakultät Wien danke ich für ihre Mithilfe bei der Erledigung der bürokratischen und formalen Hürden.

Schlußendlich danke ich im Gebet Christus selbst. Des Öfteren fiel mir während meiner Arbeitszeiten ein Satz ein, den mir Erzbischof Schönborn mitgab, als er mir seinen Segen für die Dissertation gab: „Wenn Sie über den Gottesdienst arbeiten, muss die Arbeit selber Gottesdienst sein“. So habe ich mein Arbeiten als Form des Gebetes gesehen, als ein Dienst für die Menschen und für Gott. Ich danke Ihm, dass er das Vorhaben der Dissertation gelingen ließ und bete, dass es in Seinem Sinne ist, was ich auf den folgenden Seiten geschrieben habe. Möge Christus in unseren sonntäglichen Gemeindemessen durch die „ars celebrandi“ immer stärker aufstrahlen, sodass die Menschen neu Geschmack an dieser Feier finden und sagen: Wir haben die Herrlichkeit Gottes hier auf Erden gefunden.

Wien, August 2004

INHALTSVERZEICHNIS

KAPITEL 1: EINLEITUNG. „WIR HABEN DIE HERRLICHKEIT GOTTES GEFUNDEN.“	1
Bericht aus Nestorchronik	1
Der Sinn und Aufbau dieser Studie	3
KAPITEL 2: DAS PROJEKT: UNTERSUCHUNG DER GOTTESDIENSTQUALITÄT IN PFARRGEMEINDEN IN WIEN	6
EINFÜHRUNG	7
Hintergrund der Studie	7
Das Ziel der Studie	8
Vorgehensweise	8
Methodik gemäß der qualitativen Sozialforschung	9
Die Planungsphase mit den Vertretern der Gemeinden	13
Durchführung in den drei ausgewählten Gemeinden	17
Auswertung und Feedback an die Gemeinden	18
Offener Abschluss: Wie wird der Prozess weiterverfolgt?	18
DIE AUSGANGS – THESEN DER QUALITATIVEN STUDIE	20
Menschen suchen Gotteserfahrung aus „ersten Hand“	20
Geschenk und Gestaltung	20
Unterschiedliche Motive beachten	21
Gottesdienst als Wahl freier und mobiler Christen	22
Die Messe lebt vom gemeindlichen Umfeld	22
Dem Leben des Einzelnen Raum geben	22
Vergesst die Liebe nicht!	22
Tätige Teilnahme fördert die Identifikation	23
Stimmigkeit der verbalen, nonverbalen und symbolischen Kommunikation	23
Gottesdienst feiern ohne Konsequenzen?	24
DIE ERGEBNISSE DER STUDIE	
„GOTTESDIENSTQUALITÄT“	25
Die Ergebnisse der Beobachtung durch die Studierenden	25
Die Ergebnisse im Überblick	25
Auffälligkeiten in einzelnen Pfarrgemeinden	27
Zusammenfassung und weiterführende Impulse	29

INHALTSVERZEICHNIS

Die Ergebnisse der Einreißfragebögen	29
Die Ergebnisse im Überblick	29
Differenzierung nach dem „Gottesdiensttyp“ der fünf untersuchten Messfeiern	29
Zusammenfassende Interpretation und weiterführende Impulse	37
Qualitative Auswertung der Interviews	38
Die Rahmenbedingungen	38
Wichtige Ergebnisse im Überblick	38
Ergebnisse der zweiten Untersuchungsphase	78
Methodisches Vorgehen	79
Die Befragten	80
Gratifikationen: Partizipation erhöht die Identifikation	82
Religiöse Erfahrungen und Gottesbilder	86
Folgen für das Alltagsleben	88
Problembereich Predigt	89
Irritationen und Ärgernisse	91
Musikalische Vorlieben variieren	92
Resümee der Studie: Ergebnisse	95
Beispiele gelungener Feierkultur sichtbar werden lassen	95
Erfahrbare Feierguschaft als Grundmerkmal einer ars celebrandi der Gemeinde	95
Identifikation durch vielfältige Möglichkeiten mit zu gestalten	96
Vernetzte Pluralität – die Chance der Vielfalt nutzen	97
Liebevollte Aufmerksamkeit auf alle Gestaltungselemente	99
Zusammenfassende Thesen	99
KAPITEL 3: ERLEBNIS MESSE IN DER HEUTIGEN ZEIT. KRITERIOLOGISCHE WAHRNEHMUNGEN ZUM KONTEXT, IN DEM HEUTE MESSE GEFEIERT WIRD.	107
EINFÜHRUNG	108
DIE ERLEBNISGESELLSCHAFT: GOTTESDIENST EVENTS	110
Vielfalt fordert Auswahl – Marktsektor „Sinnangebote“	110
Differenzierte Gesellschaftsbereiche – der Teil und wo bleibt das Ganze?	110
Der Supermarkt des Möglichen zwingt zur Auswahl	111
Jeder ist seines Glückes Schmied: Individualität aber wenig Solidarität	112
Pantha Rei : Mobilität als prägende Konstante	113
Dimensionen horizontaler und vertikaler Mobilität	113
Die Suche nach stabilisierenden Netzwerken: Frei gewählte Beheimatung	115
Pastorale Ungleichzeitigkeit durch unterschiedliche Deutungsmuster der Postmoderne	116
Konsequenz: Neue Ritenbedürftigkeit	118
Gottesdienst feiern in der Erlebnisgesellschaft	119

Innenorientierung des Menschen: Projekt „schöner leben“ — „wellness“	119
Erlebnisrationalität und Alltagsästhetisierung: „Machbarkeit“ der	
Möglichkeitsräume des positiven Erlebens	120
Erlebnisstil— Gruppen	120
Respiritualisierung als Folge der Erlebnisorientierung	121
Erlebnisprojekt Gottesdienst	122
Theologische Vertiefung: Kirche wirkt Eucharistie und Eucharistie die Kirche	123
Gefahr der undifferenzierten Anpassung: Wider der Verbiederung	125
Kritische Würdigung	126
DIE HEILENDE KRAFT DER RITUALE	127
Das neu erwachte Verlangen nach religiösen Ritualen	127
Eine Klärung der Begriffe: Ritus, Kult, Sakrament	127
Die heilende anthropologische Funktion von Riten	128
Die Messfeier ist Ritus – und noch mehr: Ein spannendes Verhältnis	130
Spannung zwischen ritueller Entlastung und Erstarrung durch Rituale	130
Spannung zwischen dem Ritenbedarf des Menschen und dem, was Kirche in den	
Sakramenten feiert	131
Spannung zwischen ritualistischer und gemeindlicher Kirchenbindung	132
Verantwortete Sakramentenpastoral: Pastoralliturgische Prinzipien	134
Die heilende Dimension des Gottesdienstes	135
Berufen zum Heil – Sein: Ein „Zeichen der Zeit“	135
Aspekte von Heilung (Salutogenese)	138
Gemeinde als Heil – Land: Menschen erfahren im Gemeindegottesdienst	
Heil(ung)	140
FESTE ZU FEIERN GEHÖRT ZUM MENSCH SEIN: FEIERN	
WIR IN DER LITURGIE?	142
Feste und Feiern als Alltagsbewältigung	142
Zur Unterscheidung von Fest und Feiern	142
Eine Grundform menschlichen Verhaltens: Menschen feiern	143
Wenn das Feiern zum Alltag wird..	145
Feiern wir, wenn wir Eucharistie feiern?	146
Eucharistiefeyer als Feier des Pascha Mysteriums	146
Die prophetische Dimension der Feier: Verwandlung von Welt	147
Eine neue Anforderung an Liturgie: Entwickeln einer Feierkultur	147
DER WUNSCH NACH GOTTESERFAHRUNG AUS ERSTER	
HAND	150
Die Erlebnisrationalität als Anknüpfungspunkt	150
Phänomenologie und Psychologie der Gotteserfahrung	151
Was ist ein „Erlebnis“?	151
Emotionen	152

INHALTSVERZEICHNIS

Phänomenologie von Gotteserfahrungen	153
Theologische Reflexion der Gottes – Erfahrungen	155
Erlebniskritische Sicht der Bibel	155
Kritik und Spannungen in der theologischen Diskussion	157
Gott in der Eucharistie erfahren und begegnen	157
Die „objektive Seite“	157
Die „subjektive Seite“	159
Die gemeindetheologische Seite	160
GOTTESDIENST ALS KUNST (ARS) UND SPIEL	161
Kunst und Ästhetik als theologische Kategorien?	161
Etymologische und funktionelle Bemerkungen zur „Kunst“	161
Eine Theologie der Ästhetik	163
Liturgie als Spiel und Kunstwerk	165
Die Messfeier „bringt nichts“	165
Gottesdienst – ein Spielraum für den Menschen wird eröffnet	166
Im Spannungsfeld zwischen Objektivität und Inszenierung	168
Liturgie ist Ausdruckshandlung des Glaubens und daher inszeniert	168
Gottesdienst als offenes Kunstwerk	169
Liturgie als poetische Ausdruckshandlung	170
Eine Fehlform von Kulturation: Die Ästhetisierung des Gottesdienstes	171
Ars vivendi, ars celebrandi, ars praesidendi	172
Lebenskompetenz (ars vivendi)	173
Feierkompetenz (ars celebrandi)	173
Gestaltungskompetenz (ars praesidendi)	174
ZUSAMMENFASSENDE THESEN: SICHERUNG DES ERTRAGES	175
KAPITEL 4: GOTTESDIENSTQUALITÄT: PASTORALLITURGISCHE ERMUNTERUNGEN	180
EINLEITUNG	181
DIE BEIDEN BRENNPUNKTE: „GOTTVOLL“ UND „ERLEBNISSTARK“	183
Eine gottvolle Liturgie	183
Eine „erlebnisstarke“ Liturgie	184
VERSCHIEDENE ERWARTUNGEN UND WAHRNEHMUNGSBRILLEN ALS HERAUSFORDERUNG UND CHANCE	186
Unterschiedliche Erwartungen	186

Frustration oder Gratifikation?	188
Soziale und spirituelle Erwartungen	188
Auswirkungen auf das Alltagsleben	189
Erwartungen an die Predigt und deren Enttäuschung	190
Irritationen (Ärger)	191
Abschließende Ermunterung	192
EIN QUALITÄTSMERKMAL: VIELFALT AN GOTTESDIENSTFORMEN	193
Erlebnisorientierte Messgestaltung?	193
Konsequenzen: Vielfältige Formen und ausdrucksstarke Rituale	194
Eine Verpackung, die den Inhalt ins rechte Licht rückt	194
Beispielhafte Stil – Milieus	195
Die Eucharistiegemeinschaft — Gesamtgemeinde als Gemeinschaft von Stilgruppen	200
Das Beispiel der Familiengottesdienste	200
Abschließende Ermunterung	201
VERBUNDEN UND SOLIDARISCH – QUALITÄT DURCH GEMEINSCHAFT	203
Eine Gemeinschaft, die trägt	203
Gemeintheologische Implikationen	204
Die Gottesdienstgemeinschaft konkret	206
Konsequenzen: Ermunterungen	207
SPIRITUALITÄT DER MESSFEIER: LEBENSRELEVANZ BEDEUTET QUALITÄT	211
Diagnose: Relevanzverlust	211
Dem Alltagsleben Raum geben: ars vivendi ist ars celebrandi	212
Ars celebrandi: Das Leben einbringen und Mitspieler Gottes werden	214
Abschließende Ermunterungen	216
IDENTIFIKATION DURCH PARTIZIPATION: QUALITÄT DURCH TEAMGEIST	218
Die Messe zwischen One—man Show und Mitmachfest	218
Gottesdienst hat keine Zuseher: Das Erbe der liturgischen Bewegung	219
Formen der <i>actuosa participatio</i>	220
Erster Schritt: Grundlegung durch liturgisch – mystagogische Bildung	220
Beteiligung über die konkrete Feier hinaus	222
Beteiligungsformen aller Mitfeiernden	224
Beteiligung durch Ausfaltung der liturgischen Dienste	225

INHALTSVERZEICHNIS

Ars praesidendi: Die Kunst des Priesters, die Feier zu leiten	226
Subjektive Faktoren – persönliche Teilnahme	229
Abschließende Ermunterungen	231
GOTT MIT ALLEN SINNEN ERFAHRBAR MACHEN – QUALITÄT OHNE WORTE	234
Die Kraft der Symbole	234
Die Brückenköpfe zum „Jenseits“	234
Krise und Chance christlicher Symbolwelten in der heutigen Zeit	236
Daher: Entwickeln eines wachen Gespürs für die Gestaltung der Symbole und Riten	238
Andere Elemente nonverbaler Kommunikation	241
Die nonverbale Ausgestaltung der Sinnlichkeit im einzelnen	242
Abschließende Ermunterungen	247
MUSIK, WORTE UND STILLE: QUALITÄT STATT QUANTITÄT	250
Musikalische Ästhetik für eine Gottesdienstkultur	250
Cantare amantis est: Funktion des Gesangs	250
Der ästhetische Charakter liturgischer Musik: Ein Streitpunkt	252
Ist musikalische Qualität möglich?	253
Weniger, dafür aber lebensnah und tiefgehend: Qualität der Sprache	255
Diagnose: Liturgischer Sprachkrebs?	255
Kriterien für eine gelungene verbale Kommunikation in der Messe	257
Die Predigt als wichtiges Qualitätsmerkmal in den Augen der Menschen	259
Problematische Sprache der Vorstehergebete	260
Gestaltungsnot beim Wortsymbol Hochgebet	261
Kraft aus der Stille	264
Abschließende Ermunterungen	265
IN DIE WELT HINAUS, INS LEBEN: QUALITÄT DURCH BEFÄHIGUNG	269
Die Balance zwischen der Unverfügbarkeit Gottes und der Inszenierung von Gotteserfahrung	269
Das Ziel ist die Wandlung der Welt	269
QUALITÄT, DIE NICHT MACHBAR IST: DEM GEHEIMNIS RAUM GEBEN	272
KAPITEL 5: KONKRETISIERUNGEN UND MATERIALIEN. PRAKTISCHE UMSETZUNGSMÖGLICHKEITEN UND SCHRITTE.	274

DAS HINSEHEN HAT SICH AUSGEZAHLT	275
ZUKUNFT: LITURGIE – QUALITÄTSBERATUNG FÜR GEMEINDEN	276
MATERIALIEN	277
Der Einreißfragebogen	277
Leitfaden für die qualitativen Interviews	279
Ein zusammenfassender Qualitätsleitfaden	287
Eine kurze Checkliste für gelingende sonntägliche Gemeindegottesdienste	292
ANHANG 1: CODELISTE FÜR DIE AUSWERTUNG DER QUALITATIVEN INTERVIEWS	294
LITERATURVERZEICHNIS	297
LEBENS LAUF	310

KAPITEL 1: EINLEITUNG. „WIR HABEN DIE HERRLICHKEIT GOTTES GEFUNDEN.“

Bericht aus Nestorchronik

Gehalt wie die sich wandelnde Gestalt christlicher Liturgie wird in der theologischen Diskussion von verschiedenen Seiten her in den Blick genommen, etwa aus der Perspektive der sakramententheologischen wie der liturgiewissenschaftlichen Fragestellungen, sowie aus der Reflexion der Praxis von gelungenen Modellen, die katechetisch oder pastoraltheologisch die Brücke zum Menschen der heutigen Zeit zu schlagen vermögen.

Der Ausgangspunkt dieses Forschungsprojektes ist das unmittelbare Erleben der Gläubigen, die christliche Liturgie mitfeiern – näherhin die zentrale Feier der sonntäglichen Eucharistie der Pfarrgemeinde. Die theologische Fragestellung erhebt sich, woran sich „Qualität“ von Gottesdiensten¹ festmachen lässt, so dass sie für die Mitfeiernden ästhetisch ansprechend wirken und gleichzeitig ihr Wesen und ihren Sinn zur Entfaltung bringen können, so dass gefeiert wird, was die Kirche damit intendiert. Ohne Zweifel wirken sakramentale Feiern kraft Gottes durch Christus im Heiligen Geist, doch hat die Gestaltung, die Inszenierung von Liturgie weitreichende Folgen für das Erleben der Teilnehmenden. Umgekehrt gilt daher auch, dass das Erleben der Mitfeiernden theologische Erkenntnisquelle dafür ist, wie die konkrete Form der liturgischen Feier auszusehen hat, damit das Gefeierte heute zum Klingen gebracht wird. Im besten Fall leuchtet „Gotteserfahrung aus erster Hand“ auf, wird der „Himmel auf Erden“ sichtbar gemacht. Die Merkmale und Kriterien, durch die ein solches Miterleben von Sonntagsmesse erleichtert und ermöglicht wird, gilt es im Rahmen dieser Dissertation aufzuweisen. Ziel ist es daher auch, die theologische Quelle des „vox populi“ für den wissenschaftlichen Diskurs über Qualität von Liturgie zu erschließen.

¹ Mit „Gottesdienst“ ist in diesem Werk konkret die Sonntagsmesse der Pfarrgemeinde gemeint. Dem Autor ist bewusst, dass der Terminus „Gottesdienst“ weiter zu fassen ist und es eine unangemessene Reduktion wäre, bloß Messen als Gottesdienste zu bezeichnen. Der Titel des Projektes war aber von Anfang an „Gottesdienstqualität“, daher rührt die Entscheidung, trotz der Ungenauigkeit des Begriffes bei diesem Titel zu bleiben. Abgesehen davon ist zu beachten, dass vieles, das hier speziell für Gemeindemessen ausgesagt wird, analog auch für die anderen Formen von Gottesdiensten gilt, auch wenn dies nicht explizit im Rahmen dieser Dissertation thematisiert werden wird.

Dass der Zugang vom Erlebnis der Menschen her ein essentieller ist, weist schon der Bericht aus der sog. Nestorchronik auf, den Karl – Heinrich Bieritz an den Anfang seines Aufsatzes über das „Erlebnis Gottesdienst“ stellt:²

„Wir wussten nicht, ob wir im Himmel waren, denn auf der Erde gibt es keinen solchen Anblick, auch nicht eine derartige Pracht“, melden die Kiewer Gesandten ihrem Großfürsten Wladimir, nachdem sie an einem Gottesdienst in Byzanz teilgenommen haben. „Wir sind außerstande, darüber zu berichten, wir wissen nur, daß Gott wahrhaftig unter den Menschen weilt und daß ihr Gottesdienst besser ist als bei allen anderen Völkern. Denn wir können diese Pracht nicht vergessen. Kein Mensch, der Süßes gekostet hat, mag hernach Bitteres zu sich nehmen. Auch wir wollen nicht mehr so leben.“³

Der Bericht erzählt von einem Erlebnis mit weitreichenden weltgeschichtlichen Folgen. Da die alten Götter nicht mehr als Stützen des Reiches am Dnjepr dienen können, bedarf eines Kultes, mit dem es sich sehen lassen kann vor den Völkern im Umkreis. Zehn Gefolgsleute des Großfürsten machen sich auf den Weg, um die gottesdienstlichen Gebräuche bei den Nachbarn zu erkunden. Die Moscheen der moslemischen Bulgaren bilden ihr erstes Ziel. Doch was sie dort erleben, vermag sie nicht zu überzeugen. *„Wer sich verneigt hat“, so schildern sie ihre Eindrücke, „setzt sich und blickt wie besessen hierhin und dorthin. Und es gibt keine Fröhlichkeit bei ihnen, sondern nur Betrübnis und großen Gestank.“* Aber auch bei den Deutschen' — sprich: bei den romtreuen Christen des Westens — werden sie nicht fündig. *„Wir kamen zu den Deutschen, so berichten sie, „und sahen, dass sie in der Kirche Gottesdienst halten, aber wir sahen keinerlei Herrlichkeit.“⁴*

Wie Karl–Heinz Bieritz treffend feststellt, ist der Zugang der Boten nicht theoretisch interessiert, sondern von ästhetischem Erleben geprägt. Nicht der orthodoxe oder sinnenfreudige Vollzug einzelner Handlungselemente, sondern die alles umgreifende Atmosphäre, in der die Liturgie gefeiert wird, wird für die Boten zur „Offenbarung“: Wie der erste oben zitierte Satz aufweist, handelt es sich tatsächlich um eine Gotteserfahrung, in der die Macht Gottes sich manifestiert. Das „schöne Erleben“ bestimmt den Ausgang der Wahl, die nach ästhetischen Kriterien getroffen wurde. Gottes „wahr werden“ in dieser Welt ist so gesehen sein „schön werden“ durch die Feier der Liturgie.

Dazugehörig zum Ganzen war aber auch die Inszenierung und die liturgisch – katechetische Unterweisung, die die Boten erhielten:

² Vgl. Bieritz, Karl – Heinz: Erlebnis Gottesdienst. Zwischen „Verbiederung“ und Gegen-spiel: Liturgisches Handeln im Erlebnishorizont, in: WzM 48 (1996), 488ff.

³ Vgl. Wollé, Stefan: Wladimir der Heilige. Russlands erster christlicher Fürst, Berlin 1991, 138. – er zitiert aus der Nestorchronik (Povest' vremennyh let).

⁴ Bieritz: Erlebnis Gottesdienst, 488f.

Als der Patriarch, so berichtet die Nestorchronik, von der Ankunft der Russen erfuhr, „ließ er den Klerus zusammenrufen, und man veranstaltete dem Brauche gemäß einen Festgottesdienst. Man entzündete Weihrauch und ließ Chöre und Gesänge erschallen. Und er ging mit ihnen in die Kirche, und man stellte sie an einem sich weithin öffnenden Platz auf, wies sie auf die Schönheit der Kirche hin sowie auf den Gesang und die bischöfliche Liturgie und das Ministrieren der Diakone und erklärte ihnen, wie sie ihrem Gott dienen.“⁵

So unterschiedlich und historisch fern uns heute diese Begebenheit scheinen mag, so viele Anknüpfungspunkte bieten sich für die heutige Situation der Sonntagsmesse in Westeuropa, wobei die Kirche von Wien hier Focus ist. Längst sind die kulturellen Selbstverständlichkeiten des religiösen – christlichen Lebensvollzuges geschwunden und sowohl die Mitfeier des Sonntagsgottesdienstes an sich als auch die Wahl, wo und wann die Messe „besucht“ wird, unterliegen persönlichen Entscheidungen, die Menschen nach ästhetischen Erlebnisqualitäten treffen. Der Wunsch nach echter Spiritualität, also Erfahrung gelebter Alternativmodelle des Lebens, in denen die oberflächliche empirische Wirklichkeit auf die größere und tiefere Sicht des Daseins und Wirken Gottes hin transparent wird, kommt an sich christlicher Messe entgegen: Denn in ihr soll für die Menschen der Himmel offen sein und sie die Strahlkraft Gottes und ihn selbst aufleuchten sehen. Denn dort, wo Messen so gestaltet werden, dass dieser Begegnungsraum mit dem Auferstandenen möglich wird und gleichzeitig die Mitfeiernden existentiell in ihrem Leben betroffen sind, werden die Gläubigen auf ihrer Sinnsuche immer wieder fündig und nehmen gerne teil.

Diese Prämisse ist der Kern des Überlegens einer „Verbesserung der Qualität“ der sonntäglichen Eucharistiefeier: Dass am Ende Christen auch heute hinausgehen aus der Kirche und den anderen Menschen berichten können:

„Wir wussten nicht, ob wir im Himmel waren, denn auf der Erde gibt es keinen solchen Anblick, auch nicht eine derartige Pracht“

Der Sinn und Aufbau dieser Studie

Die vorliegende Arbeit ist die pastoraltheologische Reflexion eines Forschungsprogrammes, das am Institut für Pastoraltheologie der Universität Wien gemeinsam mit dem Institut für Liturgiewissenschaft im Wintersemester 2001 / 2002 begonnen wurde. Die Fragestellung war, was Sonntagsmesse für die Wiener Christen „qualitätvoll“ werden lässt, sodass sie die Liturgie als „gottvoll und

⁵ Wollé: Wladimir, 137.

erlebnisstark“ erfahren⁶ – wie im „Passauer Pastoralplan“ im ersten Projekt „im Geheimnis Gottes wohnen“ treffend formuliert wurde. Da primär die Wahrnehmung der Mitfeiernden im Mittelpunkt des Interesses stand, wurde ein qualitativer Ansatz gewählt und Pfarrgemeinden freiwillig zur Mitarbeit aufgefordert.

Die pastorale Situation lässt ein solches Projekt als geboten erscheinen: In den meisten Wiener Pfarrgemeinden liegt der Anteil der Gottesdienstteilnehmer unter 4% ihrer Gesamtkatholikenzahl. Andererseits feiern gesamt österreichisch noch immer ca. 1 Million Menschen jeden Sonntag die Messe mit. Wie auch durch die Untersuchungen in der Diözese Passau Prof. DDr. Paul Michael Zulehner mit Recht feststellt, dass viele Mitchristen über die schlechte Qualität der Sonntagsmessen sich beklagen und deshalb wegbleiben.⁷ Es scheint, dass für viele Gottesdienst nicht mehr Ort erfahrbarer Gottesnähe ist, sondern Ort der Misshandlungen des Kirchenvolkes durch „klerikalen Wortdurchfall“.⁸ Menschen werden vertrieben durch die spirituelle Trockenheit der Messen und durch den intellektuell ausgerichteten Ablauf, der allzu oft wenig sinnfällig vollzogen wird.

Die Kirche braucht so wieder eine radikale Selbst – Spiritualisierung, die Annäherung an das Geheimnis Gottes in den Mittelpunkt aller Entwicklungsprogramme stellt. Dies meint das Attribut „gottvoll“: Eine Liturgie, die gläubige Tiefe und spirituelle Dichte ausstrahlt und so das Geschenk Gottes, seine Herrlichkeit aufstrahlen lässt⁹, wo Menschen sich Gott aussetzen und so ihn zu Wort, zur Tat kommen lassen. Gemäß dem sakramententheologischen Paradigma der inkarnatorischen Struktur der sakramentlichen Feiern, drückt sich dieses Mysterium in menschlichen Gebärden, Symbolen und Worten aus – in einer „erlebbnisstarken“ Gestaltung, die den Gottesdienst „schön“ werden lässt.

Diese Dissertation versteht sich als wesentlicher Beitrag zur Entwicklung von Kriterien und konkreten Leitfäden für die „Gottesdienstqualität“ in der pastoral liturgischen Diskussion. Zielgruppe waren immer Gemeinden und all jene, die Liturgie vorstehen.

Daher gliedert sich die Dissertation in drei Abschnitte:

Im ersten Teil werden die Ergebnisse der Gottesdienst – Qualitätsuntersuchung präsentiert, ausgehend vom Forschungsdesign und den Prämissen der Forschungsgruppe. Am Ende dieses Kapitels wird ein erstes Resümee gezogen werden, das anhand der Kriterien zu reflektieren sein wird.

⁶ Vgl. Zulehner, Paul M.: Aufbrechen oder Untergehen. So geht Kirchenentwicklung. Das Beispiel des Passauer Pastoralplanes, Ostfildern 2003,85.

⁷ A.a.O., 84.

⁸ A.a.O., 44f.

⁹ Vgl. Redtenbacher, Andreas: Liturgie und Leben. Erneuerung aus dem Ursprung; liturgiewissenschaftliche Beiträge, Würzburg 2002, 144; Zulehner: Aufbrechen, 85.

Der zweite Teil widmet sich der pastoraltheologischen Reflexion des Unterfangens, Kriterien für eine Qualität von Sonntagsmessen unter den zwei Brennpunkten der Zeitgemäßheit wie der „Jesus Gemäßheit“ zu erheben. Sowohl die Beachtung der Lebensumstände der Menschen in Mitteleuropa heute und deren Deutung in soziologischer Hinsicht (Stichwort „Erlebnisgesellschaft“) als auch die anthropologische Dimension, welche Bedeutung Riten für Menschen allgemein und speziell im christlichen Sinn zugesprochen wird („heilende Kraft der Rituale“), sowie die Bedeutung von „Fest und Feier“ werden zu Wort kommen. Ebenfalls wird dem Wunsch nach „Gottese Erfahrung“ nachgegangen werden, welche psychologischen wie spirituellen Implikationen zu beachten sind, wenn Gott in der Feier der Eucharistie „erfahren“ wird. Diese Reflexion mündet schließlich in die Beschreibung des gottesdienstlichen Geschehens als „ars“ und Spiel, die allen Mitfeiernden entsprechende Kompetenz abnötigt – ein Aspekt, der im dritten Teil der Arbeit entwickelt werden wird. Als Resümee der kriteriologischen Vergewisserung steht so die Erkenntnis, dass es für die Pastoraltheologie ein Gebot der Stunde ist, auf dieses Projekt zu achten.

Der dritte Abschnitt widmet sich der Ausfaltung der Gottesdienstqualität in pastoral liturgischen Ansätzen. Es sollen Entwicklungspotentiale aufgezeigt werden, die Gemeinden ergreifen können, um ihre Sonntagsmesse gottvoller und erlebnisstärker werden zu lassen. Ein Leitfaden für die Gemeinden und ein Ausblick auf die kommenden Entwicklungsmöglichkeiten, die in Wien schon angestoßen wurden, runden diese Arbeit schließlich ab.

KAPITEL 2: DAS PROJEKT: UNTERSUCHUNG DER GOTTESDIENSTQUALITÄT IN
PFARRGEMEINDEN IN WIEN

KAPITEL 2: DAS PROJEKT: UNTERSUCHUNG DER GOTTESDIENSTQUALITÄT IN PFARR- GEMEINDEN IN WIEN

EINFÜHRUNG

Hintergrund der Studie

Noch immer ist die Sonntagsmesse der wichtigste Ort, wo Kirche für die meisten Christen konkret wird. Die meisten Menschen begegnen heute der Kirche auf ritueller Basis, zumal der allgemein menschliche Wunsch nach „rites des passages“ an Lebensübergängen von den kirchlichen Feiern abgedeckt wird. Anders aber als bei den Feiern der Initiation, der Krankensalbung sowie der Hochzeit scheint die Messfeier jeden Sonntag weder einem existentiellen Feier— und Ritusbedürfnis des Menschen zu entsprechen, noch als „festliche Feier“ gesehen zu werden.¹⁰ Sieht man aber weniger mit pessimistischem Blick auf die schwindende Anzahl derer, die jeden Sonntag kommt, sondern fragt positiv gewendet, was Messfeier für noch immer so viele – laut letzter Zählungen sind es in Österreich jeden Sonntag knapp eine Million Christen – attraktiv werden lässt, dass sie teilnehmen, so ergibt sich die Fragerichtung der Studie, die im Herbst 2001 am Institut für Pastoraltheologie gemeinsam mit dem Institut für Liturgiewissenschaft der theologischen Fakultät der Universität Wien seinen Anfang genommen hat.

Unter der Federführung von Paul Michael Zulehner und der Assistenten Markus Beranek und Harald Buchinger galt es zu untersuchen, woran Christen eine „qualitätvolle“ Eucharistiefeier, an der sie gerne teilnehmen, festmachen. Über den Horizont des Zieles hinausgehend, mehr Menschen für die Mitfeier zu gewinnen, ist Liturgie, als eine der wesentlichen Grunddienstfunktionen der Kirche, eine der großen Ressourcen für die Erneuerung des Glaubens und zukunfts-trächtig im Umfeld der prägenden Kulturthemen der Gesellschaft von heute und morgen: Solidarität und Spiritualität. Nirgendwo sonst wird die Solidarität Gottes mit uns Menschen und der Menschen untereinander „handgreiflicher“. Nirgendwo sonst bekommt die Sehnsucht der Menschen nach Erfahrung des Göttlichen in ihrem Leben soviel Nahrung als in der Messfeier.

In neueren Gemeindentwicklungsmodellen wird ausdrücklich auch auf die Verbesserung der Qualität der Liturgiefeier hingewiesen. So ist bei dem Modell der „natürlichen Gemeindeentwicklung“ ein „inspirierender Gottesdienst“ eine der

¹⁰ Anm.: Da der Autor selber Priester ist, weiß er wovon er spricht. Nach Taufen bedanken sich selbst nicht ausdrücklich „religiöse Menschen“ für die „schöne Feier“, nach einer Messe murren selbst oft bekannte Gemeindemitglieder über die Liedgestaltung oder dass die Messe länger als 50 Minuten gedauert hat.

EINFÜHRUNG

acht wesentlichen Qualitätsmerkmale für die Entwicklung einer wachsenden Gemeinde.¹¹

Der Frage nachzugehen, unter welchen Bedingungen die Mitfeiernden die Messe so qualitativ erfahren, dass der Inhalt der Feier zum Leuchten gebracht wird¹², ist so ein gewichtiges Thema einer zukunftsfähigen Pastoral.

Das Projekt „Gottesdienstqualität“ nimmt konkret die Feierpraxis im Umfeld der Stadt Wien in den Blick und die Erfahrungen der Mitfeiernden.

Das Ziel der Studie

Das Ziel der Studie ist die Entwicklung und Förderung einer Feierkultur, die Menschen heute einen Zugang zu Gott in der Gemeinschaft der Kirche erschließt; einer Feierkultur, die die heilenden und befreienden Kräfte der Messfeier freisetzt. Andererseits ist zu hinterfragen, ob das, was Christen suchen, wenn sie Gottesdienst mitfeiern, und das, was wir im vollen christlichen Sinn darunter verstehen, korrelieren. Unter welchen Bedingungen kann die Messfeier eine solche Übereinstimmung erreichen?

Spezifischer ist also das Ziel, Pfarrgemeinden pastoralliturgisch reflektierte Kriterien zur Eigenbeobachtung oder Außenbeobachtung ihrer Messkultur an die Hand zu geben. Pfarrgemeinden, die sich auf den Weg machen, ihre Liturgiequalität zu verbessern und sich zu erneuern, sollen theologisch wie praktisch begleitet werden. Diese Kriterien sollen sich aus den Beobachtungen und den Aussagen der Mitfeiernden sowie aus den Prämissen der pastoraltheologischen wie liturgiewissenschaftlichen Reflexion ergeben.

Vorgehensweise

Bei diesem Projekt war von Anfang an die Meinung der feiernden Gemeindeglieder von wesentlichem Interesse. Daher wurde schon vom Beginn an Wert darauf gelegt, konkrete Pfarrgemeinden anzusprechen und einzuladen beim entstehenden Forschungsprozess mitzuarbeiten. Dem Prinzip der Freiwilligkeit folgend wurden so drei Pfarren, die sich meldeten, miteinbezogen, deren Gottesdienste am Sonntag im Fokus der Untersuchung stehen würden.

¹¹ Vgl. Schwarz, Christian A: Die natürliche Gemeindeentwicklung. Nach den Prinzipien, die Gott selber in seine Schöpfung gelegt hat, Wuppertal und Kassel 1996, 30f. – Zitat: „Bei diesen Kriterien handelt es sich um einen Bereich, in dem sich wachsende und nicht wachsende Gemeinden nachweislich voneinander unterscheiden“.

¹² Vgl. SC 21.

Methodologisch mag nun aus der Sicht der Sozialforschung mit Recht eingewandt werden, welche repräsentativen Rückschlüsse sich für ganz Wien oder allgemein für die Sonntagsmessen bei einem Sample von nur drei Fällen schließen ließen. Doch wurde bei diesem Forschungsprojekt nicht ein quantitativer Ansatz gewählt, sondern von der Methodik der qualitativen Sozialforschung ausgegangen. Im folgenden Abschnitt wird, in Hinsicht auf die dokumentierte Studie, Rechenschaft über die angewandte Vorgehensweise gegeben werden, anhand der grundlegenden Prinzipien der qualitativen Sozialforschung.

Methodik gemäß der qualitativen Sozialforschung

Symbolischer Interaktionismus: Wirklichkeitsdeutung der Menschen im Vordergrund

Ziel der qualitativen Sozialforschung ist das hermeneutische Verstehen menschlichen Verhaltens, der Motive, die Menschen antreiben. Der hermeneutische Ansatz nach Lamnek¹³ besteht darin, dass soziale Interaktion, also Kommunikation, über Symbolisierung geschieht. Die Deutung der Umwelt geschieht dadurch, dass Menschen sich auf gewisse Symbole einigen, die diese Wirklichkeit bezeichnen. Gegenstände, Vorgänge und Realitäten begegnen den Menschen nicht an sich, sondern als Träger einer ihnen zugesprochenen Bedeutung. Dies ist ein konstanter Prozess der Interaktion zwischen Menschen: Bedeutungen werden erlernt und immer wieder von neuem diskursiv verändert. Qualitative Sozialforschung versucht den meist unbewusst geschehenden Prozess der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit, wie Menschen sie eben wahr – nehmen, zu reflektieren und verstehbar zu machen. Sie interessiert sich für das „Wie“ von Zusammenhängen und deren inneren Strukturen aus der Sicht der Betroffenen. Die Ergebnisse erlauben es die Personen zu kennen und vor allem festzustellen, wie sie zum Forschungsgegenstand stehen.¹⁴

Für die wissenschaftliche Vorgehensweise ist dies insofern von Bedeutung, als dass es nicht darauf ankommt zu untersuchen, was ist, sondern es wird erhoben, *wie die Menschen glauben, dass es ist.*¹⁵ Aussagen der Mitfeiernden über ihren Eindruck der Messfeier sind also weder objektive Feststellungen über die Gestaltung, noch rein subjektive Meinungen, da dort, wo sich Aussagen mehrerer decken, davon ausgegangen werden kann, dass es sich um eine gemeinsame Wirklichkeitsdeutung handelt.

¹³ Vgl. Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung, Bd 1: Methodologie, Weinheim³1995, 47 – 49.

¹⁴ A.a.O., 4.

¹⁵ A.a.O., 48.

Zentrale Prinzipien der qualitativen Sozialforschung

Im Folgenden werden die wichtigsten Grundsätze, wie sie Lamnek in seiner Methodologie vorschlägt¹⁶, erläutert:

Prinzip der Offenheit: Die Methode wird dem individuellen Forschungsprojekt angepasst und an ihm entwickelt.¹⁷ Bewusst wird er Wahrnehmungstrichter offen gehalten auch für unerwartete Informationen. Das Verfahren ist damit explorativ und Hypothesen generierend. Es gilt also nicht vorher fertige Annahmen durch eine Feldforschung zu belegen, sondern zu erheben, wie Menschen die Wirklichkeit sehen und deuten.

Prinzip der Interaktion: Qualitative Sozialforschung ist in erster Linie Kommunikation und Interaktion zwischen Forscher und Befragten. Der Forscher lässt sich durch die Aussagen der befragten Menschen gemäß dem Prinzip der Offenheit führen und tritt in einen Gesprächsprozess ein.

Prozesscharakter: Das Ziel ist den Konstitutionsprozess sozialer Wirklichkeit zu diskutieren, analysieren und zu rekonstruieren und durch verstehenden Nachvollzug zu erklären.¹⁸ Deutungs— und Handlungsmuster also zu erheben.

Reflexivität: Die Methodik erweist sich hermeneutisch insoweit als zirkulär, als jede Bedeutung reflexiv auf das Ganze verweist. Das Forschungsziel ist immer schon vorausgesetzt und der Prozess ist eine Rückkehr zum Ausgangspunkt.

Explikation: Wie bei jeder seriösen Forschungsarbeit ist die Nachvollziehbarkeit Grundvoraussetzung.

Flexibilität: Aus der Offenheit und dem prozessualen Charakter ergibt sich eine hohe Flexibilität der Vorgangsweise: Es ist immer möglich neue Punkte und Thesen in der Untersuchungssituation wahrzunehmen und zu verändern, was die relevanten Daten sind. Dieser Vorgang führt letztlich zu einer ständigen Zuspitzung des Blickes und des Focus.

Qualitätskriterien der Qualitativen Sozialforschung¹⁹

Gültigkeit: Externe Validität gilt, wenn von einer Versuchsperson auf die ganze Population geschlossen werden kann. Die Validitätsmethoden sind *ökologisch* (Gültigkeit im natürlichen Lebensraum der Befragten), *kommunikativ* (erneute Befragung oder Austausch zwischen Befragten), *argumentativ* (die Voraussetzungen werden offen gelegt und hermeneutisch fixiert), *kumulativ* (mit den

¹⁶ A.a.O., 22 — 28.

¹⁷ A.a.O., V.

¹⁸ A.a.O., 25.

¹⁹ A.a.O., 158 – 193.

Ergebnissen ähnlicher Untersuchungen zusammen geschaut), und *replizierbar* an der Praxis (mit dem Problem, dass die Wirklichkeit oft zu komplex dafür ist)

Stimmigkeit: Die Ziele und Methoden sind vereinbar und sind dem Untersuchungsziel angemessen.

Emergentistische Objektivität: Objektivität ergibt sich aus der Analyse des gemeinsamen Prozesses, da es gemäß des hermeneutischen Ansatzes des symbolischen Interaktionismus nur interpretierte soziale Wirklichkeit gibt. Objektivität ist so die Plausibilität der gemeinsamen Schlussfolgerungen.

Generalisierbarkeit: Qualitative Analysen sind immer Fallstudien, bei denen es um die Erkenntnis wesentlicher und typischer Zusammenhänge geht, die sich auch an wenigen Fällen aufzeigen lassen.²⁰ Es gilt das „Typische“ aufzuzeigen. Der Weg ist also induktiv vom allgemeinen ins Besondere und die Generalisierung durch „typische“ Fälle unter Scheidung von Wesentlichem und Unwesentlichem.

Vorgehensweise mittels qualitativer Interviews

Den Qualitätskriterien entsprechend gilt es bei der Methodik der qualitativ geführten Interviews „typische“ Personen auszuwählen, die dann befragt werden.²¹ Der Forscher unterliegt einer Selbstkontrolle. Gemäß dem Prinzip der Offenheit kann die Auswahl auch erweitert werden, genauso wie inhaltliche Ergänzungen im Prozess als geboten erscheinen können.

Beim vorliegenden Projekt „Gottesdienstqualität“ wurde die Methode des **fokussierten Interviews mit einem Leitfaden** gewählt, da sie dem untersuchten Vorgang sehr angemessen schien:

„Bei einem solchen Interview ist der Ausgangspunkt eine bestimmte erlebte Situation:

Ausgangspunkt des fokussierten Interviews ist die Tatsache, dass die zu Befragenden eine spezifische, konkrete, keineswegs experimentell konstruierte, sondern ungestellte Situation erfahren und erlebt haben: [...] Diese realen Feldsituationen hat der Forscher beobachtet und er versucht über eine Analyse der Situationen, die hypothetisch bedeutsamen Elemente und Muster herauszufiltern, indem er sich mit der Situation auseinandersetzt und die Reaktionen der in dieser Situation Beobachteten ermittelt [...]

²⁰ A.a.O., 192.

²¹ Vgl. Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung, Bd 2: Methoden und Techniken, Weinheim ³1995, 92ff.

EINFÜHRUNG

Auf der Grundlage dieser Beobachtungsanalyse formuliert der Forscher einen Leitfaden für das Interview, der die relevanten und anzusprechenden Themen, und die für die Situation wichtigen Aspekte und Elemente enthält. [...]. Die Behandlung dieser Themen erfolgt in Form von offenen Fragen und erzählenden oder berichtenden Antworten.

Ziel des Interviews ist es, die subjektiven Erfahrungen der befragten Personen in der früher erlebten und vom Forscher aufgrund der Beobachtung analysierten Situation zu erfassen. Dabei dienen die Befunde des fokussierten Interviews vor allem dazu, die auf der Basis der Beobachtung entwickelten und formulierten Hypothesen über vermeintlich relevante Elemente der Situation unter dem Aspekt der Gültigkeit neu zu betrachten“.²²

Es gelten dabei für den Gesprächsleiter die Grundsätze der Nicht – Beeinflussung, der Spezifizierung (Bitten, die eigene Wahrnehmung expliziter zu äußern) und der Tiefgründigkeit (durch selbst – offenbarende Kommentare ist es möglich in die Tiefe zu gehen und die grundsätzlichen Einstellungen zu erheben).

Folgende Charakteristika sind für qualitative Interviews wichtig²³:

Erstens sind sie mündliche, persönliche Einzelbefragungen und keine standardisierten Befragungen: Offenheit und der prozessuale Charakter prägen das Interview, in dem weder die Fragen noch deren Reihenfolge determiniert sind.

Zweitens werden daher offene Fragen gestellt, die auch wichtig sind um die Meinung der Befragten zu erheben.

Als methodische Maximen gelten dabei: Reflexibilität von Gegenstand und Analyse, Prinzip des Alltagsgesprächs, der / die Befragte ist Subjekt – die Wirklichkeitsdefinition dieses Menschen wird analysiert gemäß den allgemeinen Prinzipien der qualitativen Sozialforschung.

Folgende Methodisch – technische Aspekte sollten beachtet werden: Die Gespräche sollen im alltäglichen Milieu stattfinden. Es gilt der Vertrauensgrundsatz. Einige typische Fälle werden untersucht. Die Gesprächssituation ist asymmetrisch (einer erzählt, der andere hört zu), die Aufzeichnung der Interviews ist erwünscht.

Die Auswertung der Interviews erfolgt anschließend in 4 Phasen²⁴:

Transkription: Die aufgezeichneten Gespräche werden in lesbare Form gebracht, Regeln für die Behandlung der nonverbalen Signale müssen klar sein. Notwendige sozialstatistische Daten oder biographische Besonderheiten werden dem Transskript hinzugefügt, persönliche Informationen anonymisiert.

²² A.a.O., 79.

²³ A.a.O., 59 – 68.

²⁴ A.a.O., 108 – 110.

Einzelanalyse: Nebensächlichkeiten werden eliminiert und so ein konzentrierter Text erstellt. Dieser Text wird anschließend bewusst wertend integriert und charakterisiert: Die Besonderheiten werden herausgefiltert ebenso wie das Allgemeine des Interviews.

Generalisierende Analyse: Gemeinsamkeiten der Interviews werden gesucht ebenso wie die Differenzen herausgearbeitet werden. Symptome und Grundtendenzen lassen sich so herausfiltern. Eventuell lassen sich verschiedene „Typen“ von Befragten erstellen.

Kontrollphase: Durch Selbst und Fremdkontrolle im Bezug auf das gesamte Transskript der aufgezeichneten Gespräche werden Fehlschlüsse vermieden. Die Ergebnisse werden im Team ausgetauscht und durch die Wahrnehmung der anderen im Forschungsteam modifiziert.

Die Methodik des Projektes „Gottesdienstqualität“

Da das primäre Ziel des Projektes war, die Wahrnehmung von Sonntagsmessen aus der Sicht der Betroffenen zu erheben und ihre Motive und Einstellungen zur erlebten Liturgie zu klären, bot sich die Vorgangsweise der qualitativen Sozialforschung an. Von Anfang an galt das Prinzip der Offenheit und der Flexibilität sowie der Entwicklung von Hypothesen im Dialog mit den Gemeinden, die in den Gesamtprozess eingebunden wurden. Sowohl die Aussagen der quantitativen Untersuchung mittels eines Einreiß — Fragebogens²⁵ als auch die jeweils sechs geführten fokussierten qualitativen Interviews wurden gemeinsam mit den Wahrnehmungen der beobachteten Studenten genutzt, um typische Fälle zu erhalten und allgemein die im Vorfeld entwickelten Annahmen zu verifizieren. Die Ergebnisse wurden den Gemeinden zurückgemeldet und weiter diskutiert.

Die Planungsphase mit den Vertretern der Gemeinden

Im zweiten Abschnitt des Kapitels soll nun die vorbereitende Planungsphase des Projektes beleuchtet werden, die bereits mit Beteiligten aus den Pfarrgemeinden in Angriff genommen wurde.

Beteiligungsweise der drei Pfarrgemeinden

Drei Pfarrgemeinden meldeten sich freiwillig, um an diesem Projekt teilzunehmen und ihre Sonntagsmessen qualitativ zu verbessern. Nicht die Beobachtung und Expertise von Experten sollte dabei im Vordergrund stehen, sondern die

²⁵ Die Vorlage des Fragebogens findet sich im Kapitel 5. Die Genese der Fragekomplexe wird in diesem Kapitel erläutert werden.

EINFÜHRUNG

gemeinsame Reflexion der Wahrnehmungen in Konfrontation mit pastoraltheologischen wie liturgiewissenschaftlichen Kriterien.

Folgende Pfarrgemeinden nahmen teil (in alphabetischer Reihenfolge):

Pfarre Lainz (Wien 13)

Pfarre Schwechat

Pfarre Stadlau (Wien 22)

Für die quantitative Untersuchung wurde auch ein Gottesdienst der Pfarre Aspern (Wien 22) miteinbezogen, jedoch nahm diese Pfarrgemeinde nicht offiziell am Projekt teil und es gab dort auch keine weiteren Schritte.

Vertreter dieser Pfarrgemeinden wurden zum ersten Treffen des Seminares eingeladen, dessen Ergebnisse kurz dargestellt werden:

Reflexion der Eigenerfahrung und Sammlung der jeweils fünf wichtigsten Themen

Bei diesem ersten Treffen wurde in Gruppengesprächen versucht, mittels Reflexion eigener Erfahrungen erste Kriterien von gelungenen oder misslungenen Gottesdiensten zu erhalten. Aus den Einzelaussagen und den fünf jeweils wichtigsten Themen der drei Gesprächsgruppen ergaben sich dann fünf zentrale Bereiche²⁶:

Beziehung: Gottesdienste hinterlassen einen positiven Eindruck, wo Gemeinschaft untereinander und darin mit Christus konkret erfahrbar wurde im gemeinsamen Feiern und Mitfeiernde dadurch berührt wurden.

Eigene Erfahrung: Je mehr man selber und das eigene Leben vorkommen im gottesdienstlichen Geschehen und in Verbindung mit Gott gebracht wird, desto existentieller ist die Mitfeier. Eine Phase des „Ankommen Dürfens“ wird im Hinblick darauf schmerzlich vermisst.

Rahmenbedingungen: Unbestritten ist, dass die Rahmenbedingungen und die Gestaltung der verbalen wie nonverbalen Elemente eine wesentliche Rolle spielen für das Empfinden der Mitfeiernden. Sprache, Musik, Gebetstexte, Symbolhandlungen, das angesprochen sein möglichst vieler Sinne, auch die Stille, Ort und Zeit, Farben, Licht etc. prägen die Gesamtatmosphäre und „Stimmigkeit“.

Veränderung: Die These ist, dass Messfeiern in der Wahrnehmung der Christen „harmlos“ sind. Geschieht Verwandlung durch die Gottesbegegnung? Setzen sich die Mitfeiernden der Gottesgefahr aus und sehen sich als „Gesendete“? Helfen Messfeiern den Menschen zu glauben, zu lieben, zu leben?

²⁶ Die Reihenfolge ist hier in keiner Weise wertend zu verstehen.

Wird der Feierinhalt deutlich, dass hier Christen gemeinsam Tod und Auferstehung Christi feiern? Es erhob sich aus der Eigenerfahrung mancher der Zweifel, ob nicht besonders gestaltete Gottesdienste den Blick der Gläubigen auf „Actionelemente“ lenken und die Mitte der Feier so nicht zum Tragen kommt.

Pastoraltheologische und liturgiewissenschaftliche Grundlegung

In einem weiteren Schritt erfolgte im Rahmen einer geblockten Seminarsitzung eine erste theologische Grundlegung anhand von Beiträgen, welche die teilnehmenden Studenten ausgearbeitet hatten. Besonderes Augenmerk wurde von pastoraltheologischer Seite her auf das pastoraltheologische Gefüge „Was suchen die Menschen heute“ und „Was feiern wir mit den Gemeinden“ sowie auf die Frage nach der Ritendiakonie gelegt²⁷ in Fokussierung auf die Eucharistiefeier (Erfahren die Gläubigen die Liturgie als heilsam?).

Konkretisierungsphase

In einem nächsten Schritt wurden die Ergebnisse der ersten Sitzung und die Diskussionsergebnisse der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zusammengeführt und das konkrete Vorgehen in den Gemeinden erarbeitet. Zwei Untergruppen wurden gebildet. Aus liturgiewissenschaftlicher Sicht wurde ein Beobachtungsraster entworfen und die wesentlichen Kriterien abgesteckt. Aus pastoraltheologischer Perspektive wurde ein Einreiß – Fragebogen entworfen, der möglichst einfach grundsätzliche Daten von allen Mitfeiernden erheben sollte. Als zweites wurde ein Leitfaden für die jeweils sechs zu führenden Interviews erstellt und die Vorgehensweise für die möglichst repräsentative Auswahl der Interviewpartner getroffen.

Der Einreiß – Fragebogen²⁸

Folgende Fragen wurden damit erhoben:

Daten zur Person: Altersgruppe, Geschlecht

Daten zum Verhältnis zur Pfarrgemeinde: Frequenz des Gottesdienstbesuches, Zugehörigkeitsgefühl zu pfarrlichen Gruppe, Gefühl in der Christengemeinschaft zu Hause zu sein

Aussagen zum aktuellen Gottesdienst: Motiv der Mitfeier (Erwartungshaltung), Eindruck der Predigt, angesprochen sein durch Feier, Wie des Wegehens (Erfahrungen). Mehrfachantworten waren hier jeweils zulässig.

²⁷ Da der zweite Teil der Dissertation diese Kriterien reflektiert und vertieft, kann hier auf eine ausführlichere Behandlung verzichtet werden.

²⁸ Eine Kopie des Einreißfragebogens befindet sich im Kapitel 5.

EINFÜHRUNG

Die zweite Aussagengruppe wurde gewählt um zu erheben, ob bei der Beantwortung des dritten Themenkorbes Unterschiede zwischen „Pfarrinternen“ und „nur Gottesdienstbesuchern“ bestehen bzw. ob Menschen, die jeden Sonntag mitfeiern andere Motive und Erfahrungen machen als Christen, die seltener kommen. Die fünf wichtigen Themen der ersten Sitzung spiegeln sich auch in den Optionen wider.

Der Leitfaden für die Interviews

Da auch jeweils der Vorsteher der Liturgie (der Priester) interviewt werden sollte und gewisse Fragen beiderseits nicht sinnvoll erschienen, wurden zwei leicht abweichende Varianten des Leitfadens erstellt (Leitfaden A für Gemeindemitglieder, Leitfaden B für Priester).²⁹ Entsprechend der oben dargestellten Prinzipien für qualitative Interviews ist der Leitfaden nicht deterministisch und stellt auch offene Fragen.

Die Grundstruktur richtete sich dabei nach den fünf Themenkörben, die im Seminarprozess weiter differenziert und ausgearbeitet wurden:

Am Beginn wurden offene Fragen zum Gesamteindruck des Gottesdienstes und der grundsätzlichen Einstellung zur Messfeier gestellt. Die Frage nach der persönlichen Vorbereitung erschien ebenfalls relevant in Hinsicht auf die „ars celebrandi et vivendi“.

Der zweite Abschnitt „Grunderfahrungen“ beschäftigte sich mit dem Spannungsgefüge zwischen Erwartungshaltung vor dem Gottesdienst und der Erfahrung, die tatsächlich gemacht wurde.

Der dritte Themenblock griff die Verankerung in die verschiedenen Lebensbereiche der Menschen auf, wie Lebensthemen, Pfarrgemeindethemen und sozialpolitische Probleme in der Eucharistie aufgegriffen werden und ihren Platz finden.

Der vierte Abschnitt widmete sich der Frage nach der Erfahrung gemeinsamen Feierns und der Beziehungen in der Gottesdienstgemeinde. Die persönliche Wahrnehmung der Mitfeiernden wie die Intensität der Zusammengehörigkeit und Offenheit der Feiernden spielten hier eine Rolle

Der fünfte Fragenkomplex zielte in Richtung der Möglichkeiten zur Partizipation sowie der Wahrnehmung der Rollenträger.

Der sechste Abschnitt beschäftigte sich mit den einzelnen Feierelementen und mit den Rahmenbedingungen: Gesang, Wort, Stille, besonders die Predigt, die Ausgestaltung der Symbole, der Eindruck des Kirchenraumes etc.

²⁹ Die beiden Leitfäden finden sich im Kapitel 5.

Offene Fragen und ein statistisches Personenblatt rundeten den Leitfaden ab.

Durchführung in den drei ausgewählten Gemeinden

Für Februar und März wurden die Beobachtungstermine in den drei ausgewählten Gemeinden in Absprache mit den jeweiligen Pfarrern terminisiert. Das endgültige Vorgehen beinhaltete nun folgende Schritte im und nach dem Gottesdienst:

Der Gottesdienst wurde mittels Videokameras aufgezeichnet.

Die Studenten beobachteten die Messe und füllten den liturgischen Raster aus und hielten in einem kurzen Fragebogen „Eindrücke nach dem Gottesdienst“³⁰ fest.

Bei den Verlautbarungen wurde das Projekt vorgestellt und der Einreiß— Fragebogen an alle Mitfeiernden verteilt. Schachteln am Ausgang dienten zur einfachen Rückgabemöglichkeit.

Am Ende des Gottesdienstes suchten die Studenten fünf Interviewpartner zu finden³¹, die nach Möglichkeit altersmäßig weit gestreut sein sollten. Die Vorbereitungsgruppe interessierte sich außerdem besonders für:

Eine/r, der eine Rolle in der Messfeier übernahm

Jemand, der zu spät in die Liturgie kam

Personen, die „nur“ an der Messfeier teilnahmen, aber sonst keinen Gemeindebezug haben

Mit den ausgesuchten Partnern wurde innerhalb der nächsten Woche ein günstiger Termin für das Interview ausgehandelt. Die Interviews wurden auf Kasette aufgezeichnet und später transkribiert.

Auf Ersuchen des Pfarrers von Lainz wurde auch die dortige Jugendmesse besucht und mittels Einreißfragebogen ausgewertet. Da in allen drei untersuchten Pfarrgemeinden sog. „Familiengottesdienste“ visitiert wurden, entschied das Vorbereitungsteam das Material mit den Ergebnissen der Fragebogen zweier „traditionellen“ Sonntagsmessen anzureichern. Ausgewählt wurde dafür die Frühmesse der Pfarre Aspern, Wien 22, und die zweite Vormittagsmesse der Pfarre Lainz, Wien 13.

³⁰ Kopie im Kapitel 5.

³¹ Anm.: Der sechste Interviewte war ja immer der Vorsteher der Liturgie.

Auswertung und Feedback an die Gemeinden

Die Auswertung des umfangreichen Materiales erfolgte in mehreren Schritten im Frühjahr 2002:

Die Beobachtungsbögen wurden liturgiewissenschaftlich ausgewertet und auf Auffälligkeiten hin untersucht. Obwohl die liturgische Perspektive nicht Schwerpunkt dieser Arbeit darstellt sei darauf hingewiesen, dass in allen drei besuchten Familiengottesdiensten die Vorgaben der Liturgie des Zweiten Vatikanums ausgestaltet und die Gottesdienste als stimmig und im Verhältnis zwischen verbalen und nonverbalen Elementen als ausgewogen empfunden wurden. Im Feedback an die Pfarrgemeinden wurden aber Entwicklungsbereiche und Gefahren aufgezeigt.

Die Einreißfragebögen wurden mittels Computers statistisch ausgewertet und durch Clusterbildungen versucht, „Typen“ von Mitfeiernden zu generieren.

Im letzten Schritt wurden die geführten Interviews, die als Transskript vorlagen gemäß den weiter oben vorgestellten Prinzipien bearbeitet. Die gewichtigen Textpassagen wurden dabei einer Codeliste³² zugeordnet und anschließend zu thematischen Aussagen verdichtet.

In einem Treffen mit den Vertretern der Pfarrgemeinden wurden die ersten Ergebnisse mittels einer Computer — gestützten Präsentation vorgestellt und mögliche Konsequenzen und Ideen zur Weiterarbeit erläutert. Nach dem Abschluss der Auswertung der Interviews wurde jeder Pfarrgemeinde auch ein schriftliches Feedback übermittelt.

Offener Abschluss: Wie wird der Prozess weiterverfolgt?

Durch das wissenschaftliche Projekt gemeinsam mit den drei Wiener Pfarrgemeinden sollte auch ein Prozess angeregt werden, der die Ergebnisse fruchtbar werden lassen soll für die Feierqualität der Sonntagsmessen in der Großstadt Wien. Um die Ergebnisse einem größeren Kreis bekannt werden zu lassen, wurden weitere Schritte überlegt:

Erstens wurden das Projekt und dessen Ergebnisse dem Vikariatsausschuss für Liturgie vorgelegt und gemeinsam mit diesem Schritte zur Weiterarbeit erläutert. Die Errichtung eines Teams „Gottesdienstberatung“ in der Diözese in Zusammenarbeit mit den Instituten für Pastoraltheologie und Liturgiewissenschaft, das die Gemeinden bei der Weiterentwicklung ihrer Gottesdienstkultur unterstützen könnte war ein Vorschlag. Auch die Pflege der „Ars celebrandi“ wird in der Aus— und Weiterbildung der Priesteramtskandidaten, Priester und ständigen Diakone aber auch bei den KommunionhelferInnen, LektorInnen, KantorIn-

³² Vgl. Kapitel 5.

nen besonders gepflegt werden müssen. Der „Leitfaden zur Gottesdienstkultur“ soll interessierten Pfarren zur Verfügung gestellt werden und Anregungen und Beispiele für eine gelungene Gottesdienstpraxis enthalten.

Zweitens schrieb Dr. Markus Beranek, der Leiter des Seminars von Seiten des Institutes für Pastoraltheologie, einen Artikel in der Zeitschrift „Thema Kirche“.

Drittens wurden die Materialien (Fragebogen, liturgisches Schema, „Leitfaden zur Gottesdienstkultur“ und Thesen zur objektiven Eigenbeobachtung) im Internet zur Verfügung gestellt.

Viertens wurde das Projekt im Herbst 2002 und Frühjahr 2003 in verschiedenen Dekanatskonferenzen vorgestellt und Pfarrgemeinden ermutigt, objektiv ihre eigene Feierkultur in den Blick zu nehmen.

Fünftens wurde am Institut eine zweite Forschungsphase für das Studienjahr 2002 / 2003 gemeinsam mit dem Medienforscher Dr. Gall in Angriff genommen, die Aussagen eines größeren Personenkreis in den Blick nehmen soll, um noch repräsentativere und detailliertere Ergebnisse zu erhalten. 165 Personen, die sich gemeldet haben, wurden auf ihre Mess— Erfahrungen mit der von Dr. Gall entwickelten Reactoscope Methode befragt und die ersten Ergebnisse mit einer Expertenrunde diskutiert.

DIE AUSGANGS – THESEN DER QUALITATIVEN STUDIE

Im Folgenden werden nun die Thesen erläutert, die der Durchführung des Projektes zu Grunde lagen und sowohl die Formulierung des Fragebogens als auch der Leitfäden wie der Auswertung prägten:

Menschen suchen Gotteserfahrung aus „ersten Hand“

Eine der wichtigen Erkenntnisse der soziologischen Forschung der Allensbacher Untersuchungen³³ ist, dass Menschen die Kirche nicht verlassen, weil sie „beleidigt“ worden sind, sondern aufgrund mangelnder Gratifikationen. Sie finden im Handeln der Kirche nicht das, was sie suchen, und gehen weg, so wie die Menschen nach der Brotrede Jesu. Auch wenn die Suche nach Spiritualität heute sehr diffus erscheint, so ist der Wunsch nach „erfahrbarer“ Transzendenz, nach Heilung und Glück ein wichtiger Trend der heutigen Zeit. Scheinbar fühlen Gottesdienst Mitfeiernde diesen Wunsch in der Praxis der Sonntagsmesse, wie sie von Gemeinden gefeiert wird, nicht erfüllt. Statt heilsamer Gottesbegegnung erfahren sich die Gläubigen als „auf die Schulbank“ gesetzt und belehrt. In der Zeit der Krise von Institutionen und Traditionen genügen den Feiernden bloß bezugte und vorausgesetzte Glaubenserfahrungen und die intellektuell theologische Wissensvermittlung nicht mehr. Dort, wo die Mitfeiernden in der Feier in einer näher zu definierenden Weise Gott begegnet sind, erhält die Messfeier eine ungeahnte Qualität im Leben der Christen.

Christliche Liturgie eröffnet ja einen Raum zur Begegnung mit dem Auferstandenen und korreliert so mit der spirituellen Sehnsucht der Menschen von heute.

Geschenk und Gestaltung

Unbestritten ist weder eine solche unmittelbare Begegnung mit Gott noch der „ideale Gottesdienst“ nicht „machbar“ und bleibt in der Unverfügbarkeit Gottes, der sich schenkt und offenbart. So verstanden ist Liturgie immer „Gottes – Dienst“. Es gibt aber Elemente, die für die Feier hinderlich oder förderlich sind. Diese Gestaltungselemente können die in der sonntäglichen Eucharistie gefeierte Communio mit Gott und mit den anderen Christen deutlich werden lassen und

³³ Vgl. Institut für Demoskopie Allensbach, Studie „Trendmonitor religiöse Kommunikation“.

so die heilsame Kraft der Liturgie entfalten — oder behindern. Die für heutige Menschen richtige „Inszenierung“ bei bleibender Identität zu finden ist bleibende Aufgabe der Kirche. Messe ist daher immer auch „Menschen – Dienst“. Die Forschungsaufgabe ist daher nicht, eine für alle Zeiten geltende Gestaltung zu finden, sondern Kriterien aus der Sicht der Feiernden selbst zu erheben: Welche Gestaltungsmerkmale die Sonntagsmessen in Wien für die Mitchristen „attraktiv“ werden lassen oder wodurch sie behindert werden, sich der Begegnung mit dem auferstandenen Christus in der Feiergemeinde zu öffnen.

Unterschiedliche Motive beachten

Die Motive der Mitfeiernden am Gemeindegottesdienst teilzunehmen sind erwartungsgemäß unterschiedlich, jedoch grundsätzlich kategorisierbar:

Es gibt biographische Gründe (z.B. Menschen, die Trost, Sicherheit, oder Abstand vom Alltag suchen)

Soziale / kirchliche Gründe (z.B. Christen wollen die Gemeinschaft der Christen erfahren und ihr (Glaubens—) Leben mitteilen, sekundär Motive sind auch „um gesehen zu werden“)

religiöse Gründe (z.B. Christen, die bewusst Tod und Auferstehung Christi feiern; Menschen, die eine direkte Gottesbegegnung wünschen).

kulturelle / traditionelle Gründe (z.B. Menschen, die den Sonntagsgottesdienst als Teil der Lebenskultur sehen oder deswegen gehen, weil es (in ihrem Leben) „immer so war“; Diese Motivationen werden in der Grosstadt immer seltener anzutreffen sein. Andererseits gibt es viele Menschen gerade in Wien, die sich einen besonderen Kunstgenuss erwarten und Messen mit Konzertcharakter aufsuchen.)

Menschen mit hohen sozialen Erwartungen werden in Gemeinden Heimat finden, wo sie durch und im Umfeld des Gottesdienstes in tragfähige und verbindliche Beziehungen einbezogen werden. Den biographischen Motiven kann durch Elemente, in denen explizit Bezug auf die alltägliche Lebenssituation der Mitfeiernden genommen wird, Rechnung getragen werden. In Feiern, wo der Kern dessen, was gefeiert wird, deutlich wird und nicht durch überbordende Sonder-elemente verschleiert wird, werden auch die christlich – religiösen Erwartungen nicht enttäuscht. Ebenfalls dürfen nicht diejenigen vergessen werden, die in großer Treue „immer schon“ kommen und sich auch eine „traditionelle“ Gestaltung wünschen.

Gottesdienst als Wahl freier und mobiler Christen

Der Unterschiedlichkeit der Erwartungen an den Gottesdienst werden auch eine bunte Gottesdienstgemeinde und eine Vielzahl an unterschiedlichen Profilen von Sonntagsmessen entsprechen. Diese Vielfalt ist eine Chance der Großstadt, die der kirchlichen Mobilität der Christen heute entgegen kommt: Menschen suchen sich den Gottesdienst, der am ehesten ihren Wünschen entspricht, sie sind nicht mehr an Pfarrgrenzen gebunden. Die Vielfalt innerhalb einer Gemeinde wird ergänzt durch eine Buntheit an deutlich profilierten Gottesdienstformen im Umfeld der eigenen Pfarrgemeinde. Nicht jede Pfarrgemeinde muss dann alle Formen ausprägen, und kann auch auf ihre eigenen Stärken und Ressourcen aufbauen.

Die Messe lebt vom gemeindlichen Umfeld

Gottesdienst ereignet sich im gemeindlichen Umfeld. Je deutlicher in der Sonntagsmesse wird, dass hier eine Gemeinschaft feiert, deren Beziehungen über den rituellen Rahmen hinausgehen, desto eher werden die Mitfeiernden zur „participatio actiosa“ angeregt und zu einer stärkeren Verbindlichkeit der Teilnahme geführt. In den so genannten „Familiengottesdiensten“ wird das „Miteinander“ (Koinonia) der Christen deutlicher erfahrbar als in „traditionellen“ Messen.

Dem Leben des Einzelnen Raum geben

Je deutlicher wird, dass es um das konkrete Leben des Einzelnen geht (also ein unmittelbarer Lebensbezug für den Feiernden deutlich wird, das entspricht der anabatischen Dimension der Liturgie), das in Beziehung mit dem Auferstandenen gebracht wird (das entspricht der katabatischen Dimension) und so gewandelt wird (diabatische Dimension), desto qualitätsvoller wird der Einzelne die Messfeier erfahren. Dem Leben des Einzelnen wird Raum gegeben durch Stillelemente, Formen, dass jeder Einzelne sich bewusst einfinden kann, oder durch eine ansprechende Predigt, die kurz und praktikabel die Worte der Heiligen Schrift mit dem konkreten Leben verknüpft.

Vergesst die Liebe nicht!

Gesellschaftlich wird Kirche heute primär über ihr caritatives Engagement wahrgenommen. Messe und Kirche wird dort glaubwürdig sein, wo im Gemeindegottesdienst die kirchlichen Grundvollzüge des Miteinander Feiern (Koino-

nia), der Gotteserfahrung (Mystik), des Glaubenszeugnissen (Martyria) und der Mitmenschlichkeit (Diakonia) nicht auseinander fallen, sondern als Ganzes wahrgenommen werden. Die oft vernachlässigte diakonische Dimension der Eucharistiefeyer (den Sinn der Kollekte erhellen, konkrete Hilfsprojekte der Pfarre, der gesellschaftspolitische Bezug) bedarf besonderer Aufmerksamkeit, ebenso die Dimension der Befähigung zum Glaubenszeugnis durch die Feier (missionarische Dimension der Liturgie).

Tätige Teilnahme fördert die Identifikation

Die liturgische Bewegung und das Zweite Vatikanische Konzil betonen das Prinzip der Rollenverteilung.³⁴ Die Messfeier wird als ansprechend wahrgenommen, wenn die liturgischen Rollen verteilt und der Dienst sachgemäß und engagiert ausgefüllt wird. Für den Vorsteher der Feier wird eine entwickelte „ars praesidendi“ notwendig, die sich sowohl in ästhetischem und sachgerechtem Vollzug als auch im spürbarem „Feuer des Glaubens“ äußert. Der Priester wirkt glaubwürdig, wenn er als glaubender und feiernder Christ für die Mitfeiernden spürbar wird.

Stimmigkeit der verbalen, nonverbalen und symbolischen Kommunikation

Die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils hebt die Stimmigkeit und Verständlichkeit der Riten hervor: *„Die Riten mögen den Glanz edler Einfachheit an sich tragen und knapp, durchschaubar und frei von unnötigen Wiederholungen sein. Sie seien der Fassungskraft der Gläubigen angepasst und sollen im Allgemeinen nicht vieler Erklärungen bedürfen.“*³⁵ Die sonntägliche Eucharistiefeyer wird daher ansprechend, wenn Sorgfalt auf die verbale wie nonverbale und symbolische Kommunikation gelegt wird, wobei auch die Gestaltung des visuellen Umfeldes „Bände spricht“.

Dazu gehören

Verständlichkeit der Sprache (akustisch wie inhaltlich);

Die deutliche Ausfaltung der zentralen Symbolhandlungen (Die Brotbrechung, die oft wenig beachtet wird, diene hier als Beispiel);

das Ansprechen möglichst vieler Sinne;

³⁴ Vgl. SC 27 – 29.

³⁵ SC 34.

DIE AUSGANGS – THESEN DER QUALITATIVEN STUDIE

die Ausgewogenheit zwischen Sprachakten, Symbolhandlungen und Stille;

Die sachgerechte und zum Mitsingen einladende musikalische Gestaltung;

Eine an— und entsprechende Raumgestaltung (Altarraumgestaltung, Feiern gegen den Raum?);

Die Vermeidung störender Rahmenelemente (z.B. nicht entsprechendes liturgisches Geschirr oder vernachlässigte liturgische Kleidung, verwelkte Blumen, schiefe Kerzen).

Werden auch diese „Rahmenelemente“ beachtet, wird das Ganze der Feier stimmig und einladend wirken.

Gottesdienst feiern ohne Konsequenzen?

Unsere Messfeiern sind zu harmlos. Bei kaum einem Gottesdienst gibt es noch das „Erschrecken“, das Vernehmen des Umkehrufes oder das Verspüren der heilenden Wirkung von Liturgie. Vergessen wird, dass Gott selbst es ist, der sein Volk zusammenruft, um das Leben zu revolutionieren und neu in den Feiernden die Gestalt des auferstandenen Christus auszuprägen! Das Ziel ist ja, die Welt und das je eigene Leben auf Reich Gottes hin zu verändern — aber das wird durch unsere Gottesdienste zu wenig deutlich.

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

Nachdem nun die Thesen erläutert wurden, die der Befragung zu Grunde lagen, sollen diese nun mit den Ergebnissen konfrontiert werden. Diese gliedern sich in drei „Bausteine“: Die Beobachtungen durch die Studierenden, die Auswertung des Einreißfragebogens und die Resultate der qualitativen Interviews. Ergänzt werden diese Befunde durch einen Ausblick auf die Auswertung der zweiten Phase des Projektes, die jedoch nur ansatzhaft dargestellt wird, da sie nicht eigentlicher Gegenstand dieser Arbeit ist.

Die Ergebnisse der Beobachtung durch die Studierenden

Die Ergebnisse im Überblick

Die Suche hat sich gelohnt, da in den drei visitierten Pfarrgemeinden eine hohe Feierkultur vorzufinden war. Das Projekt Gottes—Dienst—Qualität will ja vorhandene Ressourcen aufzeigen und Beispiele gelungener Feierkultur sichtbar machen. Die Besuche in den Gemeinden boten ein lebendiges Bild: Die Gottesdienste wurden als ausgewogen und den Vorstellungen der erneuerten Liturgie des Zweiten Vatikanischen Konzils entsprechend gestaltet erlebt, liturgisch sachgerecht und auch situationsbezogen ausgestaltet. Der Rahmen, den die liturgischen Vorschriften ziehen, wurde sinnvoll angewandt, ohne in Formalismen zu verfallen. Generell wurde also ein hohes Niveau der Feierkultur samt einer angenehmen Form der Inszenierung der versammelten Gemeinschaft und ihres liturgisch strukturierten Zueinander auf dem Boden der Theologie und Ekklesiologie des Zweiten Vatikanums festgestellt.

Bemerkenswert war, dass in allen drei Fällen es sich um so genannte „Familiengottesdienste“³⁶ handelte, mit kindgerechten Elementen und musikalischer Gestaltung mittels Neuem Geistlichen Liedgut.

Dabei wurden vor allem folgende Bereiche als hilfreich und sehr gelungen erlebt:

Eine ansprechende und sinnvolle musikalische Gestaltung (instrumental wie gesänglich)

³⁶ Zur Differenzierung und Beschreibung vgl. entsprechenden Abschnitt in Kapitel 4.

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

Phasen der Stille

Eine Predigt, die Brücken zum Leben schlägt

Die Entfaltung der unterschiedlichen Rollen im Gottesdienst über den Dienst des Vorstehers (Priesters) hinaus: LektorInnen, MinistrantInnen, KommunionhelferInnen, Schola etc., die die aktive Teilnahme fördern.

Das authentische Verhalten des Vorstehers und der anderen RollenträgerInnen

Kindern wird in den „Familiengottesdiensten“ Raum gegeben. Dabei ist ebenso zu beachten, dass die Erwachsenen in derartigen Gottesdiensten nicht auf Dauer unterfordert werden und dass manche Mitfeiernde Kinder im Gottesdienst als Störmomente erleben.

Sinnenfällige Zeichen wie das Brechen und Verteilen des eucharistischen Brotes, der Einsatz von Kerzen und Weihrauch etc

gemeinschaftsbildende Elemente

Neben diesen erfreulichen Erkenntnissen wurden aus den Beobachtungen und deren Reflexion aber auch einige Hinweise für auftauchende Problembereiche gegeben, in die Aufmerksamkeit und Kraft investiert werden können:

Die Rolle des Vorstehers verlangt heute weit höheres Anforderungsprofil als noch vor etwas mehr als einer Priestergeneration. Der Umgang mit der eigenen Rolle und den anderen liturgischen Rollenträgern, eine hohe Predigtkunst und mystagogische Fähigkeiten, ohne in die Rolle eines Regisseurs zu fallen, sind Beispiele einer „ars praesidendi“, die es in der Aus – und Weiterbildung von Priestern zu beachten gilt.

Die Pädagogisierung der mystagogischen Elemente, vor allem, dass vor dem Vollzug einer Handlung diese erklärt wird, ist eine latente Gefahr. Echte Mystagogie arbeitet nach dem erlebten Handeln die Erlebnisse auf verdichtet sie zu religiösen Erfahrungen. Auch ausführende Kommentare zu Handlungen oder Gebetsparaphrasen vor oder nach den Gebeten sollten vermieden werden.

Die Verwendung der liturgischen Funktionsorte (wie Altar und Ambo) ist meist nicht sehr konsequent. Weder sollte der Altar als Ablagefläche benutzt werden noch Fürbitten oder Verlautbarungen vom Verkündigungsort vorgetragen werden.

Auch die Ausgestaltung des Wegcharakters in Prozessionen – etwa zur Gabenbereitung – sowie die Vermeidung von unnötigen Wegen bedürfen der Aufmerksamkeit.

Verbale und nonverbale Kommunikation sollten sich nicht widersprechen. Glockenzeichen oder auf und abtretende MinistrantInnen im Hochgebet stören zum Beispiel die verbale Einheit des Eucharistischen Hochgebetes.

Eine der zentralen Zeichenhandlungen, das „Brotbrechen“, das der ganzen Feier in apostolischer Zeit ihren Namen gab, ist in Gefahr oft durch Friedenslieder unterzugehen.

Die Eröffnung hätte die knappe Funktion der Konstituierung der Feiergemeinde als gottesdienstlicher Versammlung und der Hinführung zur eigentlichen Feier, die mit dem Wortteil beginnt. Sie wird heute (nicht nur in der Praxis, auch im heutigen Messordo) eher zu einer relativ undifferenzierten Anhäufung von Riten und Texten. Vom Anfang der Feier bis zum Tagesgebet sollten aber nicht mehr als 10 Minuten vergehen und nicht der Inhalt der Schriftlesungen vorweggenommen werden. Auch die Anhäufung von Liedern ist zu vermeiden.

Großer Aufholbedarf besteht auch bei der musikalischen Gestaltung, die zwar durchaus positive Beispiele sach— und funktionsgerechter Liedauswahl aufweist, mitunter aber keine oder wenig Rücksicht auf die liturgischen Funktionen nimmt. Vor allem die Zwischengesänge (Antwortpsalm und Halleluja) sind weder textlich noch in der Gattung wirklich befriedigend. Auch die Zuordnung der Begleitgesänge zu den entsprechenden Handlungen (Einzugsgesang; Kommuniongesang, aber auch Agnus Dei) bleibt meist unberücksichtigt. Scholae sind teilweise vorhanden, selten aber KantorInnen.

Auffälligkeiten in einzelnen Pfarrgemeinden

Pfarre Lainz

Kinder sind generell ein großes Thema in dieser Pfarre – sowohl positiv, als auch negativ! Positiv fällt auf, dass die Kinder stark beteiligt werden, sie Raum finden, sich auch bewegen dürfen und dass in einem eigenen Kinderwortgottesdienst auch auf sie eingegangen wird. Es wird festgestellt, dass die Kinder oft auch Seismograph für die Stimmung der Gemeinde sind. Negativ fällt aber auch auf, wenn Eltern ihre Kinder kaum mehr beaufsichtigen und die entstehende Unruhe die innere Teilnahme anderer Mitfeiernder stört.

Der eigene **Kinderwortgottesdienst** war sehr liebevoll und aufmerksam gestaltet (Raummitte, Wiederholung der letzten Elemente, Einbeziehen aller Sinne, Einheit mit Gemeindegottesdienst durch Abholen der Kinder betont)

Gemeinschaft als Motiv des Gottesdienstbesuches steht im Vordergrund. Generell scheint der Sonntagsgottesdienst in enger Beziehung zum sonstigen Gemeindeleben zu stehen, denn er ist etwas, das „einfach dazu gehört“, wo man die anderen Gemeindemitglieder trifft und mit ihnen gemeinsam feiert.

Die „ars celebrandi“ des **Pfarrers** wird sehr positiv empfunden, vor allem seine liebevolle und offene Art und dass er als Glaubender authentisch wirkt.

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

Auch die auf das Alltagsleben bezogene Predigt fiel auf und der Wunsch, das Gehörte in Predigtgesprächen zu vertiefen.

Der **Kirchenraum** wird generell als gemeinschaftsfördernd, hell, warm und (vom Konzept her) gut durchdacht beschrieben. Obwohl er mehr Gestaltungsmöglichkeiten bietet, können sich einige Kirchenbesucher nicht mit der modernen Architektur anfreunden. Bemängelt werden hier vor allem die schlechte Akustik, und dass es im Sommer sehr heiß wird, bzw. dass man mitunter von der Sonne geblendet wird.

Unangenehm auffallend ist eine große Unruhe vor der Messfeier und wenn viele der Mitfeiernden zu spät kommen.

Pfarre Stadlau

Ähnlich wie in der Pfarre Lainz fielen die Aktualität der Predigt und die Betonung der Gemeinschaft auf, die durch vielfältige Elemente „inszeniert“ wurde (z.B. gesungener Kanon, Hände reichen beim Vater Unser).

Ebenfalls auffällig war die gute Verbindung von Wortgottesdienst und Eucharistiefeier durch den thematischen Gesang bei der Gabenbereitung. Das Hochgebet war deutlich als Höhepunkt der Feier erlebbar, bes. durch die Akklamationen mit starker Gemeindebeteiligung.

Pfarre Schwechat

Als eine gute Ausgangsbasis für eine liturgische Feier soll hier die spürbare freundschaftliche Verbundenheit des Vorstehers mit der Gottesdienstgemeinde und der Gemeindemitglieder untereinander eigens genannt sein, weil dies gewiss nicht überall selbstverständlich ist.

Durch die gesamte Liturgie zog sich inhaltlich ein „roter Faden“ („Vom Blindsein zum Sehen durch Jesus / Gott“). Die eigenen, der Zielgruppe angepassten Gebete und die Einbeziehung der Kinder und ihrer Anliegen (Bitten und Dank) in die Präfation sind ebenfalls gelungene Elemente. Auffällig ist, dass nur Frauen sich in den Rollen engagierten.

Mehr Sensibilität im Umgang mit den liturgischen Orten und Symbolen sind zu empfehlen (Der Altar ist nicht universaler Funktions—Ort und nicht „Ablage“, dem Ambo als Tisch des Wortes kam keine, dem Vorstehersitz lediglich als Sitzplatz Bedeutung zu).

Im Bezug auf die Zielgruppen ist eine generelle Anfrage, inwiefern Erwachsene einen Platz haben, der ihren Gottesdienstbedürfnissen und —erwartungen (z. B. Stille) entspricht. Insofern ist darüber nachzudenken, ob solche Gottesdienste

nicht besser als reine Kinder— oder Familienmessen bezeichnet und gestaltet werden können.

Zusammenfassung und weiterführende Impulse

Aus der direkten Beobachtung ergaben sich einige weiterführende Thesen, die auch durch die Auswertung der Interviews und der Fragebögen bestätigt wurden. Generell ließ sich bei hohem Feierniveau feststellen, dass erfahrbare Gemeinschaft, authentischer und lebendiger Vollzug seitens der RollenträgerInnen, ein Eingehen auf die Bedürfnisse der Zielgruppe (besonders auf die Kinder), eine lebensnahe Predigt und nicht störende Rahmenbedingungen wesentlich beitragen, dass die Gottesdienste als „gelungen“ angesehen werden. Die Anregungen von Seiten der Liturgiewissenschaft werden als wertvolle Ergänzungen angenommen.

Die Ergebnisse der Einreißfragebögen

Die Ergebnisse im Überblick

Differenzierung nach dem „Gottesdiensttyp“ der fünf untersuchten Messfeiern

Insgesamt wurden 772 Fragebögen ausgewertet, davon waren 517 aus den drei besuchten Familiengottesdiensten, 137 wurden ergänzend bei einem traditionellen Gottesdienst in der Pfarre Lainz und Aspern, sowie 118 in der Jugendmesse der Pfarre Lainz abgegeben.

Vergleicht man in Tabellen 1 und 2 die verschiedenen Antworten auf die Fragen „Warum sind sie gekommen“ und „Was haben sie im Gottesdienst erfahren“ sowie ob sich die Betroffenen in der jeweiligen Pfarrgemeinde beheimatet fühlen, so fällt auf, dass Menschen, die eine „traditionelle“ Gottesdienstform bevorzugten sich weniger stark ermutigt fühlten (nur 36,8% gegenüber 77,4% in Familiengottesdiensten) und umgekehrt die Teilnehmer an der Familienmesse sich am stärksten der Gemeinde verbunden fühlten (60%) als auch eher sagten, dass sie Gottes erfahren haben (53%). Noch deutlicher akzentuiert sind die Erwartungen: So sagen 74,9% der Familienmessbesucher, dass sie Gemeinschaft erfahren wollen, während nur 35,1% der Mitfeiernden der traditionellen Gottesdienste dies als Grund angaben. Den Besuchern der Jugendmesse war Abstand

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

vom Alltag zu gewinnen ein ebenso deutliches Motiv (44,1%) wie Gemeinschaft zu finden (52,5%).

TABELLE 1: Gottesdiensttyp und Wie weggegangen

	verärgert / enttäuscht		emutigt / gestärkt		Gottes Ge- genwart		zugehörig	
	N	%	N	%	N	%	N	%
Familien— Gottesdienst	15	2,9%	400	77,4%	276	53,4%	310	60,0%
Jugendmesse	6	5,1%	88	74,6%	52	44,1%	53	44,9%
traditioneller Gottesdienst	2	3,5%	21	36,8%	26	45,6%	32	56,1%

TABELLE 2: Gottesdiensttyp und Erwartungen

	Abstand vom Alltag		Trost		Tod und Auf- erstehung		Gemeinschaft	
	N	%	N	%	N	%	N	%
Familiengot- tesdienst	199	38,5%	148	28,6%	310	60,0%	387	74,9%
Jugendmesse	52	44,1%	43	36,4%	65	55,1%	62	52,5%
traditioneller Gottesdienst	15	26,3%	21	36,8%	30	52,6%	20	35,1%

Im Folgenden werden nun die Ergebnisse der einzelnen Fragekomplexe differenziert dargelegt:

Wer hat mitgefeiert?

(Differenzierung nach Alter, Geschlecht, Frequenz der Mitfeier)

In Tabelle 3 wird prozentuell der Anteil der jeweiligen Altersgruppen, aufgeschlüsselt nach den Pfarren angegeben. Berücksichtigt sind dabei nur die drei Familiengottesdienste. Auffällig, aber wenig überraschend, ist der hohe Anteil (46,23%) an Personen, die zwischen 40 und 65 Jahren alt sind, sowie der geringe Anteil an Senioren (13,15%, in Schwechat sogar nur 3,53%). Familiengottesdienste sprechen also die Elterngeneration und deren Kinder an. In Tabelle 3A sind die anderen Gottesdienst ergänzt. Interessant ist, dass in Lainz der Anteil der unter 25 jährigen in der extra gestalteten „Jugendmesse“ nur unwesentlich höher ausfällt (14,4%) als in der traditionellen Messe (12,5%) oder im Familiengottesdienst (10,9%). Auffällig ist auch der geringere Anteil an 26 bis 39 jährigen in traditionellen Messformen (nur 12,5%), aber der hohe Anteil an Senioren (25% bzw. 33%).

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

TABELLE 3:

V11 GEMEINDE	V1 ALTER	V1 ALTER	V1 ALTER	V1 ALTER	V1 ALTER	Zeile
	k.A.	Bis 25	26 bis 39	40 bis 65	Ab 66	Zeile gesamt
Stadlau	1,17%	19,84%	16,34%	50,19%	12,45%	49,71%
Schwechat	1,18%	21,18%	38,82%	35,29%	3,53%	16,44%
Lainz H	1,14%	10,86%	23,43%	45,71%	18,86%	33,85%
Alle	1,16%	17,02%	22,44%	46,23%	13,15%	

TABELLE 4:

	GOTTESDIENST Typ	k.A.	bis 25	26 bis 39	40 bis 65	ab 66
Stadlau	Fam. Gottesdienst	1,2%	19,8%	16,7%	49,6%	12,7%
Schwechat	Fam. Gottesdienst	1,2%	21,2%	38,8%	35,3%	3,5%
Lainz	Fam. Gottesdienst	1,1%	10,9%	23,0%	46,0%	19,0%
	Trad. M.	0,0%	12,5%	12,5%	50,0%	25,0%
	Jugend M.	1,7%	14,4%	15,3%	53,4%	15,3%
Aspern	Trad. M.	7,0%	10,5%	12,3%	36,8%	33,3%
Alle		1,6%	15,7%	19,6%	46,9%	16,3%

Auch die Aufgliederung nach dem Geschlecht ist symptomatisch: 66,48% (also rund zwei Drittel) der Mitfeiernden sind weiblichen Geschlechts. Dies wurde auch gespiegelt in der Rollenverteilung, da in Schwechat diese (abgesehen vom Priester) nur von Frauen wahrgenommen wurden. Auch in den traditionellen Messen verschiebt sich dies nicht (57,5% Frauen in Lainz bzw. 57,9% Frauen in Aspern).

TABELLE 5:

	k.A.	weiblich	männlich	Gesamt
Stadlau	1,95%	59,92%	38,13%	49,71%
Schwechat	3,53%	63,53%	32,94%	16,44%
Lainz H	1,71%	65,71%	32,57%	33,85%
Alle	2,13%	62,48%	35,40%	

Interessant ist auch, dass – wie in Tabelle 5 ersichtlich — 73,45% im Fragebogen angaben, dass sie jeden Sonntag am Gemeindegottesdienst teilnehmen, und nur 22,87% „fallweise“. Auch die Fragebögen aus den anderen Messen ergaben ein ähnliches Bild (die Jugendmesse besuchen 83,1% jeden Sonntag, 77,5% auch die traditionelle Messform in Lainz und 73,7% die in Aspern). In diesen

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

Pfarrgemeinden scheint es also ein erhöhtes Maß an Verbindlichkeit zu geben, gestützt durch ein starkes Gemeinschaftsgefühl und Traditionen.

TABELLE 6:

GEMEINDE	k.A.	sonntags	fallweise	Gesamt
Stadlau	5,45%	79,38%	15,18%	49,81%
Schwechat	3,57%	70,24%	26,19%	16,28%
Lainz H	1,14%	66,29%	32,57%	33,91%
Alle	3,68%	73,45%	22,87%	

Die Motive der Mitfeiernden zu kommen

Vier mögliche Motive waren angegeben, auch mehrere Angaben konnten durch Einreißern der Fragebogen gewählt werden. Aus den Daten wurden durch Clusteranalyse von Prof. DDr. Paul – Michael Zulehner vier „Typen“ von Gottesdienstbesuchern generiert.

Alle vier Typen unterscheiden sich nicht hinsichtlich des Wunsches „Abstand vom Alltag“ zu gewinnen. Bei der Angabe der drei anderen Motive ließen sich aber vier Cluster bilden:

„Gemeinschaftschrist“: Menschen die angaben, Gemeinschaft zu suchen und die weder „Trost“ noch „Feier von Tod und Auferstehung“ primär motiviert.

„Abstandssucher“: Christen, die hauptsächlich dieses Motiv angaben, denen die Gemeinschaft zu erleben wenig bedeutet.

„Trost in Gemeinschaft suchen“: Christen, die in der Messfeier Trost und Abstand durch Gemeinschaft suchen, die aber mit dem Feierinhalt wenig anfangen können.

„religiösen Christen“: Christen, die Trost vor allem in der Feier von Tod und Auferstehung finden, denen Gemeinschaft mit anderen aber auch nicht egal ist.

Diagramm 1 zeigt die vier Typen deutlicher:

ABBILDUNG 1: Typen von Mitfeiernden

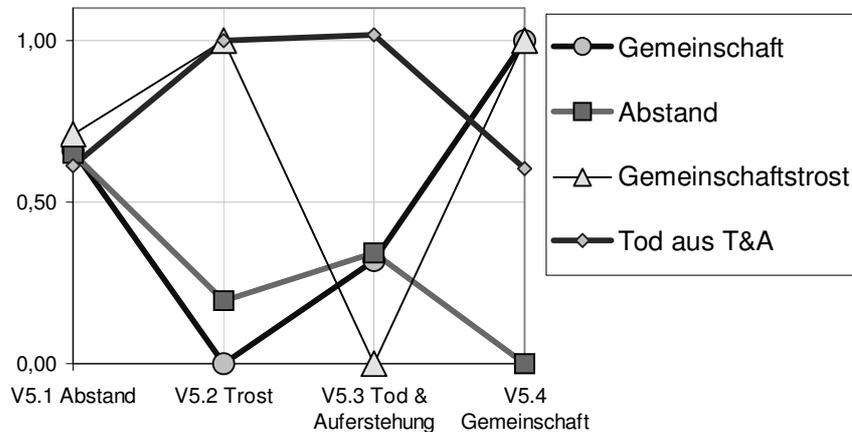


Diagramm 2 schlüsselt die Verteilung der vier Typen auf die unterschiedlichen Gottesdienste auf, Diagramm 3 verschränkt dies noch mit der Altersverteilung.

„Gemeinschaft zu erleben“ als Motiv haben 65,4% aller Befragten eingerissen, wobei dies vor allem in Familienmessen wichtig erscheint (alle über 66%), weniger in traditionellen Formen (45% in Lainz und nur 35,1% in Aspern). Die Jugendmesse mit 52% liegt in der Mitte. Menschen, die Gemeinschaft suchen, finden dieses Motiv vor allem in „Familienmessen“ abgedeckt („Gemeinschaftstyp“ 41 – 46% aller Mitfeiernden).

„Abstand vom Alltag“ zu bekommen war insgesamt für 39,2% wichtig. Der Anteil an „Abstandssuchern“ ist in allen Gottesdienstformen ähnlich hoch (etwa 30%), signifikant der hohe Anteil an unter 25 jährigen, die in traditionellen Messen „Abstand“ suchen. Jugendliche, die Alternativen zu ihrem sonstigen Lebensstil suchen, finden dort in zunehmendem Maß, wonach sie auf der Suche sind.

„Tod und Auferstehung“ zu feiern ist insgesamt für 58,9% aller Befragten wichtig, das bedeutet aber auch, dass für rund 41,1% der zentrale Feierinhalt nicht der Grund ist mit zu feiern. Vor allem ältere Menschen in traditionellen Gottesdiensten gehören diesem Typus an (rund 30%). Am wenigsten sagen Mitfeiernde der Familienmesse, dass ihnen dieses Motiv wichtig ist (10 – 15%). Die Vermutung liegt nahe, dass diese primär durch die Gemeinschaftserfahrung und durch das Kinderprogramm motiviert sind, weniger aus „religiösen“ Motivationen.

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

ABBILDUNG 2: Altersverteilung der Typen von Mitfeiernden

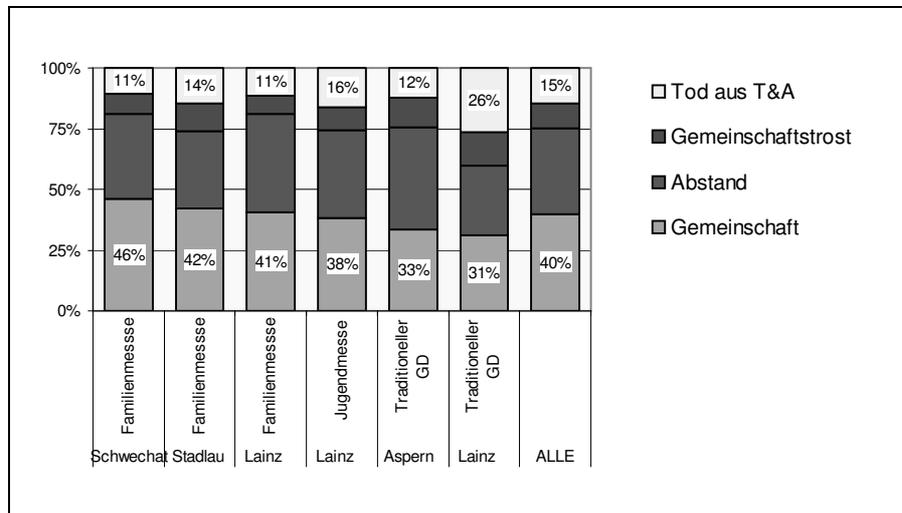
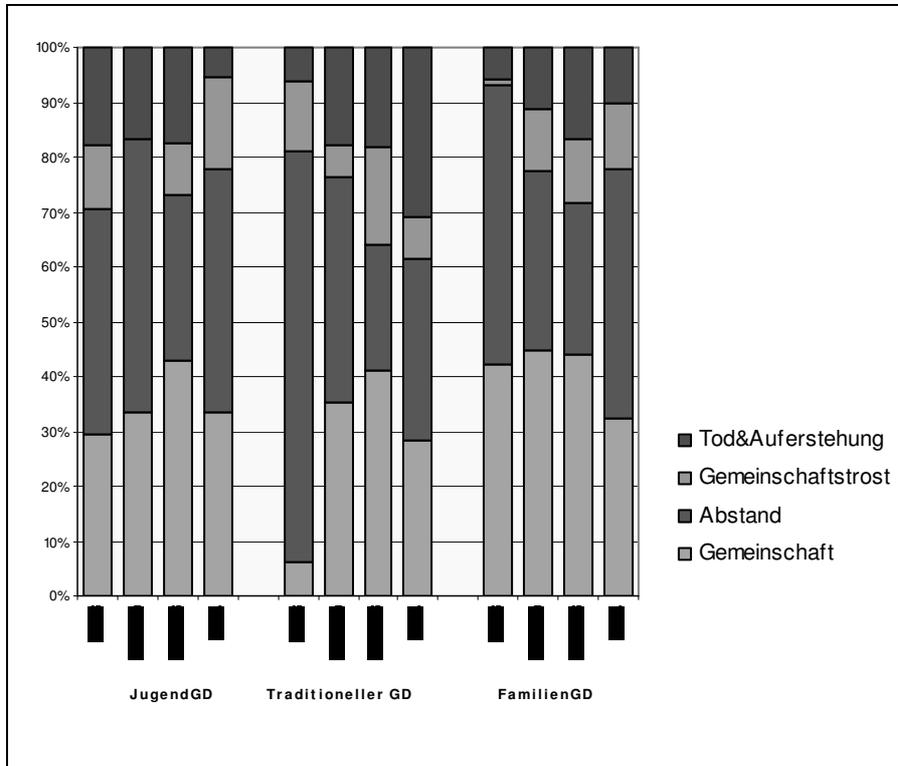


ABBILDUNG 3: Erwartungen der Typen von Mitfeiernden



Aussagen zur Predigt und Beheimatung

Insgesamt fühlen sich die Mitfeiernden in der Gottesdienstgemeinschaft daheim. In den Familiengottesdiensten erlebten sich 89,6% in der Gottesdienstgemeinschaft zu Hause, 59,9% der Mitfeiernden wussten sich einer pfarrlichen Gruppe zugehörig, in den traditionellen Gottesdiensten erlebten sich 83,2% im Gottesdienst zu Hause, es fühlten sich von den Mitfeiernden aber nur 42,3 % einer pfarrlichen Gruppe zugehörig. Interessant ist das Ergebnis, wenn man diese beiden Fragen miteinander verknüpft. In den Familienmessen erleben sich 56,9% derer, die sich einer pfarrlichen Gruppe zugehörig wissen als zu Hause, aber nur 28,4% die keiner Gruppe zugehörig sind. In den traditionellen Gottesdiensten ist das im Vergleich nahezu ausgeglichen: 40,1% sind einer Gruppe zugehörig und erleben sich im Gottesdienst als zu Hause, 37,2% gehören keiner pfarrlichen Gruppe an und erfahren sich dennoch im Gottesdienst zu Hause.

„Ich finde die heutige Predigt“ konnte mit einem von vier Worten beantwortet werden, dabei kamen in den fünf Gottesdiensten auch fünf unterschiedliche Prediger zur Sprache. In den Familienmessen wurde die Predigt zu 61,3% als

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

ermutigend empfunden, in den traditionellen Gottesdiensten jedoch nur zu 45,3%, dafür wurde sie dort zu 33,6% als informativ eingeschätzt, was in den Familienmessen nur 26,1% Zustimmung brachte.

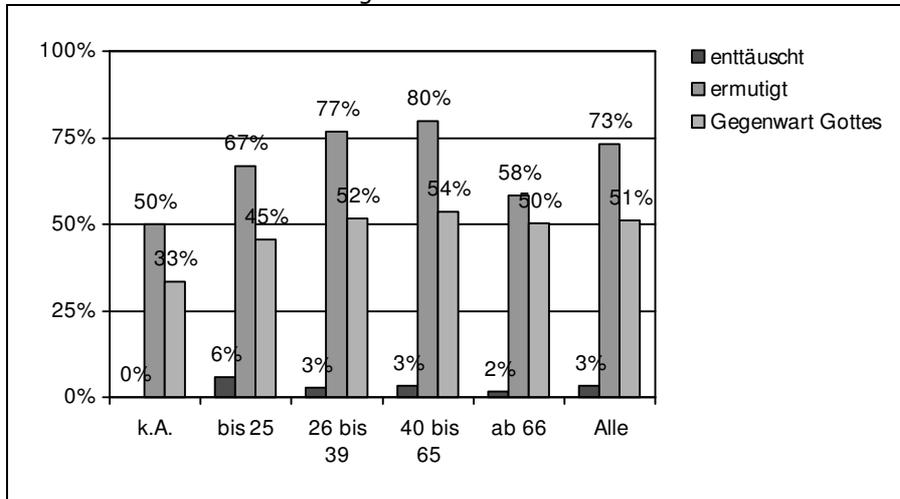
Wie die Mitfeiernden aus dem Gottesdienst weggehen

Durchschnittlich 62,7% der Mitfeiernden geben an, vom Gottesdienst verändert wegzugehen, dabei sind es in den Familienmessen 65,6% die zustimmen, in den traditionellen Gottesdiensten dagegen nur 54,7%.

Unter der Überschrift „So gehe ich weg“ konnten die Mitfeiernden unter den Antworten „verärgert/ enttäuscht“, „ermutigt/ gestärkt“ und „habe die Gegenwart Gottes erfahren“ wählen (auch Mehrfachnennungen waren dabei möglich). 73,3 % der Mitfeiernden erlebten sich als ermutigt und gestärkt, 51,2% gaben an, die Gegenwart Gottes erfahren zu haben.

Gliedert man die Antworten nach Altersgruppen auf, so findet sich in der Gruppe der 40—65jährigen mit 79% Zustimmung zu ermutigt/gestärkt und 53,7% Zustimmung zu „die Gegenwart Gottes erfahren“ beide Male die höchste Zustimmung. Die geringste Zustimmung zu „ermutigt gestärkt“ findet sich dagegen in der Gruppe der ab 66jährigen (58,4%), bei „ich habe die Gegenwart Gottes erfahren“ dagegen mit 45,5% die geringste Zustimmung in der Gruppe der unter 25jährigen.

ABBILDUNG 4: Wahrnehmung des Gottesdienstes nach Alter



Zusammenfassende Interpretation und weiterführende Impulse

Die Ergebnisse lassen so eine erste Differenzierung hinsichtlich der Gottesdienstgemeinden und der Erwartungen der Mitfeiernden wie deren Erfüllung durch den konkreten Gottesdienst zu. Grundsätzlich ergibt sich ein sehr positives Bild, blickt man das geringe Irritationsniveau an.³⁷ Bei den Motivationen wird deutlich, dass konkret erfahrbare Gemeinschaft für viele Mitfeiernden ein treibendes Moment ist, ebenso wie der Wunsch nach Abstand vom Alltag, vor allem bei den unter 25 jährigen. Dies steht in einer kreativen Spannung zum Wunsch nach Integration der verschiedenen Lebenswelten im religiösen Bereich: Einerseits soll Liturgie nicht Fortsetzung des Alltages in anderem Rahmen sein, andererseits besteht ein großer Wunsch danach, dass das Leben des einzelnen im gottesdienstlichen Geschehen aufgegriffen, gedeutet und gewandelt wird.

Handlungsbedarf zeigt auch die vor allem in Familiengottesdiensten geringe genuin christliche Motivation auf, Tod und Auferstehung Christi zu feiern (dort nur 10 – 15%!), da hier die Sonntagsmesse zur gesellschaftlichen Veranstaltung zu verkommen droht.

³⁷ Jedoch sei der Verdacht aufgeworfen, dass diejenigen, die ein höheres Maß an Ärger verspürt hatten, längst durch das Votum des Wegbleibens ihr Urteil gefällt haben.

Qualitative Auswertung der Interviews

Der dritte Baustein ist nun die Auswertung der 18 Interviews, deren Zweck es war, den tiefer gehenden Eindrücken und Haltungen der Befragten auf die Spurt zu kommen.

Die Rahmenbedingungen

Pro Pfarre wurden jeweils sechs Interviewpartner für ein ausführliches Gespräch gewonnen, das innerhalb einer Woche nach dem Gottesdienst stattfand und ungefähr eine Stunde dauerte. Die Gespräche wurden mit dem entworfenen Leitfaden im Sinne der qualitativen Sozialforschung geführt (Vgl. Kapitel 0 und 0). Dadurch, dass in Lainz ein Ehepaar interviewt wurde ergibt sich die Anzahl von 19 Gesprächspartnern, wobei 10 männlich und 9 weiblich waren. Nur ein Jugendlicher und drei ältere Menschen über 65 Jahren kamen zu Wort, aber fünf 25 – 39 und 10 40 – 65 jährige. Dies widerspiegelt aber auch die Zusammensetzung der Gottesdienstgemeinde. Interessant ist auch, dass 9 der 19 angaben, dass sie wegen des Zeitpunktes primär diesen Gottesdienst mitfeiern, nur 5 aber wegen der besonderen Gestaltung. Die Mehrheit (14) gaben an, dass sie auch einen über den Gottesdienst hinausreichenden Bezug zur Gemeinde haben – unterstützend die These, dass Gemeindebezug und Mitfeiern des Gottesdienstes sich gegenseitig stützen.

Wichtige Ergebnisse im Überblick

Die Auswertung der transkribierten Interviews erfolgte mittels Textanalyse, wobei sich Themenblöcke und differenzierte Unterthemen ergaben. Relevante Aussagen wurden dann Codes zugeordnet³⁸. Im Folgenden werden entlang dieser Themen - Codes bedeutsame Aussagen vorgelegt:

Erwartungen an den Gottesdienst

Allgemeiner Eindruck

Am Beginn der Interviews wurden offene Fragen an die Partner gestellt, hinsichtlich ihres generellen Eindruckes, den der Gottesdienst bei ihnen hinterlassen hat. Diese offenen Aussagen wiesen in starkem Maße Kohärenz zu den persönlichen Erwartungen auf. Weiters wurden die Interviewten aufgefordert, ihre Assoziationen zum Gottesdienst in metaphorischen Bildern zu äußern.

³⁸ siehe Anhang 1.

Aus den Interviews ergibt sich ein sehr positiver Eindruck der observierten Gottesdienste. Generell gilt: Je mehr sich Menschen untereinander kennen und je lebendiger und persönlicher der Gottesdienst gestaltet ist, desto stärker werden Gläubige den Gottesdienst als Tankstelle und Gemeinschaftserlebnis schätzen.

„...Ereignis, ein Gemeinschaftserlebnis, man macht gemeinsam etwas hat aber auch die gemeinsamen Empfindungen. Das ist so ein Gefühl, sehr schwer in ein Bild zu fassen, oder man ist gemeinsam in einem Boot (..)und fährt in eine Richtung gemeinsam“ (älterer Mann)

Der ist sehr lebendig, der Gottesdienst. (..) Und es gibt auch vom Priester her . . . nicht nur die Gebete, sondern auch ein persönliches Gespräch und persönlichen Kontakt zu den Gläubigen. (Mann in mittlerem Alter)

Motivation und Erwartung

Die Motivforschung, aus welchen Gründen heute Menschen am Gottesdienst der Gemeinde teilnehmen ist wesentlicher Ansatzpunkt für die Gestaltung von an Erwartungen der Gläubigen anknüpfenden Gottesdiensten. Was suchen – und finden — Christen, wenn sie an der sonntäglichen Eucharistiefeyer teilhaben?

Religion als Abstand und Unterbrechung des Alltages ist ein – in Variationen vorgebrachtes – Motiv. Die Suche nach Sinnggebung und tragender Mitte des eigenen Seins bekommt in einer durch viele Lebenswelten zerstückelten Realität, in welcher der Städter lebt, zunehmend Relevanz:

„Und das ist einfach für mich wirklich also der Vormittag am Sonntag ist einfach für die Messe da und, und, und das, es gibt so irgendwie so innere Kraft und Ruhe irgendwie. Und es ist für mich auch so, dass ich dann immer im Nachhinein betrachte: Also die Woche war jetzt vielleicht anstrengend, aber im Grunde war es dann wunderschön. (...) Und am Sonntag, wenn es heißt, danke (..), dann überlegt man sich so wirklich, was war jetzt eigentlich in dieser Woche. Das ist auch so ein bisschen der Denkanstoß und ich brauche das einfach“. (Frau, 31)

Ein zweites Motiv, das sich wiederholt ist der Wunsch nach tragfähiger und solidarischer Gemeinschaftserfahrung, die am Sonntag sich in der gemeinsamen Feier und in den Kommunikationsräumen danach konstituiert.

„Also ich muss sagen, für mich ist die Messe immer sozusagen so ein Erholungspunkt irgendwie in der Woche. So wirklich einmal so

hingehen und so diese Gemeinschaft spüren, das, das merke ich in der Messe“ (Frau, 31)

Andere betonen wiederum, dass für sie die „Auffrischung des Glaubens“ im Vordergrund steht:

„Heilige Messe ... es ist Gemeinschaft, Gemeinschaft mit Gott, Gemeinschaft mit ... mit ... mit Gläubigen ... ist mir ganz wichtig ... und ... und eigentlich auch ein Ort, um meinen Glauben zu leben und Gott bzw. Jesus zu begegnen.“ (Frau, 27)

Die zentralen Motivationen sind die Suche nach Unterbrechung des Alltags und nach Gemeinschaft mit Gott und untereinander. Dort, wo sich genügend Freiräume anbieten, in denen sich die Gottesdienstgemeinschaft nach der Feier menschlich begegnen kann, und für Jugend zielgerechte Angebote sich finden, bekommt der Gemeindegottesdienst selbstverstärkend Anziehungskraft. Im Verständnis der inkarnativen Sicht der Liturgie ist die echte Gottes- und Lebensgemeinschaft der Christen untereinander ein Zeichen der Zeit.

Des Weiteren bedarf die Sehnsucht nach Integration der verschiedenen Alltags – Lebenswelten einer entsprechenden Antwort seitens der Gottesdienstgestalter. Nicht als zusätzliche Lebenswelt neben anderen, sondern als integrativer Punkt will sich christlicher Gottesdienst und Gemeinde positionieren. Dies gelingt umso mehr, als die differenzierten Erlebnisräume der Menschen aufgegriffen und im Lichte der Frohbotschaft gedeutet werden durch verbale oder non – verbale, symbolträchtige Riten.

Persönliche Vorbereitung auf den Gottesdienst

Die subjektive Weise, wie die Befragten sich auf den Gottesdienst vorbereiteten, wurde erhoben, da Erleben der Liturgie wesentlich von der Disposition des Einzelnen abhängig ist. Je mehr Menschen einerseits in die Gestaltung der Messe einbezogen werden und andererseits auch sich persönlich mit den Lesungstexten auseinandersetzen, desto weniger Konsumhaltung und Schwierigkeiten mit Rahmenbedingungen (Verständlichkeit, Licht etc.) treten auf.

Der liturgische Ort der Vorbereitung als Einstimmung auf den Gottesdienst ist für viele Gläubigen der Bußritus am Beginn der Messe:

„Aber von der Einstimmung her ist es eigentlich so, dass man kurz eine Besinnung am Beginn macht und das Ganze sich eigentlich im Gottesdienst erledigt, also so eine richtige Vorbereitung gibt's nicht, das passiert relativ kurz und man ist gleich drinnen, in unserer Gemeinde halt.“ (Mann, 48)

Diejenigen, die aktiv mitgestaltend wirken fällt die Integration und Erdung der Liturgie im Leben leichter:

„Für mich ist Gottesdienst schon irgendwo im Leben auch integriert, da ich sehr viel in der Pfarre arbeite, und die Bibelstellen ich mir immer vorher schon durchlese und schon damit konfrontiert bin, auch immer wieder mit den Arbeiten, eben ob jetzt Lieder gesucht werden, oder, es soll ja dann doch zusammen passen oder hinpassen zu den Evangelienstellen, ich denk, das ist schon sehr im Leben integriert.“ (Frau.44)

Die längerfristige Vorbereitung besteht meist in der Predigtvorbereitung seitens des Vorstehers oder in (gemeinsamen) Überlegungen hinsichtlich der kindgerechten Gestaltung. Unmittelbar vor der Feier und am Beginn sind Freiräume der Stille und Besinnung zu schaffen, die es Menschen ermöglichen geistig und seelisch anzukommen. Daher empfiehlt es sich, die vorgesehene Besinnungsruhe beim Bußakt auch wirklich einzuhalten.

Auch ist bedenkenswert, dass der zweite Teil der Messfeier, die Eucharistie, so gut wie keine Beachtung in den Vorüberlegungen und persönlichen Einstimmung findet. Mystagogische Vertiefung im gemeindlichen Leben kann hier Impulse setzen, auch in der Katechese mit Kindern.

Der Gottesdienst lebt von seinem Umfeld

In diesem Themenfeld wurde untersucht, wie sich Gottesdienst, persönlicher Lebenskontext und kirchlich – gemeindliches Leben verknüpfen. Je leichter Menschen im Gottesdienstgeschehen ihre Lebenssituation wieder finden und je expliziter sich in der Messfeier die gelebten Gemeindevollzüge verdichten, desto eher wird die Feier als gottvoll und erlebnisstark empfunden.

Persönlicher Lebensbezug

Es ist auffällig, dass sich dort, wo sich die im Gottesdienst erfahrene solidarische Zuwendung Gottes in eine tragfähige, solidarische Gemeinschaftsstruktur inkarniert, Lebensrelevanz für den Alltag ergibt:

„Der heutige Gottesdienst war für mich wieder wie eigentlich alle ein Gemeinschaftserlebnis. Ich kenne ja doch eine menge Leute hier, aber immer wieder auch eine Besinnung auf die kommende Woche, meine Probleme die ich habe. Und berührt hat mich auch die Auswahl der Lieder, da haben ein paar Stellen sehr gut gepasst. Das war eigentlich ein Ansporn, Trost, dass hier etwas weitergeht. Etwas verzagt war ich ja schon, weil ich Dienstag eine

schwere Sitzung habe, und da ist mir doch irgendwie etwas weggenommen worden“. (Mann, 48)

Die Feier der Messe ist für die Mitfeiernden auch „memoria“ Gottes, ein in Erinnerung bringen der helfenden Gegenwart des Gottes, der sich als „Ich bin da für euch“ offenbart hat und in Jesus als Gott – mit – uns Gestalt angenommen hat. Dies verknüpft sich unmittelbar mit den Problemen und Nöten, die Menschen mitbringen.

„(..)ja sich auf Gott besinnen einfach und dass, dass man da jetzt so richtig merkt, dass man das nicht alleine durchsteht sondern dass da ja irgendwo eine Hilfe da ist. Und das ist glaube ich durch die Messe das wo ich mich am meisten dran erinnere.“ (Frau, 31)

Im liturgischen Ablauf wird Lebenskonnex ausdrücklicher für die Mitfeiernden, wenn im Bußgedanken, in der Predigt, in den Fürbitten sowie bei Sammlungen und Ankündigungen auf Aktuelles Bezug genommen wird:

„Wenn man bei den Bußgedanken nachdenkt. Wenn man nach der Kommunion zum Nachdenken kommt. (lacht) Wenn, wenn so die Kinder die Fürbitten vorlesen und halt so die verschiedensten Sachen, wo man sich denkt: Meine Güte, ja, und. Oder irgendwie heute diese Unterschriftenaktion war mit dieser Nigerianerin, habe ich mir auch gedacht um Gotteswillen, das darf ja auf der Welt eigentlich nicht mehr wahr sein. (..) Also da ist sozusagen für mich der, der Konnex mit dem Leben da“. (Mann, 27)

Vor allem die Predigt ist Zeitraum zur Übersetzung, Aktualisierung der Frohen Botschaft auf den vorhandenen Lebensraum im Heute. Da die einzelnen Menschen sehr unterschiedliche Lebenserfahrungen mitbringen, ist es für den Prediger notwendig, seine eigenen Schlüsselerfahrungen als Anknüpfungspunkte für die Zuhörer einzubringen. Die Form des Lebens und Glaubenszeugnisses ist als Predigt heute ansprechender, als dogmatische und theoretische Maximen zu lehren.

„Und ich glaub, dass ich aus dem heraus auch leb und meine Predigten auch so Aufbau – allegorisch, ja... auch wieder mit Bezug zur Gegenwart, weil ich mir denk, das ist eine Schlüsselerfahrung, und es geht um Gotteserfahrung und Gebetserfahrung für die Leute. Und wenn ich mit der Gemeinde nachdenke, wo sie so Schlüsselerfahrungen haben... dann wird das eigene Beten leichter und spürbarer. (..) Und den Leuten Menschen Möglichkeiten zu bieten, nachzudenken: „Ja, wo sind für mich so Erfahrungen?“ (Pfarrer,39)

Je tiefere Erfahrungsschichten im Menschen verbal oder nonverbal angesprochen werden, desto intensiver wird der Gläubige den Gottesdienst als „Substanz des Lebens“ (Mann, 79) empfinden können und nicht nur aus traditionellen oder sozialen Gründen an der Gemeindemesse teilnehmen. Von Seiten der Zelebranten ist also die Konfrontation des eigenen Lebens mit dem Wort Gottes als wichtigster Schritt für ein „Qualitäts— – Management“ zu sehen.

Gottesdienst als Feier der konkreten Pfarrgemeinde: Der Gottesdienst fängt an, lange bevor er beginnt

Der Gemeindebezug einer Aussage erschließt sich naturgemäß nur demjenigen, der schon Bezug zur geschwisterlichen Gemeinschaft in der Pfarre hat. Für viele nimmt die Bekanntheit der anderen einen hohen Stellenwert ein.

„Ich habe ihn (Anm.: Pfarrer) schon erlebt, wo er eben mehr auch teilweise politische Themen eingebracht hat, dann mal was, was die Jugendgruppe betroffen hat. Wo ich mir gedacht habe, mit denen hat er geredet, das merkt man. Er kennt auch die meisten einfach vom Namen her.(..) Es ist ganz egal, nicht nur die Kinder. Er kennt auch die Jugendlichen alle sehr gut. (..) Und dadurch fühlt man sich schon auch irgendwo verbunden. (Frau,31 : 15)

Dass der Gottesdienst und seine Gestaltung Höhepunkt und Verdichtung der konkreten Pfarrgemeinschaft ist, zeigt sich auch in der Polarisierung, die unterschiedliche Gestaltungswünsche seitens der unterschiedlichen Gruppierungen der Pfarrgemeinde mit sich bringt. In hohem Maß ist die Sonntagsliturgie in all ihren Facetten Seismograph dafür, wie die Gemeinde zusammen lebt, wer bestimmt, welche Stimmen welches Gewicht haben, welche Parteiungen sich auf-tun. Dem Priester, der der Eucharistie vorsteht, ist hier der Dienst der Einheit aufgetragen – in Sorge dafür, dass er wirklich für alle Mitfeiernden spricht und nicht ständig anders Denkende zu kurz kommen.

„Es ist so, dass wir von der Familienrunde auch ab und zu Messen gestalten. Und im PGR und in verschiedenen Runden wird über Messen gesprochen, über organisatorische Dinge bis hin zum Inhalt. Und da sieht man auch eine starke Polarisierung, das geht auch ins Politische“. (Mann, 48)

Dort, wo die Gemeinde der Erlösten miteinander lobend und dankend die Präsenz des Auferstandenen feiert und im Alltag durch die konkret gelebte Geschwisterlichkeit dies der Welt verkündet, kann für die institutionskritischen Menschen der Sinn von Kirche neu aufstrahlen:

„Ja, genau und ich weiß schon, weil eben Leute, die so sagen: Ja, ich glaube an Gott, aber die Pfarre brauche ich nicht.(..) Für mich

glauben ist ziemlich bequem, weil da kann ich ziemlich viel denken oder so. Und es aber in einer Gemeinschaft zu leben und sich auch einmal zu engagieren, das sind dann die Kleinigkeiten, die die Kirche ausmachen. Das ist jetzt nicht nur die Präsenz Gottes. Das ist, da gehört so viel dazu. Egal ob man jetzt eben mal einen Kuchen für den Flohmarkt macht oder solche Kleinigkeiten. Das ist das, was zusammenschweißt irgendwo.“ (Frau, 31)

Der Gottesdienst wird als Fokussierung des Gemeindelebens wahrgenommen, wo die Gemeinde als Gemeinschaft von verschiedenen Gemeinschaftsstrukturen sich in die Einheit des Volkes Gottes stellt. Der Sammlungscharakter der Kirche im Sinne der Versammlung der Gläubigen bekommt im Gemeindegottesdienst eine besondere Ausprägung. Kritisch anzufragen ist auf diesem Hintergrund die Sinnhaftigkeit der Vielzahl der Messen, durch die die eine Versammlung der Gemeinde wiederum zersplittert wird in Gottesdienstgemeinden, die freilich größer sind als die „aktive“ Kerngemeinde.

Die Zwiespältigkeit in dieser Frage spiegelt auch die Polarität wider zwischen einerseits der Kerngemeinde, die in großer Verbindlichkeit miteinander Gottesdienst feiert, und dem Anspruch andererseits, eine für alle anderen auch offene Gemeinde zu sein, in der Menschen auch willkommen sich fühlen, die nicht regelmäßig am Gottesdienst teilnehmen.

Die diakonale Dimension der Feier als Ausdruck von Katholizität und belastbarer Solidarität

Da auch die tätige Nächstenliebe (Caritas, Diakonia) zu den Grunddimensionen von Kirche gehört, ist zu fragen, in wie weit Bezüge zur Pfarrcaritas und zu darüber hinausreichenden Tätigkeiten im gottesdienstlichen Feiern der Gemeinde ihren Niederschlag finden. Sammlungen für die Caritasorganisation der Diözese werden als gegeben vorausgesetzt, doch bleibt offen, in wie fern diese Kollekten auch Bewusstsein schärfen dafür, dass die Kollekte elementare Realisierung des Evangeliums im Gottesdienst selber ist, d.h. die eigentliche Gabe der jetzt konkret gelebten Caritas, welche die Gemeinde vor den Altar bringt. Diakonales „für andere sein“ in Liturgie heißt, durch Predigt und Fürbitten die Welt aus den Augen der Opfer zu sehen lernen, als Option Gottes und seiner Kirche für diese, realisiert in konkreten Hilfsmaßnahmen.

Belastbare Solidarität, der globale Horizont der Gemeinschaft der Kirche und der missionarische Charakter werden bei Sammlungen der Gemeinde bewusster:

„Und ich brauche nur etwas zu sagen, dass wir für ihn (Anm.: Missionar in Afrika) Geld brauchen, dann wird schon gespendet, das ist auch kein Problem. Ich bin draufgekommen, (...) dass wir etwas mehr als das Doppelte, was beim Klingelbeutel hereinkommt, wei-

tergegeben wird und das sage ich auch dann der Gemeinde, dass das schon ein gutes Zeichen ist, von belastbarer Solidarität, wenn es hier nicht nur um den inneren Bereich geht, wofür wir natürlich genauso Geld brauchen, das ist schon ganz klar, aber dass es darauf ankommt, dass die Menschen, die genauso glauben, unsere Hilfe brauchen!“ (Pfarrer, 61)

„Also das ist ein Spezifikum sicher in X, dass im Karitativen und Sozialen sehr, sehr viel läuft! Und da sicher grad vom Beginn an und bei manchen aus der Pfarrgemeinde immer noch sehr stark – eine Verwurzelung im gottesdienstlichen Feiern und im eucharistischen Feiern findet! (Pfarrer, 31)

Der universelle, katholische Horizont einer weltweiten, solidarischen Gemeinschaft, der in Aktionen, die seitens der Pfarrcaritas einfließen, deutlich wird, wirkt auch gegen die Tendenz der Verengung des Blickes auf die lokale Glaubensgemeinschaft und einseitige Verlagerung auf die Feier einer Intensivgemeinde, die – bei allem positiven – dann nur mehr auf sich selbst konzentriert ist. Caritas als Grunddimension kirchlichen Handelns ist nicht nur Aufgabe der Caritas Organisation, sondern primäre Herausforderung für jede Pfarrgemeinde. Gerade im zentralen Feierguschehen ist es notwendig, den Blick der Christen auf die handfeste und konkrete Nachfolge, in das „für andere sein“, zu lenken, denn die Communio, die in der Eucharistiefeyer gestärkt wird, ist kein Selbstzweck, will sie Leib Christi in Welt darstellen und Erfahrungsraum für das Wirken Gottes im Heute sein.

Die vergessene sozial – politische Dimension christlicher Liturgie

Neben der karitativen Tätigkeit der Gemeinde im Bereich der konkreten Hilfestellung gilt es, auch von zwei Aspekten her aufzugreifen, in wie fern allgemeine gesellschaftliche und sozial – politische Themen in Gottesdiensten aufgegriffen werden. Erstens ist es anthropologisch und pädagogisch sinnvoll, „Menschen dort abzuholen, wo sie gerade stehen“, d.h. aktuelle Problemfelder im gesellschaftlichen und politischen Diskurs aufzugreifen und im Licht des Evangeliums zu deuten. Zweitens ist es seitens der katholischen Soziallehre Auffassung der Kirche, dass die gelebte Frohbotschaft zu einer strukturellen Veränderung der Gesellschaft im Sinne des Abbaues unterdrückender Strukturen und zu einer gerechteren Verteilung von Lebenschancen führt.

Die Form der „freien Fürbitten“ erlaubt es den Gläubigen, selber das, was sie beschäftigt, einzubringen und ohne hochtrabende Rede Aktualität in die Liturgie einzubringen.

„Wie Sie gemerkt haben, gibt's die Unterschriftenaktionen, mit denen sich einige Personen besonders beschäftigen.(..) I: A, das ist

schön. Und wird das in den Fürbitten oder sonst wo im Gottesdienst noch aufgenommen? G: Weniger, finde ich. (...) Aber in der 9 Uhr Messe, ich denk schon. Einfach (...) von den Gläubigen die freien Fürbitten. I: Werden freie Fürbitten formuliert? G: Ja. Von der Reihe, von den Bänken aus. I: Das heißt, was die Menschen bewegt, können sie auch vorbringen? G: Ja.“ (Mann, 54)

In Predigt und Fürbitten gilt es das einzubringen und religiös zu deuten, was Menschen aktuell bewegt. Die „Politische Diakonie“ als Veränderung der Gesellschaft auf das Reich Gottes hin, darf nicht vernachlässigt werden, da die Kirche, die sich im Gottesdienst konstituiert, gerufen ist, „Licht für die Völker“ (LG 1) zu sein. Zwischen sich verbietender echter politischer Beeinflussung und gesellschaftspolitischer Positionierung von Kirche in der Welt, ist scharf zu differenzieren. Dort, wo es gelingt, für Problemfelder Menschen in der Gemeinde zu sensibilisieren und Veränderungsimpulse zu vermitteln, wird Feier des Gottesdienstes auch nicht länger „harmlos“ sein, sondern „gefährlich“. Von den jungen Kirchen Lateinamerikas könnte hier auch im europäischen Kontext gelernt werden, unter Vermeidung einseitiger oder direkter Umsetzungen.

Der Gottesdienst hält die geschwisterlichen und offenen Gemeinden zusammen und bildet Gemeinschaft

Die Teilhabe an Leib und Blut Christi führt zu einer inneren Bewegung der Einheit der Gemeinde, konkretisiert im wechselseitigen Anteilgeben (Partizipation) an all dem, was Leben ausmacht. Geschwisterlichkeit ist so, ausgehend von der Eucharistiefeier, Wesensmerkmal einer christlichen Gemeinde. Das Zweite Vatikanische Konzil betont, dass die Feier der Eucharistie Ursprung und Quelle des kirchlichen Lebens ist. Auch aus der konkreten Erfahrung einer Pfarrgemeinde wird dies bestätigt: Die Feier der Gottesdienstgemeinde wirkt Gemeinde aufbauend.

„Ich glaube, dass die Gemeinde vom Gottesdienst lebt, also weniger, würde ich einmal sagen, dass die Gemeinde den Gottesdienst trägt, sondern dass der Gottesdienst die Gemeinde trägt. (...) Ich erfahre auch manchmal hintennach von Leuten, die nicht zu den so genannten strengen Insiderkreisen gehören, dass sie zum Gottesdienst herkommen und dass irgendein Wort, das gesagt worden ist, sie getroffen hat und eine ganze Woche lang begleitet hat und auch unterstützt hat, das heißt es ist so schwierig zu sagen, was der Gottesdienst dann wirklich bringt.“ (Pfarrer, 61)

Dass Gottesdienst Gemeinde konstituiert bedeutet tiefer gesehen aber nicht nur, dass Gemeinschaft sich von der Feier aus bildet, sondern auch eine Prioritätensetzung in der Seelsorge – die Auseinandersetzung, welche Aktivitäten und

Gruppen existentiell für eine katholische Pfarrgemeinde sind, und welche zwar förderlich sind für das Wachstum, aber ohne die Gemeinde immer noch Gemeinde bliebe.

„Ja, ich glaub, das ist das Zentrum und die Mitte von uns allen. Und unser Zentrum... ich glaub auch, das Wichtigste hier ist der Gottesdienst und die Messe(..) Das ist das Zentrum unserer Pfarre hier, und alles andere – ob ich jetzt die Kanzlei verwalte und wie ich sie verwalte – ist zweitrangig. Und das ganze Tohuwabohu, was man sonst anbietet, ist ja auch nebensächlich. Und da eine Gewichtung, eine gute Gewichtung hinzukriegen, dass Menschen zum Beten hierher kommen, das ist mir wichtig. (..) Weil sonst: Es gibt ja auch viel Selbstzweck in so einer Pfarre, das ist ja wie eine Bauchpinselung, also dass wir uns wohl fühlen, und dass wir dieses oder jenes unternehmen... kann man auch weglassen und keiner wird was merken. Zentrum ist die Kirche mit dem GOTTESDIENST und Raum des Gebetes.“ (Pfarrer, 39)

Die Realität, dass Gemeinschaft in der Pfarrgemeinde immer auch menschlich bleibt und daher hinter dem Anspruch, Leib Christi zu sein in der Einheit des Hl. Geistes, zurückbleibt, ist Ausdruck des Kirche in der Welt seins.

„Auch jetzt in der Fastenzeit miteinander einen Weg zu gehen,... es ist eine Herausforderung, Wandlung geschehen zu lassen, Klärung, Läuterung. Es war Fastensonntag gestern,.. das Bizarre war: Wir haben Fastensonntag, Fastensuppenessen und dann gibt's nachher einen Mordskrach unter einigen“ (Pfarrer, 39)

Um die gemeinschaftsstiftende Rolle des Gottesdienstes weiterwirken zu lassen, wird das Angebot eines Begegnungsraumes eine gewichtige Rolle einnehmen: Als Begegnungsraum und offene Chance der Integration in die Gemeinschaft. Nicht erfüllt das Pfarrcafé dann diese Funktion, wenn es zum reinen „Insider“ Treffen wird.

„Diese Messe war nicht anders vorbereitet wie jeden Sonntag.. Es wäre gut, einen Raum zu haben, für Menschen die nach der Messe ein bisschen sprechen wollen. Es geht nicht um Kaffee, es geht um einen Kommunikationsraum“ (Ehepaar, 50 bzw. 52 Jahre alt)

Qualität einer liturgischen Feier wird auch daran fest zu machen sein, wie sehr es gelingt, die gemeinschaftsstiftende Communio mit Christus im Miteinander der Fei ergemeinschaft erlebbar werden zu lassen und nach dem Gottesdienst Kommunikationsräume zu eröffnen, in denen sich die Geschwisterlichkeit untereinander verstärkt und einladend eine Integration ermöglicht.

Wahrnehmungen zur Gottesdienst – Gemeinschaft

Relevanz der Mitfeiernden?

Aus der quantitativen Untersuchung mittels der Fragebögen ging hervor, dass Christen, die den Gottesdienst mitfeiern, unterschiedliche Motivation aufweisen. Prägnant ist die Differenz in der Wertigkeit der anderen Mitfeiernden für die einzelnen Christen. Sind für die einen, die Gemeinschaft suchen, die Bekanntheit und die gemeinsame Feier existentiell, ist es für andere, die primär auf die theologisch – rationale Dimension der Feier von Tod und Auferstehung rekurrieren, nicht qualitatives Merkmal, dass sie geschwisterlich am Leben der anderen teilhaben. In Familienmessen wird sich vornehmlich der Gemeinschafts— Typ finden.

Geschwisterlichkeit als Vertrautheit untereinander wirkt bereichernd für das Leben der einzelnen und hat hohen qualitativen Stellenwert im Erleben des Gottesdienstes. Alter und Geschlecht sind keine Zuordnungskriterien zu diesem „Typ“ des Mitfeiernden:

„Einen großen. Ja, einen großen. Weil das fängt bei so Kleinigkeiten an, dass es eben einen Chor gibt, der gemeinsam singt. Oder dass man eben die Leute auch kennt und gemeinsam dieses feiert. Dass ich immer wieder sehe, Leute (treffen ?) und miteinander eben auch nachher reden, weil die Messe endet für mich nicht einfach damit, dass der Pfarrer und die Ministranten ausziehen, sondern das geht noch weiter. Da gehört ja mehr dazu, dass eben dieses Treffen nachher was die Gemeinde anbelangt.“ (Frau, 31)

„Ganz grundsätzlich ist es die Gemeinschaft mit Jesus feiern, erleben, das Sakrament der Eucharistie. Also ich war Ministrant, mir sagen die Dinge durchaus etwas. Und also es ist eben Wandlung, Kommunion, das hat für mich eine, eine tiefere Bedeutung. Ist eben Gemeinschaft feiern. (..) Und andererseits ist für mich einfach Gottesdienst auch die ganzen Leute wieder sehen. (..) Ah und ich kenne einfach 50, 60 Prozent der Leute und man grüßt sich und man plaudert ein bisschen und (..) Also es, es, das ist sicher auch ein sehr familiärer Aspekt da. Man ist geborgen.“ (Mann, 27)

„Aber wenn hauptsächlich Leute da sind, die mir halt sehr sympathisch sind und mit denen ich mich gut verstehe, ist es halt noch schöner so den Gottesdienst zu feiern. Aber es stört auch nicht, wenn die anderen da sind.“ (Jugendlicher, 15)

„Einen ganz großen, ja! (..)Wir sind häufig in der 10 Uhr Messe, und man kennt auch die anderen. Und es ist... es ist einfach schon

schön, auch – egal, ob das jetzt beim Friedensgruß ist... man lacht den Leuten zu, man gibt ihnen wirklich die Hand... (..) ich lach die Leute an, und es kommt immer ein Lachen zurück. Und eigentlich auch, wenn man dann auseinander geht – oft, wenn's fremde Leute sind, sag ich noch: „Gehen'S noch ins Pfarrcafé mit!“ oder man sagt halt: „Auf Wiedersehen!“, ja. Also das ist schon wichtig, ja.“ (Frau ,43)

Über den Horizont der „hier feiernden Gemeinde“³⁹ hinausgehend wird auch der Bezug zur weltweiten katholischen Gemeinschaft deutlich:

„Da wird das Ganze so zentral, und er verwendet auch oft den Begriff, unser Pfarrer, jetzt, an dieser Stelle feiern Millionen Christen rund um den Erdball mit. Ich bin halt mehr so ein Gemeinschaftsmensch, das sind so Bruchstücke, das geht so in Sekundenbruchteilen wirkt sich dieses Gefühl aus und es ist dann so ein Gefühl, dass man etwas Zentrales miterlebt, eigentlich mitgestaltet, das ist für mich immer wieder ein Inbegriff..“ (Mann, 48)

Wie unterschiedlich die persönliche Bewertung ist, zeigt aber auch die Aussage eines 79-jährigen Mannes:

„(..) aber das ist Sache jedes Einzelnen, das man nicht nachvollziehen kann, außerdem wenn ich persönlich Zwiesprache mit Gott während der Messe halte, auch rückblickend was habe ich falsch gemacht in dieser Woche, das ist jedermanns persönliche Sache. Aber das ist Sache jedes Einzelnen wie er Messe feiert.“ (Mann, 79)

Als eine gute Zusammenfassung des wechselseitigen Bezuges von Pfarrgemeinde und Gottesdienstgemeinschaft, von echter Geschwisterlichkeit einer pluralen Gemeinschaft und partizipativer Kultur der *Communio*, kann folgende Aussage gelten:

„für mich ist sehr wichtig, dass bestimmte Messbesucher jeden Sonntag kommen. Wir haben in unserer Pfarre wirklich das Glück, das wir Messbesucher haben von verschiedensten Berufsständen, unterschiedlicher finanzieller Voraussetzung und von Altersstruktur. (..) Ich such vor der Predigt schon mit den Augen, die die ich brauch, die für mich Gemeinschaft sind, ob sie tatsächlich da sind. Sehr einfache Leute... aber auch Akademiker, Professoren, Politiker, arme und reiche Menschen, Handwerker und auch Hausfrau-

³⁹ Vgl. den Abschnitt des dritten eucharistischen Hochgebetes, in dem spezifisch für die am Ort versammelte Gemeinde gebetet wird.

en, die sich sehr aktiv in die Messgestaltung einbringen und auch neben der Messe in dieser Pfarre wesentlich andere Bereiche aktiv gestalten und wenn sie in der Sonntagsmesse auch einen Platz haben, in der Form, dass sie Lesung lesen oder Fürbitten.. dann werden wirklich alle Personen, Gruppen unabhängig von ihren Voraussetzungen miteinander verbunden. Das zusammen bildet für mich eine wertvolle Gemeinschaft.“ (Ehepaar, 50 bzw. 52)

Es zeigt sich bei der Untersuchung der Familiengottesdienste ein hoher Anteil von Menschen, die familiäre Gemeinschaft suchen und deshalb diesen Gottesdienst aufsuchen, in dem die vertrauten Gesichter zu finden sind. Eine vertraute Gottesdienst — Gemeinschaft hat für das Erleben der Messe einen sehr hohen Stellenwert. Die Koinonia untereinander, mit der Weltkirche und mit Gott ist Motivationsgrund für viele Christen, die gemeinsam als Erlöste Gott feiern und Glauben erleben. Kommunikationsräume vor und nach der sonntäglichen Eucharistiefeyer zu schaffen gehört zum Aufbau der Gemeinde und zu einer gediegenen Gottesdienstkultur zentral dazu.

Auf der anderen Seite sind diejenigen, die in erster Linie ihren ihre persönliche Glaubensbeziehung mit Christus in der Feier der Messe vertiefen wollen und für die die familiäre Gemeinschaft kein erstrangiges Motiv ist, nicht aus den Augen zu verlieren und (explizit oder implizit) abzuwerten.

Wahrnehmungen zu Mitfeiernden

Stand bisher die Wertigkeit der Mitfeiernden im Vordergrund, so wird im Folgenden beleuchtet, wodurch Verhalten und Da – Sein der anderen Christen die eigene Teilhabe am Feierguschehen erleichtert bzw. stört.

Positiv werden die Mitfeiernden dort empfunden, wo einer den anderen trägt und die verschiedenen Charismen und Temperamente einander ergänzen und bestärken:

„Ich glaube schon, dass unsere Gemeinschaft, heute waren es ja besonders viele, eigentlich immer ziemlich intensiv feiert. Ich habe das im Gefühl, dass wir auch sehr fromme Leute zum Glück hier haben, die andere mitreißen. Es ist vom Gefühl her, wie man sich unterstützt, es wird auch nicht gestört, oder geredet, wie ich es schon in anderen Kirchen erlebt habe, wo man alle möglichen Geschichten hört bevor der Gottesdienst beginnt.“ (Mann, 48)

Negativ hingegen fällt vor allem die störende Unpünktlichkeit auf:

„Ich habe zunächst einmal Probleme, wenn Erwachsene mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu spät kommen. Ich habe keine Probleme, wenn eine Familie mit Kinder zu spät kommt, mit Kindern

kann immer etwas passieren, aber wenn Erwachsene, habe ich schon Probleme. Ich versuche das sehr vornehm zu sagen, aber doch sehr klar zu sagen, ich kann mich erinnern, ich habe einmal am Beginn einer Fastenzeit gesagt, ich werde mich auch in dieser Fastenzeit wieder bemühen, den Gottesdienst pünktlich zu beginnen. Die Leute haben gespürt was ich damit meine(..) Aber da muss ich schon sagen, dass, wenn jemand später kommt, das stört mich dann, wenn manche Leute erst zur Lesung kommen, und während vorne die Lesung gelesen wird, sie irgendwo durch die Kirche gehen und einen Platz suchen, und dann sagt der Lektor dazu, „Wort des lebendigen Gottes“ und das hat sie überhaupt nicht gekümmert, das heißt, da muss ich mich dann schon innerlich zusammenehmen, dass ich da nicht die Fassung verliere, weil das für mich auch eine Form der Respektlosigkeit, dem Wort Gottes gegenüber ist.“ (Pfarrer, 61)

„Und das zu spät kommen stört mich dann auch immer wieder, weil dann einfach das erste Element oft oder der Einstieg für die Kinder gar nicht da ist und die das noch störender ist, als wenn sie unten in der Kirche zu spät kommen.“ (Frau, 48)

Wahrgenommen wurde auch, dass die meisten innere Nähe oder Distanz zur Feier auch räumlich ausdrücken: Je weiter hinten sich jemand positioniert, desto weniger aktiv nimmt er/sie am Geschehen teil: Aktive Teilnahme und räumliche Distanz korrespondieren bis zu einem gewissen Grad – positiv gewendet bedeutet dies, dass in Gottesdienst und die Gemeinde manche noch hineinwachsen. Wenn diese Gradualität im Feiervollzug positiv rezipiert wird und Familienmessen entsprechend Elemente auch für „Einsteiger“ aufweisen, wird es diesen Menschen erleichtert, sich in die volle Eucharistiegemeinschaft zu integrieren und Gottesdienst als gottvoll und erlebnisstark zu erfahren.

„Etwas mit Abstand, weil ich nicht mitten drin gesessen bin, sondern schon als Mitfeiernde. Ich find, die Verbindung ist doch zu den Kindern, die dann vorne stehen, dann größer wie die, die in den Bänken sitzen. Es ist vielleicht eine Distanz da, aber an und für sich nehme ich sie schon wahr, habe ich sie wahrgenommen.“ (Frau, 44)

Die Gliederung der Gemeinde in Gottesdienstgemeinden, die durch je spezifische Vorlieben geprägt sind, wird festgestellt:

„Die Gemeinde spiegelt sich im Gottesdienst wieder, wir haben schließlich fünf Gottesdienste: Samstag Abend und am Sonntag vier, drei am Vormittag und einen am Abend. Und ja, jeder Got-

tesdienst hat seine eigene Schicht und seine Klientel,... jeder hat die Berechtigung für den Gottesdienst auch, und das gilt's zu sehen... und auch, denk ich, zu achten in der Biographie der Pfarre... auch sehr diskret zu behandeln, dass die Senioren und Senilen und die Uralten halt zu einer gewissen Messe kommen, genauso wie die ganz Jungen und die Quicklebendigen,... jeder hat seinen Raum, seinen Ort des Gebetes, und da kommt die Gemeinde ganz stark vor: In der Uhrzeit des Gottesdienstes, den sie wählt!“ (Pfarrer, 39)

und manche empfinden ihre Mitfeiernden auch als ehrfurchtslos

„Massiv stört mich, wenn geschwätzt wird im Gottesdienst. Wenn einfach im Sakramentsraum, in der Sakramentskapelle hinterm Hauptraum der Kirche... wenn da jemand sitzt und redet. Ich finde das unmöglich! Wenn man Gottesdienst feiert, dann soll man im Gottesdienst Raum sein und nicht Privatanbetung in der Kapelle hinten halten“ (Pfarrer, 39)

„...dass das einfach Skandal ist, wie sich die Leute benehmen und wo sollen diese Kinder Ehrfurcht, Stille halten wie sagt man schön psychologisch Befriedigungsaufschub erleben, (..) und auch die Großen, das ist untragbar, das ist derart störend, dass man oft von der Liturgie völlig ausgekuppelt wird. Diese Ehrfurchtslosigkeit findet sich zum Teil auch bei den Erwachsenen, vor allem bitte nach der Messe.“ (Mann, 72)

Platz der Kinder

Einer besonderen Betrachtung bedarf angesichts der kontroversiellen Diskussion die Integration der Kinder in die Liturgie. Zwischen rigorosem Stillhalten und *laisse faire* Stil artigen „alles ist erlaubt“ gilt es eine Balance zu finden. In den untersuchten Familien und Kindermessen wird auf diese Altersgruppe besonders in der Gestaltung eingegangen.

Grundsätzlich wird eine kindgerechte Gestaltung als positiv empfunden. Aktivierende Elemente und Nähe zum Altar erleichtern es Kinder, in die Liturgie, die für Erwachsene konzipiert ist, einzusteigen und Messe nicht als langweilig und unverständlich zu erfahren.

„(..) auch, in welcher Weise die Kinder beim Gottesdienst wenigstens einmal in Bewegung sein können. Dass sie ihren Platz verlassen, dass sie entweder vorne in der Mitte zusammenkommen, sehr oft hole ich sie auch hinauf zum Altar, sodass sie dann im Altar-

raum stehen, können, sodass sie einmal wirklich auch etwas tun können, dann schicke ich sie in die Kirche um den Friedensgruß weiterzutragen. Das ist beim Kindergottesdienst wichtig.“ (Pfarrer, 61)

„Also um 9 Uhr, das ist DER Gottesdienst für die Kinder. Da wird auf die Kinder Rücksicht genommen, da können sie sitzen und da verstehen sie auch ein bisschen etwas davon, weil der Pfarrer mit ihnen spricht, da dürfen sie auch etwas sagen, da dürfen sie nachvorkommen, was auch aktiv machen.“ (Jugendlicher, 15)

Jenen, denen eine ruhige Atmosphäre wichtig ist für ihre persönliche Mitfeier, wird es durch explizite Kindermessen leichter gemacht, auszuweichen.

„Natürlich ist in der Kindermesse ein größerer Grundlärmpegel vorhanden, irgendwo raunzt dann manchmal ein Kind, oder sagt etwas dazu. Irgendwie ist das ganz normal und die Leute wissen das auch, dass sie im Kindergottesdienst sind und sie richten sich danach.“ (Pfarrer, 61)

„Und es ist eigentlich kaum natürlich Ruhe und Leute, die jetzt darauf Wert legen einen sehr besinnlichen Sonntagsgottesdienst zu verbringen, die werden doch gestört von den Kindern und das kann ich, ich kann es verstehen. Und ich denke gerade bei uns wird darauf sehr eingegangen, dass es eben eine 9UhrMesse gibt für Kinder und eine 10UhrMesse für Erwachsene“ (Frau, 31)

Kritisch gesehen fehlen aber gerade jene Kinder, die auf die Erstkommunion vorbereitet werden – die Ursache wird dabei im fehlenden familiären Rückhalt zu suchen sein. Erfahrungsgemäß wird gelten, dass mit wenigen Ausnahmen diejenigen, die vor dem Vorbereitungskurs nicht zum Gemeindegottesdienst gekommen waren, auch nachher nicht regelmäßig teilnehmen werden. Eine tiefere Durchsicht der Kommunionvorbereitung würde hier den Rahmen sprengen, es ist aber eine Anfrage an die „Effizienz“ und an die Ziele der Vorbereitung auf die Initiations sakramente.

„ich finde, nachdem es die Kindermesse ist, und wir kurz davor sind, zur Erstkommunion zu gehen, sind es einfach viel zu wenige Erstkommunikationskinder da! (..) Und ich finde es schade. Es hat auch von meiner Gruppe einige gefehlt. Und es ist sehr schwer, Leute zu motivieren! Sie schicken zwar die Kinder zur Erstkommunion, aber in die Messe geht man sehr langsam, sehr wenig. Und es ist schwierig, also schwierige Motivationsarbeit. (..) Es ist, glaub ich, das Problem, die Erwachsenen zu motivieren. Weil die Kinder wären leichter motivierbar.“ (Frau, 45)

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

Als „Seismographen“ kann sowohl Verständlichkeit als auch Dauer des Gottesdienstes vom Verhalten der Kinder abgelesen werden:

„Extrem wichtig für mich. Also ich hab sie... ich hab sie sehr gern, wenn viele Kinder da sind, wenn's richtig herumwurt und wuselt. Die sind meine Zukunft, die geben den Glauben weiter, den wir ihnen vorleben, (...) Und manche Kinder bringen sich ein durch Ministrieren, das weiß ich,... durchs Singen... ja, und Flötenspielen die Mädchen, und die Buben Gitarre; und durchs Singen am Abend. (...) Es ist auch wichtig, dass sie lebendig sind im GD und spürbar, dass sie da sind, und mir's anzeigen, ob das verstanden wird, was ich ihnen sage. Wenn ich eine Kinderpredigt versuch, und wenn die Kinder das kapiere, dann wird's auch ein Erwachsener verstehen – nehm ich an! (...) Und so wie gestern, wenn die Kinder einfach unruhig sind und eine Ruhe haben wollen... und dann dauert's zu lang – dann find ich das auch in Ordnung. Es sind schöne Seismographen, die Kinder, die mir anzeigen, was für eine Stimmung im Raum herrscht.“ (Pfarrer, 39)

Die folgenden Meinungen spiegeln aber auch wider, dass Kinder bzw. rücksichtslose Eltern, die ihren Kindern keinerlei Grenzen setzen, auf andere störend wirken:

„Ich bin schon der Meinung, dass manchmal die Grenzen überschritten werden, wenn kleine Kinder unmittelbar in den Altarbereich kommen, dann lenkt das meine Meinung nach, viele Leute vom Wesentlichen ab. Vermutlich ist das notwendig, das darauf deutlich hingewiesen wird... Kinder sollen Bewegungsfreiheit haben, aber im unmittelbaren Altarbereich sollen sie während der Messe nicht spielen..... Ich konzentriere mich dann überwiegend auf die Kinder und zum Teil wundere ich mich auch, dass Eltern einfach nicht eingreifen....“ (Ehepaar, 50 bzw. 52)

„Die Disziplinlosigkeit der jungen Eltern. Bitte der Altarraum ist keine Krabbelstube. Das kann man aber nicht den kleinen Kinder anlassen, (...) sondern den Eltern, die völlig hilflos.... letztes mal ein Kind, also den Kreuzständer anfangen hat und so weit geschwappt hat, dass die Mutter gefürchtet hat, er fällt um ...sie ist aber zwei Meter daneben gestanden... Ich würde sagen: die Ehrfurchtslosigkeit der jungen Eltern gegenüber dem Altarraum und die Rücksichtslosigkeit gegenüber den Gottesdienstbesuchern.“ (Mann, 72)

Fehlende Gruppen von Menschen

Der weitere Horizont der Weltkirche kommt in der Buntheit der feiernden Gesamtgemeinde zum Ausdruck, bei aller Notwendigkeit der Anpassung der gestalteten Feierelemente an die vorhandene FeiERGEMEINSCHAFT:

„Wie finde ich eine Feiergestalt, die halt passend ist für die Gruppe der Menschen, die da sind? Und das wird immer sein, es gibt kein Rezept, wo alles immer gleich ist. Es muss immer angepasst werden und neu hinterfragt werden. (...) Mir fallen auf die allein stehenden Mütter, die Alleinerzieherinnen – da haben wir sehr viele bei uns. Die Senioren; einige Ehepaare sind da, doch ein großes,... ja, es sind schon viele Ehepaare, die da sind, nicht nur einige. Es sind die vielen Kinder dieser Familien, die da sind, die gehen doch regelmäßig mit – das freut mich auch. Mir fallen die Senilen und die wirklich Hinfälligen auf; wir haben sehr viele Betagte. Ich sage „senil“ bewusst: also wirklich Weggetretene, geistig verkalkte Leute bei uns, die halt da sind, weil's für sie wichtig ist. Aber oft sind sie mühsam, weil sie herumgehen, fragen, stören und halt Kontakt haben wollen. Beeinträchtigte Menschen kommen manchmal herein, Verhaltensauffällige. Wir haben Inder hier: Inder und Inderinnen aus Kerala, die sind im Pflegeheim hier oben untergebracht, also die wohnen und arbeiten da oben.“ (Pfarrer, 39)

Welche Personengruppen wenig im Gottesdienst vertreten sind ist pfarrspezifisch, aber generell fällt auf, dass Jugendliche und „Kids“ im Alter um 11 – 14 Jahren eher fehlen. Gerade für diese Gruppe, die den Kindermessen entwachsen sind und den Jugendmessen noch fremd sind, gibt es in den Pfarrgemeinden kaum altersspezifische Angebote, besonders in der Liturgie.

„Aber der Stock der Jugendlichen ist ganz wenig präsent! Wir haben zwar eine Jugendmesse am Sonntagabend immer mit dem Kaplan, da ist oft auch eine Jugendgruppe, die singt, aber so von einer richtigen... von einem Kern zu sprechen, von einer Hundertschaft, wie ich's mir erträume, da sind wir weit davon entfernt. Wir sind eine Kirche der Alten und der Pensionisten (...). Also diese „jungen Alten“, so die ab 60 Pensionierten, die Zeit haben – ich bin so froh, dass die da sind, weil mit denen kann ich was unternehmen, die bringen sich ein. (Pfarrer, 39)

„Ja, es fehlen mir schon Gruppen, und zwar grad die größeren Kinder fehlen mir. Also Jungscharalter zwischen 10 und 14, dann die Jugend: is bei uns so, dass es ja noch einen Abendgottesdienst gibt und die da eher gehen. Also da kann man das weniger beur-

teilen. Aber die Kinder, die größeren Kinder fehlen mir schon sehr.“ (Frau, 48)

Zwischen der an Zielgruppen orientierten Fei ergestaltung und der Gruppe der Fei ernden besteht eine organische Wechselwirkung. Gefahr ist der Verlust der Erfahrung der Pluralität von Pfarrgemeinde einerseits und Verlust des angesprochen seins am anderen Pol. Fehlende Schichten sind pfarrspezifisch unterschiedlich, grundsätzlich sind eher Frauen und Ältere sowie Kinder in den Gottesdiensten.

Partizipative Elemente

Die Verteilung der liturgischen Rollen

Die Geschwisterlichkeit als Grunddimension von Kirche drückt sich im Anteil – geben (Partizipation) auf verschiedenen Ebenen aus: Persönlich im Anteilnehmen an Freud und Leid des anderen⁴⁰, strukturell im partizipativen Leitungsstil⁴¹, der Bereiche delegiert und Verantwortung abgibt, und im Gottesdienst in der Verteilung der verschiedenen liturgischen Dienste auf Rollenträger.⁴² Zu diesen gehören MinistrantInnen, LektorInnen, KommunionsspenderInnen, Organisten und alle KirchenmusikerInnen wie z.B. die Kantoren, sowie die selten in den Blick genommenen Sakristani und diejenigen, die mit Kollektenkörben absammeln gehen.

Die möglichst breite und abwechslungsreiche Verteilung der liturgischen Dienste wird als Bereicherung erfahren. Die Organisation dieser ist unterschiedlich, spiegelt aber auch die Struktur einer Pfarrgemeinde wider. Je mehr Dienste verteilt sind und als bedeutend wahrgenommen werden, desto deutlicher wird, dass die Feier des Gottesdienstes nicht nur Sache des Priesters oder einiger weniger Aktivisten ist.

„Ja, was mir einfach gut gefällt an der Pfarre, ist, dass viele Leute miteinbezogen werden. Dass da nicht der Pfarrer der Hauptakteur ist und vielleicht noch zwei Ministranten etwas tun ... dass ich merke, dass viele Leute dran beteiligt sind.“ (Frau, 27 : III4)

⁴⁰ Vgl. LG 1: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Betränkten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“.

⁴¹ Gerade das Zweite Vatikanische Konzil hat die Synodalität und Kollegialität als Leitungsprinzip auf allen Ebenen der Kirche festgelegt (Vgl. Christus Dominus 36; LG 25.), ein Umstand, der in der aktuellen kirchlichen Praxis immer noch Ausbau bedürftig ist.

⁴² Vgl. SC 28.

Die Mitfeiernden dürfen selber den Grad ihrer (aktiven) Teilnahme bestimmen, wobei theologisch eine reine „Konsumhaltung“ nicht zu akzeptieren ist, pastoral gesehen aber Ausdruck der Gradualität, der „Gottesdienst — Initiation“ ist. Es ist Aufgabe des Vorstehers, Menschen die ansprechbar sind zunehmend in Verantwortung zu nehmen:

„ eben weil's sicherlich viele sind, die eben langsam oder auch sehr distanziert noch sind, denk ich mir, sie dürfen auch diesen Rahmen haben, dass sie nicht gleich eingespannt sind dazu, sondern auch kommen dürfen und konsumieren dürfen, weil mehr wäre im Moment nicht ok für manche. (...) Indem ich mir Leute suche, die ich anspreche, und versuche, ihnen zunehmend Verantwortung dafür zu übergeben.“ (Pfarrer, 31)

Wichtig ist, dass die Rollenträger ihren Dienst nicht nur verlässlich wahrnehmen, sondern als Verkündigungsdienst qualitativ gut und kompetent ausführen. Die Schulung der Rollenträger, damit diese ihren Dienst kompetent und qualitativ vollziehen können, ist ein wichtiger Schritt in Richtung Gottesdienstkultur.

„Wir versuchen zunächst einmal die Ministranten sehr gut zu schulen. Es gibt da einige Erwachsene in der Gemeinde, die sich da annehmen. Es ist wirklich schon so, dass der Dienst auch den Ministranten Freude macht. Er macht ihnen deshalb Freude, weil sie sehr gut geschult sind, weil sie genau wissen, was sie zu tun haben. Aber auch die Lektoren selbst sind zu schulen (...)ich sage es auch, wenn sie nicht verstanden werden könnten, wäre es sinnlos, dass sie sich dort hinstellen, sodass sie spüren, sie haben jetzt einen Verkündigungsdienst und sie müssen das qualifiziert machen.“ (Pfarrer, 61)

Wahrnehmung der liturgischen Rollenträger

Die Rollenträger werden als authentisch und gut koordiniert erlebt, wenn sie mit ihrer Person, ihrem Bemühen und ihrer Qualifikation sich einsetzen.

„Ja, das ist für mich sehr wichtig. Sie müssen für mich auch eine gewisse fachliche Qualifikation haben, das heißt, die Ministranten müssen schon wissen, was sie tun. Aber dann kommt es mir auf die Authentizität an und auch durch die Hinführung, durch die Schulung der Ministranten wird ihnen klar gemacht, dass der Dienst wichtig ist, das gilt auch für die Lektorenschulung. Aber sie müssen dann mit ihrer Person dahinter stehen.“ (Pfarrer, 31)

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

„Ja, also bei der einen habe ich gemerkt, dass sie sehr nervös war, die hat mir leid getan, und gerade die hat mir die Hostie gegeben. Aber das sind so Nebensächlichkeiten, das ist menschlich. Daran sieht man, dass sie sich sehr bemühen, weil sonst sie ja nicht nervös wären. Da sieht man wie sie dahinter sind, es ist schön wie sie sich bemühen.“ (Mann, 48)

Gerade der Lektorendienst bedarf einer sorgfältigen Balance zwischen unterstreichender Rhetorik und verzerrendem Schauspiel:

„Das was mich stört, ist, wenn jemand liest, wie Schauspieler..... Es ist mir ein einfacher Leser lieber, als eine solche Person. Zwischen dem Theater und dem normalen Leben gibt es schon Unterschied. Theater darf das nicht sein. Es gibt selten.. ...gewisse Langsamkeit oder Pausen sind notwendig, um Aufmerksamkeit zu schaffen. Das darf aber kein Schauspiel sein“ (Ehepaar, 50 bzw. 52)

Störend wirkt für manche das Wissen über den Lebenswandel der Aktiven, den sie als nicht authentisch erleben.

„Ich bin nur der Meinung, dass das... dass das christliche Leben von denen, die sich in den Mittelpunkt stellen und Kommunion austeilen, auch mit der Kirche in Vereinbarung gebracht werden kann. Und das ist für mich nicht immer der Fall – und daher hab ich Probleme damit“ (Frau, 45)

Wahrnehmungen zum Priester (Vorsteher)

Trotz breiter Verteilung der liturgischen Dienste bleibt die Wahrnehmung der Rolle des Leiters der Feier eine Schlüsselfrage für das Gelingen eines Gottesdienstes im Sinne der Gottesdienstkultur. „Ars celebrandi“ als Qualitätssicherung ist aktueller Bezugspunkt der Weiterbildung im liturgischen Bereich für Priester.

Wenn beim Priester Menschlichkeit, Feierlichkeit und der persönliche Glaube spürbar wird, fühlen sich die Mitfeiernden persönlich angesprochen und sich in ihren Sorgen und Lebenslage verstanden. Der Vorsteher als Glaubenszeuge und am Leben der Mitmenschen teilhabender Christ lässt die Feier der Liturgie lebendiger und glaubwürdiger werden, vor allem, wenn er die Gebete nicht als starres Ritual sondern aus ganzem Herzen betet.

„Er ist ein sehr authentischer Verkünder vom Wort Gottes. Also überhaupt nicht über drüber, sondern mitten unter uns, er weiß einfach mehr als wir und kann das auch „herüberbringen“. (...) Sehr

menschlich, aber auch sehr feierlich und (...) sein eigener Glaube ist spürbar, einfach.“ (Frau, 45)

„Vielleicht eben wenn man andere geht, sind sie, da ist das nix dagegen. Aber es sind halt doch einige Sachen bemängeln, nicht nur, nicht nur in der Messe, sondern weil man seine Ansichten, Art und so weiter auch neben dem Gottesdienst geht, kennt. Was er zum Beispiel, er ist nicht so, dass er sagt: "Tut's nicht stehlen" und dann stiehlt er selbst, aber manchmal verstehe ich ihn nicht. Sonst in der Messe, ja, er hat sich wahnsinnig bemüht, er hat einen schönen, feierlichen Gottesdienst gemacht mit einer sehr schönen Predigt. Er singt auch immer kräftig mit und wunderschön. Also er ist sehr aktiv beteiligt in der Messe und das liegt ihm auch am Herzen. Es liegt ihm wirklich, er ist mit voll, mit vollem Herzen dabei. Also nicht ein Priester der jetzt da kommt und alles runterleiert, dem das praktisch schon auf den Geist geht das ganze.“ (Jugendlicher, 15)

Als ansprechendes Spezifikum eines Pfarrers fiel sein symbolhafter Zugang in Predigt und Feierkultur auf, der hinter der Folie der sichtbaren Realität die Wirklichkeit des Reiches Gottes aufstrahlen lässt:

„Es ist eine etwas mystischere Art als eben der Vorgänger gemacht hat. Das ist aber etwas, was mich einfach auch anspricht mehr, also bei unserer Hochzeit und bei unserer Taufe. Es sind ein bisschen mehr Symbole drinnen, es ist, .. es kommt dann eigentlich sehr diese, dieses Vertrauen, diese Geborgenheit, diese Nähe zu Gott raus. Also ist etwas, was, was, ist nicht so ganz rationell. Es ist aber auch nicht wirklich sehr mystisch, das muss man schon sagen.“ (Mann, 27)

Zusammenfassend ist festzuhalten: Ein Priester, der seine Aufgabe freudlos als Pflicht erfüllt und die Gemeinde nicht kennt, wird nicht dazu beitragen können, dass die Menschen mit Gott in Verbindung kommen können. Wichtiger als technische „ars celebrandi“ ist die innere Einstellung, mit der ein Vorsteher selber in die Liturgie hineingeht und sein Lebensstil, der im Idealfall mit dem, was er in der Messe vollzieht, korrespondiert.

Gemeinsame Gestaltung von Gottesdiensten

Partizipation kann sich nicht nur auf die Verteilung liturgischer Dienstämter beschränken, sie besteht auch aus gemeinsamer Vorbereitung der Liturgie. In den Pfarrgemeinden ist ein pastoraler Liturgiekreis als Ausschuss des Pfarrgemeinderates vorgesehen. Kinder bzw. Familiengottesdienste werden von Ver-

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

antwortlichen meist gemeinsam gestaltet, wodurch die Ausformung ideenreicher und vielfältig bereichert wird.

„Die Gemeinde selber macht den Gottesdienst in der Gestaltung, vor allem der Kindergottesdienst ist bei uns sehr gut vorbereitet. Da kann man schon sagen, da wird sehr viel auch den Kindern mitgegeben. (...) Das Team, das für die Kinderliturgie zuständig ist, nimmt sich immer sehr viel vor und hat eine Menge Arbeit damit, aber ich denke mir eh oft, dass ist so viel Arbeit, und dann wird das in ein paar Minuten abgewickelt, aber das hat auch einen Effekt.“ (Mann, 48)

Die Gestaltung des Sonntagsgottesdienstes durch verschiedene Gruppen der Pfarrgemeinde drückt den Geist der Geschwisterlichkeit aus und wird als bereichernd erfahren:

„Es ist eigentlich wunderbar, dass gerade in unserer Pfarre jede Gruppe zur Mitsprache in der Kirche herangezogen wird. Gestaltung der Messe durch Jugendgruppen, durch Elternrunden, durch die Familienrunde, aber auch von der Seniorenrunde, die seltener zu Wort kommen, weil die Senioren ein kleinerer Kreis sind. Aber das finde ich hervorragend.“ (Mann, 79)

Nicht übersehen werden darf aber, dass die Gestaltung des Gottesdienstes durch verschiedene Menschen auch zu Polarisierungen und Differenzen führt. Evident wird daraus, wie sehr die aktiven Gläubigen die Messe als neuralgischen Punkt schätzen und wie tief hier die unterschiedlichen Ansichten und Wünsche sich voneinander unterscheiden. Wie weiter vorne schon ausgeführt, ist der Vorsteher der Pfarrgemeinde in seinem Dienst der Einheit besonders herausgefordert.

„Es ist so, dass wir von der Familienrunde auch ab und zu Messen gestalten. Und im PGR und in verschiedenen Runden wird über Messen gesprochen, über organisatorische Dinge bis hin zum Inhalt. Und da sieht man auch eine starke Polarisierung, das geht auch ins Politische.“ (Frau, 45)

Im Sinne einer erweiterten Feierkultur in der Pfarrgemeinde ist weiter zu denken, in wie fern auch „traditionelle“ Gottesdienste mehr durch ein Team vorbereitet werden können. Denn je mehr Menschen an der Gestaltung beteiligt sind (und das nicht nur im musikalischen Sinn), desto intensiver erleben diese auch die Feier als „Ihre“. Der Einwand des Zeitmangels, der auftauchen wird bei einer solchen Forderung, ist gerechtfertigt, im Wesentlichen aber eine Frage nach den Prioritäten pastoralen Wirkens.

Pfarrliche Reflexion und Feedback

Eine vernachlässigte Form der Teilhabe am Feierguschehen ist die pfarrliche Reflexion der Feiern und das Feedback an die Verantwortlichen, welche Elemente gelungen waren und welche weniger.

Seitens des Vorstehers besteht der Wunsch nach Rückmeldungen, vor allem wird ein Kommentar zur Predigt gesucht. In der dynamischen Gemeinde ist konstruktive Kritik im Geist der Geschwisterlichkeit möglich.

„Natürlich wird er auch ab und zu kritisiert, dass manchen das nicht gefällt usw., aber irgendwo liegt seine Linie klar und das Ganze hat eine gewisse Struktur, und die Leute wollen das ohnehin so. Wenn es ihnen nicht passt, dann sagen sie es ihm eh, und dann kann man darüber diskutieren, da gibt es eh kein Problem. Da wird auch die oder die Meinung gesagt, und dann weiß man warum das so rennt, und dann wird auch ab und zu eine Änderung daraus. So ist eine dynamische Gemeinde.“ (Mann, 48)

„Wenn eine interessante Predigt war oder so, dann wird schon darüber geplaudert. Aber halt nachher. Oder wenn man sich halt einmal trifft oder so irgendwie oder halt am Gemeindeabend. Das schon. Wenn irgendetwas Konkretes ansteht, dann, dann und es spricht eben die Leute an, eben zum Beispiel vielleicht eben diese Unterschriftensache, dann setzt man sich auch nachher zusammen“ (Mann, 27)

In einer lebendigen Gemeinde werden so Impulse aus der Sonntagsmesse aufgegriffen. Rückschau in positiver Sicht als Kultur des Dankens und Feststellen „sine ira et studio“ von Schwächen bedarf einer deutlichen Entwicklung, als „Controlling“ bzw. Sicherung der Qualität des gottesdienstlichen Feierns.

Subjektive Partizipation

Wie und ob Menschen innerlich am Feierguschehen teilnehmen, ist nicht nur an objektiven Rahmenbedingungen fest zu machen, sondern ist auch in hohem Maße subjektiv und von der aktuellen Befindlichkeit abhängig. Trotz der hohen Subjektivität gibt es Irritationen, die vermieden werden können:

„Ich habe ja gesagt, der zentrale Punkt für mich ist immer wieder die Wandlung. Da bin ich sehr dabei und ergriffen. Was mir heute auch gelungen ist, bei den Gebeten die zwischendurch gesprochen werden aufzupassen, heute war ich ganz dabei. Ab und zu genügt eine Kleinigkeit und man ist abgelenkt, und man hat schon

zwei, drei Wörter nicht gehört und dann ist der Zusammenhang auch schon wieder weg.“ (Mann, 48)

Gottesdienste kosten Energie, schenken aber auch viel zurück: Die Einladung mitzumachen ist eine Herausforderung an jeden einzelnen. Die Gefahr der Psychologisierung und der Konzentration bloß auf das emotionale Empfinden ist zu sehen und das Vertrauen auf das Wirken des Sakramentes aus sich selbst ist zu stärken.

„Ich weiß zu viel, um ungläubig zu sein. Ich habe Schwierigkeiten zwischen Ratio und Emotio, für mich ist das eine selbstverständliche Bringschuld, muss aber dazu noch sagen, wenn ich z.B. durch aus der Predigt so viel bekomme, dass ich nicht leer hinaus gehe und auch die Kommunion ist keine Emotionssache, man folgt der Schriftstelle, wer das Brot isst, und Blut trinkt wird leben in Ewigkeit, oder vorher die Frage, ob man das glaubt, spricht nur ein Wort, so wird meine Seele gesund. Also das ist nicht meine Sache, sondern Christus kommt zu mir. Er ist bei mir, aber ich bin nicht immer bei Ihm. Es gibt auch einzelne Stellen z.B. liturgische des Kanons, wo plötzlich etwas schnaggelt und man sagt: aha... so hast du das noch nicht betrachtet, hier ist auch etwas drinnen.“ (Mann, 72)

Sorgen und Vorurteile, die jemand gegenüber anderen Gemeindemitgliedern hegt, lenken ebenso ab, wie Störungen, durch die man den Zusammenhang verliert. Manche benötigen zur Konzentration aktive Teilhabe, andere besinnliche Stille. Es gilt jedoch für eine gute Feierkultur die ablenkenden Störfaktoren zu minimieren

Aussagen zu den Feierelementen

Nach den Fragestellungen, welche die Gemeinschaft und die Wahrnehmung der verschiedenen liturgischen Rollen betrafen, ging der Leitfaden nun auf einzelne Elemente bzw. Dimensionen liturgischen Handelns ein: Neben dem allgemeinen Gesamteindruck wurde gefragt nach dem Gesang im Gottesdienst (B), wie das gebundene Wort in Gebeten wie Fürbitten (C) und das freie Verkündigungswort (D) empfunden wurde, sowie im Speziellen, wie das Wortsymbol der Eucharistie, das „Hochgebet“, gestaltet worden war (E). Neben der verbalen Ebene ist die weitaus wirkungsvollere nonverbale Symbolebene in der Liturgie wesentlich (F). Ebenfalls Gestaltungselement ist der bewusste Einsatz von Stillezeiten (G). In H wird der Frage nachgegangen, ob unsere Feiergestaltung zu „wortlastig“ geworden ist, d.h. im Verhältnis die Symbolhandlungen und die Stille (regelmäßig) zu kurz kommen. Allgemeine Rahmenbedingungen wie der Kirchenraum (I) und Blumenschmuck etc. (J) runden die Aussagen zur Feier an sich ab.

Allgemeine Aussagen zur Gestaltung

Wie schon festgestellt, ist Qualität eines Gottesdienstes nicht (nur) an der Anzahl der besonders gestalteten Elemente zu messen, obwohl verschiedene Formen ansprechend wirken und kreative Unterbrechungen der selbstverständlichen Abläufe der fest gefügten Gebete und Symbolhandlungen die bewusste Aufmerksamkeit fördern und verhindern, dass die Gläubigen „abschalten“, da das Gesagte bzw. vollzogene als immer Gleiches keiner Aufmerksamkeit bedarf.

„Es ist nicht so ein extrem starrer Ablauf irgendwie. Es ist nicht nur die Liturgie jetzt so heruntergesprochen, so nach auswendig gelernt oder so, sondern es ist schon so, dass man irgendwo auch der Herr Pfarrer dann immer wieder so einfache Sätze ein bisschen umdreht und ein bisschen anders spricht. Das es nicht immer so monoton ist und man selber irgendwie rausgeholt wird aus dem „Das kenn ich eh schon und da brauch ich nicht wirklich viel aufpassen“. Also so sehe ich das einfach irgendwie auch ein bisschen. Das ist ganz gut so für mich in der Messe.“ (Frau, 31)

Oft sind es eher atmosphärische Kleinigkeiten, die auffallen und den positiven Gesamteindruck bestärken:

„Meistens so wie heute trinkt er zuerst Blut Christi und dann die Kommunionshelfer. An dem Sonntag hat er es ihnen zuerst gegeben. (lacht) Das sind so Kleinigkeiten, die fallen halt mir auf, weil ich wirklich einmal beobachtet habe, was er jetzt alles anders macht.“ (Jugendlicher, 15)

„Ich hab sehr gern gefeiert, also ich freu mich auf den GD, ich liebe diese Feier,... find's auch schön die Farben, die wir haben, die Fenster, wenn die Sonne so reinfällt wie gestern.. und sie spielt in den... im Schatten der Kirche... und die vielen bunten Menschen dazwischen... und ich hab ein Festgewand an im Namen der Gemeinde... und die Heiligen Geräte sind schön bei uns... es passt alles zusammen... die Bücher sind sauber und... es ist stimmig. Die Kirche ist geputzt und ganz sauber gewesen (Pfarrer, 39)

Die Liturgien werden als lebendig erfahren – wo die Rahmenbedingungen stimmen (Raum, Licht, Akustik), die Gestaltung der Gruppe gemäß und in verschiedenen Formen geschieht, viele mit einbezogen werden und der Vorsteher lebendig, nicht formalistisch, wirkt. Zu beachten ist die Gefahr, dass der GD zu einem „Happening“ unter vielen anderen wird.

Aussagen zum Gesang im Gottesdienst: „Wer singt, betet doppelt“ (Augustinus)

Gesang im Gottesdienst ist Lob Gottes, stiftet Gemeinschaft und vertieft den Feiersinn im antwortenden (anabatischen) Vollzug der Gemeinde. Daneben polarisiert kaum eine andere Frage zu stark innerhalb der Gemeinde wie die Form und Auswahl der Lieder und der Musikinstrumente. Eine wertvolle Kirchenmusiktradition im deutsch – österreichischen Kulturraum, (neo—) gregorianische Gesänge der lateinischen Liturgie und der Import qualitativ manchmal zweifelhafter, aber mitreißender „NGL Lieder“ prallen aufeinander. Einerseits besteht der Wunsch nach bekannten Liedern, andererseits singen viele Gemeinden nach erstaunlich kurzer Lernzeit neues Liedgut in Gottesdiensten. Der kompetente und musikalisch hoch stehende Musiker und der begeisterte, aber hobbymäßig Musik treibende Jugendliche, der in Jugendmessen Gitarre spielt, stehen einander in vielen Gemeinden gegenüber – oft auch im Streit.

Die Funktion des Gesanges als Gemeinschaftserlebnis, als gemeinsames Singen der betenden Gemeinde im Gottesdienst, wird hervorgehoben. Dementsprechend ist die Gestaltung des Gesanges so, dass bei den Liedern des Ordinariums wie des Propriums möglichst alle mitsingen können.

Es ist eigentlich immer besonders beim Singen, wenn es eine schöne Melodie ist und alle mitsingen, da fühlt man sich sehr geborgen. Also nicht bei einem gewissen Teil allgemein wenn man singt. Wenn dann zum Beispiel alle stehen, die Orgel spielt, man singt da jetzt laut so ein schönes Lied, das ist einfach herrlich. (Jugendlicher, 15)

„Und sie singen mit. Also ein Gottesdienst, wo die Leute nicht mitsingen ist so etwas Elendes. Und es ist schon ‚es ist Gemeinschaft.‘“ (Mann, 27)

Wichtig aus theologischer Verantwortung heraus ist ebenfalls, dass Typ des Gesanges und sein Funktionsort in der Liturgie einander entsprechen:

„Das Hochgebet erlebe ich als ganz zentral. Ein Punkt ist auch, dass ich in allen Gottesdiensten, auch in den Kindergottesdiensten und in den Jugendgottesdiensten sehr großen Wert darauf lege, dass das Heilig— Lied ein Heilig — Lied bleibt und dass da nicht irgend etwas gesungen wird, was natürlich zu einer völligen Unterbrechung des Hochgebetes werden würde, sodass dieses Dreimalheilig dort ist“ (Pfarrer, 61)

Nicht nur Bekanntheit, auch Inhalt spielt für einige eine Rolle. Thematisch passendes Liedgut ist daher nicht umsonst ausgesucht und Zeichen der durchdachten Gestaltung.

„Die Auswahl der Lieder find ich in Ordnung, das ist... da kann man aus manchen Liedern persönlich etwas mitnehmen auch vom Inhalt, vom Text her, ja.“ (Frau,44)

Es ist aber auch Realität, dass nicht alle singen können oder wollen.

„Es ist schwer zu sagen, weil ich genieße, wie andere singen, aber ich singe nicht und dann habe ich die Ruhe haha und... Gelegentlich... Ich kann mich nicht anfreunden obwohl ich Singen zugestehhe, aber mit diesen hm zum Teil fast ins rhythmisch gehende Messen..... Ich singe nicht. Deswegen ist das für mich eine Ruhezeit.“ (Mann, 72)

Gesang im Gottesdienst ist für die meisten eine Gemeinschaftserfahrung und Möglichkeit der aktiven Teilnahme am Feierguschehen. Das Mitsingen sollte daher den Menschen so einfach wie möglich gemacht werden. Liturgisch gesehen ist bei der Auswahl auf Funktionalität, Sinn und Bekanntheit zu achten. Alle Geschmäcker werden nie zufrieden gestellt werden können, es sollte aber Ziel sein, dass eine möglichst hohe Anzahl an Menschen aktiv beteiligt wird sei es durch Spielen eines Musikinstrumentes oder durch Mitsingen in Chorgruppen, die den Gemeindegesang unterstützen, oder in der Pfarrgemeinde selber. Eine Balance zwischen Qualität der musikalischen Darbietung und emotionaler wie sozialer Funktion ist für das Gelingen des Gottesdienstes essentiell.

Wahrnehmung des gelesenen Wortes

In der Feier der Messe gibt es eine Anzahl von Texten, die von den liturgischen Rollenträgern vorgetragen werden. Dazu gehören die Schriftlesungen, die Vorstehergebete (Tagesgebet, Gabengebet, Hochgebet, Schlussgebet), sowie die Fürbitten. Auf die Gestaltung des zentralen Wortsymboles der Eucharistie, das „Hochgebet“, wird unter Abschnitt „E“ gesondert eingegangen.

Kritisiert werden zu lange Sätze und zu umständlich und langatmig formulierte Klauseln. Es erleichtert auch für Erwachsene das Zuhören, wenn Gebete – wie für die Kinder – einfach formuliert werden.

„Also ich muss sagen in letzter Zeit bei den Fürbitten schalte ich sehr viel ab. (...) Sonst im 9Uhr Gottesdienst höre ich meistens zu, weil sie sehr einfach formuliert werden. Sie sind meiner Meinung nach viele zu lange formuliert. Die Tagesgebet und Schlussgebet, da muss ich ganz ehrlich sagen, höre ich nicht zu fast. Das ist auch ja ein bisschen zu lange formuliert. Bei dem 9Uhr Gottesdienst eben das Kyrie und die Fürbitten sind kurz, schön formuliert, für Kinder verständlich“ (Jugendlicher, 15)

Aufgrund der Schwierigkeit, schriftlich vorliegende Texte in lebendige Tradition zu überführen, ist es geboten, Gebetstexte auch zu aktualisieren. Dabei gilt es, das Gleichgewicht zwischen Treue zur Tradition und aktuellem Lebensbezug zu wahren.

„Ich verwende absichtlich die... die normalen... normalen Floskeln, die es gibt, die liturgischen Worte! Weil ich denke, die Kinder sollen auch herein wachsen in das. Und es soll ihnen auch vertraut werden und Heimat geben. (...) Nur,... grad in dem GD ist auch sehr viel frei von mir gesagt... Wo ich mir denk, ich kann das nur sagen, weil ich's selber so erleb. Ich kann nicht über... ich könnte so nicht über etwas reden, was nicht das Meine wäre! (...) Das ist für mich so die Spannweite zwischen einerseits Treue zu dem, was... was erwartet wird, und was auch an... an Formulierungen und Ritualen Halt gibt (...) und andererseits das, was sicherlich wichtig ist, so aufzubereiten, dass Menschen in der heutigen Zeit, Kinder, Fernstehende, die wenig Kontakt haben, auch... auch den Anknüpfungspunkt aus ihrem Leben finden! (Pfarrer, 31)

Auch die Anzahl der Schriftlesungen wird gerade in Kindergottesdiensten reduziert, da es sinnvoll erscheint, besser sich auf eine Lesung zu konzentrieren, deren Ausdeutung ansprechend vorbereitet wird.

„Im Familiengottesdienst nehme ich im Regelfall eine Bibelstelle, manchmal nicht das Evangelium, sondern die Lesung. In allen anderen Gottesdiensten nehme ich fast immer drei Lesungen – also bis auf wenige Ausnahmen. Also, ich find im Prinzip drei Lesungen wichtig und richtig und tu's daher auch ohne Kürzungen! Ich streich da nichts raus, wie's manche ganz gerne tun – auch wenn's unangenehme Stellen sind. Familiengottesdienst fällt für mich aus, da versuche ich eben, einen Gedanken rauszunehmen und den in Ruhe zu feiern – und nicht zwei oder drei, die grad Kinder oder Leute, die noch nicht so ganz herein gekommen sind, eher ablenken als zusammenführen. Besser ein Gedanke gut, als drei Gedanken zu lang, was die Kapazität von Kindern übersteigt.“ (Pfarrer, 31)

Aussagen zur Predigt

Die Predigt als zentraler Ort der Verkündigung ist den Mitfeiernden wichtig. Die Predigten werden unterschiedlich rezipiert, generell gilt aber: Wenn der Prediger persönlich vom Wort Gottes berührt und durch persönliche Hinweise dies kommuniziert, sowie rhetorisch geschult ist, werden die Predigten als authentisch

erfahren. Viele können aus dieser Predigt Impulse und Stärkung (Lebensdeutung) mitnehmen.

„Beim Erwachsenengottesdienst lege ich sehr großen Wert auch auf die Predigt, weil ich das für einen ganz wichtigen Moment halte. Es gibt im Laufe einer Woche keine einzige Situation, wo so viele Menschen da sind, denen ich etwas von Jesus Christus erzählen kann, von der Botschaft, alle anderen Erwachsenenbildungsveranstaltungen haben einen viel kleineren Zuhörererkreis als die Sonntagsmesse.

Was ich mir wünschen würde und was ich erhoffe ist, dass manches Wort der Predigt die Situation von Menschen deuten kann, dass sie die eigenen Situationen vor einem besseren Hintergrund sehen können. (...) Das heißt, ich hoffe, dass der ein oder andere Satz aus der Predigt auch eine Hilfe für das eigene Leben aus dem Glauben bringt.“ (Pfarrer, 61)

„Nehme ich ihm durchaus ab. Ich finde, er ist sehr kompetent und er ist einfach in den Erklärungen man kann so viel mitnehmen von ihm. Also ihm höre ich sehr gerne zu.“ (Frau, 45)

„Während der Predigt zwischen den einzelnen Gedanken, die der Prediger darlegt, gibt es die Ruhepausen und das, was man gehört hat, überhaupt aufnehmen kann. (...) Er nimmt sich Zeit, so dass man wirklich die Möglichkeit hat, den Gedanken zu folgen. Das nicht jeder Mensch mit einem bestimmten Volltreffer hinausgeht, das liegt in der Natur der Sache. Aber es gibt also.. Jeden Falls hat man immer das Gefühl, dass doch die Auslegung und Hinrichtung des jeweiligen Evangeliumstextes auf das konkrete Leben, dass das zum Ausdruck kommt, das wird schon gesehen. Das ist spürbar.“ (Mann, 72)

Interessant ist auch die Feststellung, dass Predigten von Priestern, die schon lange in einer Gemeinde bekannt sind, als weniger herausfordernd und ansprechend erfahren werden.

„Und es gibt halt oft, früher hat er Predigten gehalten, das war ein Wahnsinn, mitreißend sogar für mich als kleines Kind damals. Obwohl er wieder jetzt in letzter Zeit doch gut wieder predigt, aber manchmal, ja. Vielleicht ist das, weil es auch mal einem die Ideen ein bisschen ausgehen und weil man ihn halt schon länger kennt“ (Jugendlicher, 15)

Aussagen zum Wortsymbol Hochgebet

Das eucharistische Lobpreisgebet über die Gaben von Brot und Wein ist das Zentrum der Eucharistiefeyer. Im deutschen Messbuch sind vier Hochgebete enthalten, zusätzlich wurden vier Variationen des „Schweizer Hochgebetes“ sowie drei Hochgebete für Kinder und das Hochgebet unter dem Thema „Versöhnung“ approbiert. Im Fachhandel lassen sich eine Reihe von thematischen und qualitativ höchst unterschiedlichen Hochgebeten finden

In der Normalform wird das Hochgebet als langes Gebet wahrgenommen, dessen Ablauf invariant ist und bei dem die Gläubigen „abschalten“, abgesehen vom Zeitpunkt der Worte Jesu beim letzten Abendmahl. Durch akklamativen Gesang wird dies verhindert und das Hochgebet als feierlicher erlebt.

„Feierlich, es wird praktisch alles eingeschlossen – die Verstorbenen, und auch die Lebenden noch, sehr umfassend.“

Frage: Wie empfinden Sie da die Gesänge, die vorkommen? Sie haben da mehrfach eine Antwort gesungen?

*Antwort: Das ist nicht immer so, heute war es aber sehr schön passend. Heute ist es mir besonders angenehm aufgefallen. Bisher war es nur ein langes Gebet, wo man abschaltet, weil es doch immer das Gleiche ist quasi, aber mit Gesängen ist es doch sehr schön.“
(Frau, 45)*

„Immer wieder in diesem Gesang die Leute hineinzuführen: das ist das zentrale Geheimnis. Wir machen das öfter, dass wir irgendwelche Akklamationen singen, in Kindergottesdiensten fast immer, das heißt, im Kindergottesdienst werden die Mementos immer mit Akklamationen verbunden, damit die Kinder auch zwischendurch einfach mitsingen können und nach dem Zweiten oder 3. mal können sie das natürlich auswendig, das was wir singen. Manchmal ist es auch nur der zweite Teil des Sanktus, Hosanna, Wir loben dich. Hosanna, unser Gott. In dieser Weise ist es mir wichtig, dass da das zentrale Element auch des Hochgebetes den Raum behält, weil auch das merke ich als eine Gefahr, und als Geistlicher, als Pfarrer, ist man hier in der Gefahr dass man, indem man etwas zu lange gebraucht hat beim Gottesdienst, bei manchen Gottesdiensten wird der Beginn zu lang, das heißt, bis man zum Tagesgebet kommt, das dauert unendlich lang und dann ist man in Gefahr, dass man ein wenig aufs Gas steigt und meint, den Teil des Hochgebetes ein wenig schneller und kürzer tun zu können, das halte ich für falsch. Wenn schon, dann muss dafür Zeit sein, damit das große Gebet auch wirklich das große Gebet bleibt. Akklamatio-

nen haben sich herausgestellt als eine sehr brauchbare Form, die Gemeinde singt das auch gerne mit nach irgendwelchen Melodien.“ (Pfarrer, 61)

Das Hochgebet wird so durch Akklamationen und auch dadurch, dass sich Kinder um den Altar aufstellen, als feierlich und lebendig erfahren. Durch Bitt und Danksätze können die Kinder sich aktiv einbringen.

„Sehr feierlich. Sehr lebendig und feierlich, dadurch dass die Kinder vorne stehen und das so richtig miterleben können und auch eben durch den Gesang dann untermalt wird, also ich finde das schon sehr aufgelockert und sehr ansprechend.“ (Frau, 44)

Zur Qualität der Feier ist eine ars celebrandi gerade beim eucharistischen Hochgebet vordringlich. Eine Strukturierung und Auflockerung durch Akklamationen, deutliche und betonte Aussprache, Kreis um den Altar und das Einbinden von Danksätzen bereichern das Hochgebet auch ohne Verwendung illegaler Quellen und ermöglichen eine bewusstere Teilnahme. Hinsichtlich der Verwendung nicht autorisierter Hochgebete ist abgesehen vom Verbot⁴³ auch eine qualitative Sichtung nach theologischen wie sprachlichen Kriterien angebracht.

Verwendung und Gestaltung von Symbolen und Symbolhandlungen

Liturgie lebt von Symbolhandlungen, die auf nonverbaler Ebene die Wirklichkeit Gottes hinter sichtbarer Realität erschließen können. Die vorhandene Materie wird transparent auf tiefere Bedeutung und vermag psychologisch gesehen andere Bewusstseins Ebenen anzusprechen. Der Code und die Verwendung von Symbolen in Riten und Gesten, zusammen mit den deutenden Worten der Gebetstexte, sind wesentlich für die Ermöglichung von Gottesbeziehung in der Feier und lässt Messe „erlebnisstark“ werden. So wurde erhoben, wie Symbole und Symbolhandlungen gestaltet wurden und ob bzw. in wie fern ihre Bedeutung transparent gemacht wird.

Die anthropologische Dimension der Symbolhandlungen fasst folgendes Statement gut zusammen:

„Ich denke, in den Symbolen ist wichtig, dass ich mich wieder finde und meine Gedankenwelt, meine Lebensbezüge – allerdings, dass sie eben auch mehr sind, oder in ein Größeres eingebettet sind das ist die Stärke von Symbolen und Ritualen und mit dem

⁴³ Anm.: Überlegenswert ist auch, ob es angebracht ist, das Hochgebet als Ausdruck der Einheit mit der ganzen Kirche wirklich zum Ort der Dissonanz mit der Weltkirche werden zu lassen!

Ganzen ich mich einklinke, wieder finde, hineinfinde in ein größeres Geschehen. Über... über größere Gemeinschaften, Gemeinschaft von Kirche, über Zeiten, über Orte hinweg – und das ganze vor Gott!“ (Mann, 32)

Problematisch ist in der Liturgie, dass Symbole gesellschaftlich heute nicht mehr „sprechend“ sind und erst erläutert werden müssen. Andererseits werden Riten, die gedeutet werden, leichter nachvollziehbar für die Mitfeiernden. Die Balance zwischen mystagogischer Katechese und die Feier zerstörenden Dauererklärungen gilt es zu wahren.

„Die störenden Zeichen versuche ich aus der Liturgie hinauszubringen. Was für mich selber nicht nachvollziehbar ist, tue ich nicht oder mache es so, dass es auch nachvollziehbar wird. Das heißt, wenn zum Beispiel einmal bei einem Hochamt oder bei einer Festmesse Weihrauch in einer größeren Weise verwendet wird, dann sage ich schon auch einmal das Wort dazu „Weihrauch ist ein Zeichen, das die Anwesenheit Gottes andeutet.“ (...) Das versuche ich schon in den Zeichen klar zu machen. Sonst verwende ich die Zeichen eher nicht.

Noch einmal, wenn Zeichen über lange Zeit hinweg dauernder Erklärung bedürfen, dann sind die Zeichen nicht mehr gut. Dann müssen sie durch solche Zeichen ersetzt werden, die die Leute spüren – ja, das kann ich nachvollziehen. Das ist eine ganz wichtige Sache, aber ich halte die Zeichen für sehr bedeutungsvoll, weil wir Menschen als Menschen der Sprache sehr stark von non-verbalem Bereich beeinflusst sind.“ (Pfarrer, 61)

„Die paar symbolischen Handlungen (...) die versuch ich nicht zu erklären. Ich versuch halt einfach, mit den Symbolen umzugehen. Deiktisch, hinweisend, also mit meinem Körper, Gesten, mit meinen Handlungen, den Gerätschaften, die da sind, den Heiligen Geräten, mit dem ganzen Kirchenraum, den Farben und dem Licht, der Musik,... nix zu erklären! Es in Kauf zu nehmen, auch einmal etwas Unverstandenes zu tun, und wenn jemand fragt, erklär ich's dann später mal, aber (...).Warum ich den Altar küsse – das erklär ich nicht, warum ich jetzt den Altar küsse. Wenn ein Liebender seiner Freundin immer erklärt, warum er sie jetzt küsst, dann ist bald einmal diese Beziehung auch zum Vergessen. (...)“ (Pfarrer, 39)

Es gilt auch Symbole deutlicher zu machen, indem die Symbolgestalten von der Reduktion, die sie im Lauf der Liturgiegeschichte erfahren haben, zurück ge-

führt werden in ihre Vollgestalt. Ein Anfang ist z.B. die Verwendung größerer Brothostien:

„Ja, ich verwende immer große Brothostien, weil man die kleinen, selbst bei unserer nicht so großen Kirche, nicht mehr sieht zum Ersten, und zum Zweiten, weil dieses Zeichen, das Brotbrechen, etwas ermöglicht. Es kommen zumindest acht oder neun Teile heraus, während bei der anderen Hostie zwei oder drei.“ (Pfarrer, 61)

Als Zeichen der Gemeinschaft fällt den Gläubigen das Händereichen beim Vater Unser und das Ausbreiten der Hände beim Segen positiv auf:

„Vermisst nicht, bemerken als Symbol eben beim Segen am Schluss, das Hände ausbreiten, dass wirklich alle, oder eben beim Vater Unser, das Hände reichen.“ (Frau 45)

„Ja also die große Vereinigung beim Vaterunser(..) Es waren heute sehr viele Leute da, da ergibt sich das, dass man über die Bänke hinaus in die andere Reihe geht, manchmal sind nur so Grüppchen, das ist halt von den Leuten her wie die Stimmung ist, aber es waren glaube ich alle bei dem Gottesdienst ziemlich dabei. (Mann 48)

Wunsch nach Stillezeiten im Gottesdienst

Neben dem Gesang, dem gesprochenen Wort und der nonverbalen symbolischen Ebene ist auch die Stille als Gestaltungselement den Mitfeiernden wichtig. In der Liturgie sollte eine ruhige Zeit zum Nachsinnen über das Gehörte in der Predigt und eine stille Gebetszeit nach dem Kommunionempfang Platz finden.

„Also auffallen tut es mir immer nach der Predigt, dass immer einige Minuten Stille ist, das ist, um das Ganze noch einmal zu überdenken, still zu werden, und zu spüren, einfach, nicht nur zum Hören.“ (Frau, 45)

„Schon einen Überraschenden, auch Stille muss sein dort wo sie angebracht ist. Gerade nach dem Empfang der Heiligen Kommunion. Dass man in der Stille sich dessen bewusst wird und auch vielleicht in einen besseren Bezug zu Gott findet. Auch Stille muss sein, Stille ist etwas Beruhigendes, etwas Ausgleichendes, das glaube ich jede menschliche Seele auch braucht. (Mann, 79)

Ein besonderes Augenmerk ist auch auf den Beginn der Messfeier zu richten, um es den Mitfeiernden zu ermöglichen, ruhig zu werden und seelisch präsent zu sein.

„Das wird immer stärker bei uns... also, ein bisschen mehr Stille ist dann sicher auch angebracht. Das ist in dieser Messe wenig gewesen. Also, Stille... Stille gibt's eigentlich nicht wirklich! Und ich glaube sehr wohl, dass auch Kinder eine kurze Stille haben... halten können“ (Frau, 45 : 113)

„Der Bußakt einfach des is mir einfach zu wenig. Aber des wird auch in der 9UhrMesse einfach zu kurz und zu wenig auf des hin. Des . . . fehlt mir mehr Stille vielleicht zu Beginn der Messe, des Stillwerden vorher.“ (Mann,54)

Vom Priester als ars celebrandi ist zu erwarten, dass er eine ruhige Art zu feiern hat, den Menschen Zeit lässt und ein Ankommen ermöglicht. Rhetorisch gesehen sind so den bewussten Pausen bei den Vorstehergebeten, nach der Predigt und im eucharistischen Hochgebet Gewicht zu verleihen.

„Kann man kurz sagen... positiv die Ruhe, mit der Zelebrant den Gottesdienst wirklich zelebriert, der einem auch Zeit lässt, unmittelbare Geschehen, wenn er nach der Predigt nicht gleich ins Glaubensbekenntnis gestoßen, wenn er auf die Kinder wartet, wenn er das nach dem „lasset uns beten“... Er nimmt sich Zeit. Und... Diese Ruhe empfinde ich sehr wohltuend. Ich kann, eh ich muss damit nicht der Liturgie mit hängender Zunge nachlaufen, sondern ich habe Zeit anwesend zu sein...“ (Mann, 72)

Stille als Symbol der inneren Sammlung ist wesentliches Gestaltungsmoment für die Liturgiequalität. Sie ermöglicht es den Mitfeiernden seelisch nach zu kommen, und vor Gott und den anderen präsent zu sein. Stillezeiten in der Liturgie sind nach Predigt und Kommunion. Zu einer ars celebrandi gehört so auch die bewusste Gestaltung der Pausen in den Gebetstexten und generell eine ruhige Art und Weise, Gottesdienst zu feiern und jenseits des Imperatives der „Action“ den Gläubigen zu ermöglichen, „einfach anwesend zu sein“.

Verhältnis und Stimmigkeit der verschiedenen Elemente

Durch die Gestaltung des Wortgottesdienstes tendiert die Feier zu wortlastig zu werden. Im Verhältnis kommt meist die Stille zu kurz. Die dinglichere und symbolhaftere Ausformung der Kinderliturgien könnte in die zu rationale Erwachsenliturgie Impulse einbringen.

„Gestern war sicher sehr viel Wort. Aber das liegt einfach in der Materie, wenn man zwei Lesungen hat, die Präfation, die Predigt, das Glaubensbekenntnis, ja... aber deswegen auch einen Kinderwortgottesdienst parallel laufen, da rennt sehr viel über Symbole

und über... Dinghaftes... erfahrbar, sensual, sensitiv,... taktil, ganz bestimmt.“ (Pfarrer, 39)

Gestaltung des Kirchenraumes

Der Raum, in dem Gemeinde feiert, prägt nicht nur durch die Rahmenbedingungen, die er setzt, sondern auch atmosphärisch die Feierkultur einer Gemeinde. Licht, Akustik, Sauberkeit, Blumenschmuck, und primär die Altarraumgestaltung beleuchten die theologische wie liturgische Akzentuierung. Die Kirchenraumgestaltung wird hochgradig subjektiv bewertet. Der modernen Liturgie entsprechen Zentralbauten eher, da sie Gemeinschafts— fördernd sind – meist wird aber in Kirchen gefeiert, die für die tridentinische Liturgie konzipiert wurden und nun adaptiert wurden für die erneuerte Liturgie mit entsprechenden Nachteilen und Unstimmigkeiten im Raumkonzept. Da die Interviewpartner sich auf den jeweils eigenen Kirchenraum bezogen haben, sind die Aussagen wenig verallgemeinbar, sicher aber auch symptomatisch;

„Ich will dadurch nur sagen, dass Mitschuld erscheint mir an dieser Situation die Architektur der Kirche. Das Allerheiligste ist in einen Winkel verschoben.... (..) Aber es ist hier in der ganzen Architektur einfach so, dass es hinuntergeschoben, das heißt, wenn der Zelebrant draußen ist, ist das hurra ein Tanzsaal. Wenn ich hinein gehe, stoße mich jedes Mal auf. Den Architekt möchte ich gern vor mir haben. Die Idiotie dieser Ecken, wo man sich den Kopf anhaut. Wenn sie ein Holzbauwerk sehen, dann haben sie den Ständer und Kreuzbänder... Bitte, bei ihm ist dieses Eck das totes Material. (..) Wenn sie in die Sakramentskapelle hineingehen, also die Mutter Gottes kann man kaum sehen also architektonisch ist diese Kirche vollkommen hinüber. Z. B. Beleuchtung eine gute Idee aber im Sommer wird so wahnsinnig heiß.“ (Mann, 72)

„Mich stören dann oft die, diese schiefen Kerzen, sage ich ja auch andauernd. Am Altar, (..) aber dass die immer schief stehen müssen, das stört mich, also mein ästhetisches Empfinden. Ach so ja, manche Leute bei uns stören die, die Zettel am Altar. Hat unlängst jemand gesagt, da ist doch ein Zeichen für Christus und warum müssen da diese Zettel dranpicken.“ (Frau, 77)

„Die Offenheit spüre ich.. Gut, die Kirche ist ja noch nicht sehr alt. Es ist ein sehr heller Raum, also extrem hell mit diesen weißen Wänden und diese Stahltraversen oben drinnen und so. Aber es ist, ja, die Statuen, die drinnen sind zum Beispiel, die sprechen mich irrsinnig an. Die sind irgendwie so natürlich und für eine, für eine doch

sehr moderne Kirche ist es sehr schön gemacht, finde ich. Blumenschmuck natürlich, gehört eigentlich dazu als Gefühl. Es ist ein Gotteshaus, es ist nicht ein, ein Haus wie jedes andere sondern es ist halt, es hat halt eine Bedeutung und ist geschmückt und als solches, ja, eben etwas besonderes. (Frau, 31)

Erfahrungen aus dem Gottesdienst (Wie gehe ich weg)

Obwohl diese offenen Fragen am Beginn des Leitfadens standen, ist es sinnvoll diesen Themenbereich ans Ende zu stellen. Es wurde dabei reflektiert, wie die Gläubigen aus dem Gottesdienst weg gehen, welche Eindrücke sie mitgenommen haben, ob sie Gottes Nähe gespürt haben und ob sich ihr Leben verändert hat.

Erfahrung von Geborgenheit im Gottesdienst

Der Gottesdienst ist für viele Gemeindemitglieder ein familiäres Feiern – die Vertrautheit mit dem Ablauf und untereinander vermittelt viel an Geborgenheit und Lebensrelevanz. Gemeinsames Singen und verbindende Gesten intensivieren diese Erfahrung.

„Ja, Familie. (...) Ganz grundsätzlich ist es die Gemeinschaft mit Jesus feiern, erleben, das Sakrament der Eucharistie. (...) Und andererseits ist für mich einfach Gottesdienst auch die ganzen Leute wieder sehen. (...) Ich kenne einfach 50, 60 Prozent der Leute einfach und man grüßt sich und man plaudert ein bisschen (...). Also es, es, das ist sicher auch ein sehr familiärer Aspekt da. Man ist geborgen.“ (Mann, 27)

Die angenehme Atmosphäre lässt die Menschen erahnen, dass sie vor Gott und den anderen da sein dürfen, wie sie sind.

„Also, ich merk immer wieder: Ich kann so sein, wie ich bin! Das ist einfach schön. Ich kann mich so auch vor Gott hinstellen, wie ich bin, da brauch ich mich nicht verstellen, und da brauch ich nicht... nicht irgendwas spielen, sondern da bin ich so, wie ich bin.“ (Frau, 43)

Transzendenzerfahrung im Gottesdienst

Individuelle Gotteserfahrungen sind durch unterschiedliche Elemente im Gottesdienst evoziert, am stärksten durch die „Wandlung“ und die Kommunion.

„Meistens nach der Kommunion. (...) Manchmal spürt man es weniger, manchmal spürt man es mehr, wie einem, wenn man zum

Beispiel das Blut Christi trinkt einfach so wie als wenn der Gott jetzt in dich gefahren wäre. So in dieser Zeit und dann nach der Kommunion. Da halte ich eben Zwiesprache zu ihm.“ (Jugendlicher, 15)

„Ich fühl ihn in der Orantenhaltung. Oder zumindest: ich fühle etwas in der Orantenhaltung,... dass Energie fließt von einer Handfläche durch mich in die andere, und dass das wieder von oben nach unten und von links nach rechts... von mir etwas ausströmt und etwas kommt... atmosphärisch, das merk ich einfach, einen Energiefluss einen starken in mir, und das geb ich weiter. Das merk ich in meiner Stimme, in meiner Haltung, im Blick,... Ob das jetzt Gott ist, das weiß ich jetzt nicht genau.“ (Pfarrer, 39)

Theologisch differenzierter zu hinterfragen bleibt freilich, von welcher „Erfahrung“ Menschen hier genauer hin sprechen, welche authentische und christliche Weise der Christusbegegnung dabei gemeint ist. Christliche Liturgie ist immer schon vermittelte Gotteserfahrung im Wort und im Realsymbol, sie ist nicht bloß Katalysator für die Gefühle der Mitfeiernden. Dennoch werden Gläubige an bestimmten Stellen und durch eine bestimmte Gestaltung die ihnen entspricht, offener für die vielfältige Präsenz des Auferstandenen.

Das eine Eucharistische Opfermahl und die vielen Themen der Messe

Eucharistiefeier ist die Feier des Herrenmahles als memoria der Hingabe des Lebens des Erlösers am Kreuz und seiner Auferstehung, seiner Verheißung, dass er bis zum Ende der Welt inmitten seiner Jünger präsent für uns bleibt: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“.

Neben diesem allwöchentlichen Osterfest werden durch die unterschiedlichen Schrifttexte und die geprägten liturgischen Zeiten inhaltliche Akzente gesetzt, die gerade in Kinder und Familienmessen als Grundlage einer thematischen Gestaltung dienen. Die Interviewpartner wurden gefragt, was im Gottesdienst, an dem sie teilgenommen hatten, gefeiert wurde. Es besteht die Gefahr, dass besondere Themen im Gottesdienst das, was eigentlich gefeiert wird, eher verdunkeln als deutlicher machen. In den besuchten Gottesdiensten bestand dieses Problem aber nicht.

Existentielle Relevanz erhält die Feier von Tod und Auferstehung Christi durch eigene Lebenserfahrungen:

„In letzter Zeit immer mehr, weil die Großeltern vor kurzem verstorben sind. Da hat das natürlich schon irgendwo immer mehr Be-

deutung. Und die Großmutter meines Mannes .. mittlerweile ein Pflegefall, wahrscheinlich auch nicht mehr sehr lange leben wird und da setzt man sich damit doch mehr auseinander. Ich muss sagen für mich ist der Tod und durch die Auferstehung nicht, nicht besonders etwas, was mich schreckt. Ich habe das ziemlich, ziemlich stark jetzt erlebt, wie eben mein Großvater verstorben ist und ein Teil der Familie das als ganz fürchterlich empfunden hat. (...) Für mich war der Mensch nicht weg. Das war für mich nicht so dieses endgültige Aus, wie für sie und ich denke durch die Messe kriegt man das halt auch immer wieder, wie soll man sagen, unterstreichen. Das beruhigt irgendwo.“ (Frau, 31)

Dem entspricht auch das Bemühen durch die Themen, die der Wortgottesdienst anspricht, Anknüpfungspunkte zu schaffen, damit die Relevanz von Tod und Auferstehung, von Communio mit Christus heute, deutlicher wird:

„Für mich war Zielrichtung im Wortgottesdienst sicher Jesus, der heilend und die Augen öffnend wirkt. (...) Die Kindererfahrungen, dass sich die im Wortgottesdienst wieder finden, und die eben in diesem heilenden Dasein Gottes. Das war der Angriffs, der Anknüpfungspunkt – so war's zumindest gedacht von mir – für die Kinder und damit auch für die Erwachsenen. Und genau dieses Erleben von Menschen ist für mich in diese heilsgeschichtliche Sache hineingestellt von Jesu Tod und Auferstehung,(...) und genau, wir feiern ja nicht ein geschichtliches Datum von Jesu Tod und Auferstehung, sondern die Relevanz von Jesu Tod und Auferstehung für uns heute! Und deshalb ist mir sehr wichtig: dieses Anknüpfen Können... und genau das feiern wir in der Eucharistie dann. Ich hoffe, dass das auch... und zwar meist weniger kognitiv als, hoff ich, in tieferen Ebenen nachvollziehbar ist, dass mein Leben und mein Geheilt Werden an diesem Jesus Christus festzumachen ist! Und in Begegnung mit ihm auch ich durch Tod zur Auferstehung komm!“ (Pfarrer, 31)

Das Feiern von Tod und Auferstehung als zentrales eucharistisches Motiv wird dort deutlich, wo erstens die Messe nicht ein „Happening“ unter anderen ist, sondern wo dem Mysterium Raum gegeben wird und zweitens die im Wort – Verkündigungsteil ausgeführten Themen Anknüpfungspunkte bilden, damit Relevanz der Auferstehung für heute ersichtlich wird. Die Gestaltung des Hochgebetes und der Brotbrechung unterstützen dabei, dass der Gottesdienst „gottvoll und erlebnisstark“ angenommen wird.

Persönliche Rezeption: Die Messe als Tankstelle

Der Gottesdienst wurde als Entspannung einerseits und als Erneuerung und Festigung im Glauben andererseits gesehen. Die aktive Mitfeier der Messe gibt Gläubigen Kraft für ihren Alltag.

„Das hat für mich sehr Positives bewirkt, weil ich am Dienstag eine schwere Sitzung habe, wo ich ziemliche Probleme habe, und dadurch auch mein ganzer Urlaub mit einer Art elektronischer Nabelschnur verbunden war und da jetzt Probleme mitgeschleppt habe und das da jetzt ein bisschen abgeschlossen habe und gelöst. Die Spannung ist weg und ich fühle mich jetzt eigentlich ganz wohl und gestärkt. Mir macht das eigentlich auch gar nichts mehr aus. Ich habe wieder ziemliches Vertrauen gefunden, dass ich das dann doch wieder bewerkstellige, egal was kommt.“ (Mann, 48)

„Ich denk, durchs immer wieder intensive Mitleben, ein Erneuern ist es immer wieder, ja? Nicht jetzt, es läuft ab und ist vorbei, sondern immer wieder eine Erneuerung für mich, den Glauben zu erneuern und zu vertiefen.“ (Frau, 44)

Menschen finden im Gottesdienst Kraft und Lebendigkeit, ihren Alltag zu meistern und als Christen zu leben. Die Stimmung derer, die mitfeiern, ist sehr positiv. Kritisch bleibt zu fragen, ob nicht diejenigen, die mit der Gestaltung der Messfeier und mit Gemeinschaft der Pfarrgemeinde unzufrieden sind, einfach sich zurückziehen und wegbleiben. Dass nur mehr durchschnittlich 4% der Katholiken in der Großstadt Wien jeden Sonntag am Gemeindegottesdienst teilnehmen, liegt diese Schlussfolgerung nahe.

Hat der Gottesdienst herausgefordert und Menschen verändert?

„Frag 100 Christen, was das wichtigste ist in der Messe. Sie werden antworten: Die Wandlung. Sag hundert Katholiken, dass das wichtigste in die Kirche die Wandlung ist! Sie werden empört sein: Nein, alles soll bleiben, wie es ist“⁴⁴

Der Gottesdienst wird schon als Rezentrierung auf das Wesentliche des Lebens angesehen, doch bleibt dies meist auf rationaler Ebene stecken. Die Herausforderung ist zwar bewusst, die inneren Widerstände gegen eine Veränderung sind aber stark.

„Immer wieder eine Rückbesinnung, eine, ja Zentrierung ist vielleicht etwas zu technisch gesagt, weil ich Techniker bin, aber eine Ausrichtung, ein Empfinden auf einer Basis wo man wieder neu

⁴⁴ Lothar, Zenetti: Quelle unbekannt

beginnt und Fehler ausmerzt, oder sich mit Fehlern oder negativeren Sachen die nicht so gelaufen sind auseinandersetzt. Eine Besinnung und ein Auffanken, also das ist aber notwendig und das muss man jeden Sonntag machen, weil das haltet nicht lange. (...) Die Herausforderung ist doch auf die Angebote die hier gegeben werden, aus dem Wort heraus, oder auch aus einer Predigt, das man sich darauf einlässt, weil Großteils sperrt man sich, also ich zumindest. Weil wenn man so in seiner Verbohrtheit ist will man das gar nicht zulassen, weil man sich da ja verändern muss.“ (Mann, 48)

„Na ja, es sind an sich bekannte Stellen gewesen. An sich auch eine bekannte Interpretation. Also insofern vom Anspruch nix Neues. Es ist eher mehr so dieses auch zur Ruhe kommen, über die Dinge wieder einmal nachdenken. So richtig, dass ich sage ‚Hurrah, das ist eine Weiterentwicklung oder so‘, ist heute nicht..“ (Frau, 27)

GD sind meist bestärkend, aber „harmlos“ im Sinne einer Metanoia. Die Wandlung der eigenen Existenz durch Jesus selbst zu explizieren und persönlich gegen innere Widerstände anzunehmen ist die Herausforderung im Glauben.

Die Feier der Eucharistie bleibt dann zu „harmlos“, wo sich die Christen nicht bewusst der Gottesgefahr aussetzen. Die Messe wird so zur religiösen und sozialen Kuschelecke, Wandlung des Lebens und des Charakters der Menschen passiert kaum. Eine deutlichere Sprache in der Verkündigung, die nicht nur einseitig den „lieben“ Jesus näher bringt, sondern auch die Konsequenzen aufzeigt, wo Menschen sich der Umkehr verweigern, sowie prophetische Symbolhandlungen wären Elemente eines Weges zu „gefährlicheren“ Gottesdiensten.

Ergebnisse der zweiten Untersuchungsphase

Zur Ergänzung der ersten Phase mit ihren drei Bausteinen wurde in einer zweiten Phase des Projektes „Gottesdienstqualität“ ein anderer Ansatzpunkt für die Befragung gewählt. Nicht mehr konkrete Gottesdienste standen dabei im Mittelpunkt des Interesses, sondern die Sammlung von Erfahrungen, die Befragte bisher in ihrem Leben mit Sonntagsmessen gesammelt haben. Obwohl dieser zweite Schritt nicht Kern dieser Arbeit ist, sollen die wichtigsten Ergebnisse hier einfließen:

Methodisches Vorgehen

In einer zweiten Phase wurden durch Dr. Sieghard Gall und die von ihm entwickelte REACTOSCOPE®—Methode 142 Personen, Männer und Frauen, in 203 Fragen auf ihre Wahrnehmungen, Erwartungen und Einstellungen zur Messfeier im allgemeinen befragt.⁴⁵ Dabei wurde (sofern nicht anders angegeben) von jeder/ jedem TeilnehmerIn auf dem Reaktionsgeber das Maß der Zustimmung eingestellt⁴⁶, anschließend bestand die Möglichkeit zu persönlichen Wortmeldungen; einzelne daraus hervorgehende Fragen wurden wiederum in Form der beschriebenen Methode abgefragt.⁴⁷ Da sich die Befragung an Menschen richtete, die mehr oder weniger regelmäßig den Gottesdienst mitfeiern⁴⁸, erfolgte die Einladung zur Teilnahme durch die diözesane MitarbeiterInnenzeitung „Thema Kirche“ und durch die Werbung in etwas dreißig Wiener Pfarren und Gottesdienstgemeinden.

TABELLE 7: Verteilung nach Geschlecht

	Frauen	%	Männer	%
20-29	5	7%	6	9%
30-39	7	9%	5	7%
40-49	19	24%	17	27%
50-59	22	28%	17	27%
60-69	14	18%	16	25%
70-	11	14%	3	5%

⁴⁵ Die Fragen bezogen sich im Gegensatz zur ersten Phase also nicht auf einen konkreten Gottesdienst einer konkreten Gemeinde, sondern auf den jeweiligen Erfahrungshorizont der Befragten.

⁴⁶ Die Skala reichte von 0 bis 10, wobei 5 der Mittelwert als neutrale Einstellung galt und je nach Frage 10 die stärkste Zustimmung oder Ablehnung signalisierte, bei Reaktionsfragen wurde auch die Reaktionen während eines längeren Zeit — Kontinuum berücksichtigt und dann gemittelt.

⁴⁷ Auch dies entspricht den Regeln der qualitativen Sozialforschung für halboffene Interviews.

⁴⁸ Natürlich spiegelt diese Prämisse sich in den Ergebnissen wieder. Die Fragestellung an sich aber impliziert bei den Befragten die Voraussetzung, dass sie einen entsprechenden Erfahrungshintergrund besitzen. Interessant wäre ein weiteres Projekt, um Wahrnehmungen und Einstellungen derjenigen zu erheben, die überhaupt nicht mehr an der Messfeier teilnehmen; zu fragen, welche Wechselwirkungen zwischen persönlichem Glauben, Enttäuschungen über Messfeiern und privaten Elementen, den Ausschlag gegeben haben, nicht mehr am liturgisch – religiösen Leben der Christen zu partizipieren.

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

ABBILDUNG 5: Charaktertypen

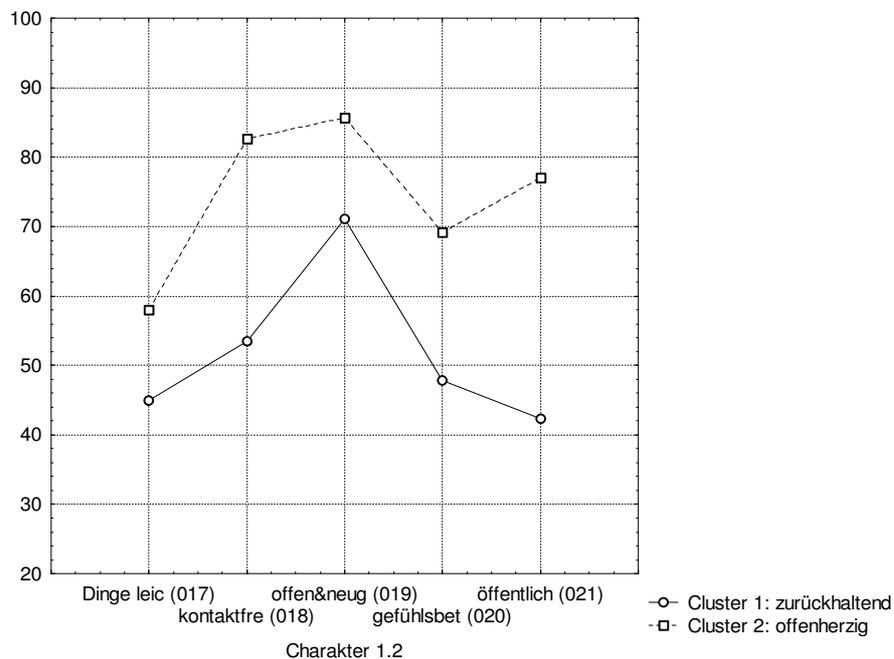


TABELLE 8: Schulische Ausbildung

	Frauen		Männer	
Hauptschule	17	22%	8	13%
Mittelschule	29	37%	18	28%
Hochschule	32	41%	38	59%

Die Befragten

Der Großteil der befragten Christen nimmt regelmäßig am Sonntagsgottesdienst teil⁴⁹, viele sind über den Gottesdienst hinaus in ihrer Gemeinde engagiert. Die Gruppe der Befragten ist daher nicht als repräsentativ für die den Gottesdienst Mitfeiernden in Wien zu betrachten, dennoch lassen sich allein schon aus der

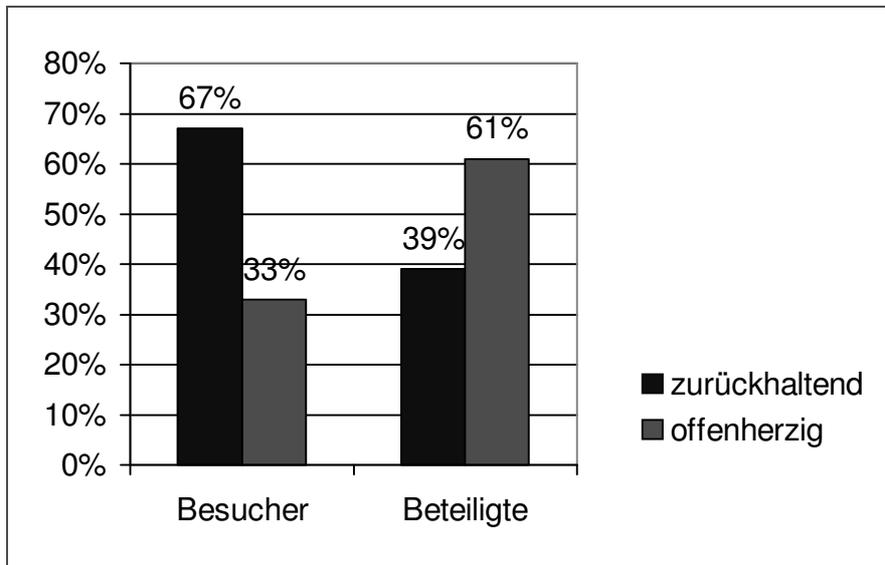
⁴⁹ Mittelwert 8.7 auf der 10—teiligen Skala.

Vielfalt innerhalb dieser Gruppe deutliche Tendenzen im Bezug auf den Gottesdienst erkennen.⁵⁰

In zehn Gruppen nahmen 142 Personen an der Befragung teil (78 Frauen; 64 Männer), davon befanden sich 53% im Alter zwischen 40 und 60 Jahren. Wie auch die Ergebnisse der ersten Phase vermuten lassen, scheinen Menschen dieser Altersgruppe auch sonst einen großen Teil der Mitfeiernden auszumachen. Auffallend ist auch der hohe Anteil von Personen mit Hochschulabschluss (49%).

Es gibt dennoch Unterschiede unter den Befragten: Ein Teil gab an, auch in gemeindlichen Aufgaben, zumeist sozialer Natur, beteiligt zu sein. Diese Gruppe wurde als „Beteiligte“ bezeichnet, wobei 70% der Befragten zu diesen gehören. Die anderen „besuchen“ einfach den Gottesdienst, ohne darüber hinaus ehrenamtlich in der Gemeinde mitzuarbeiten (30% Besucher).

ABBILDUNG 6:



Die Zusammensetzung der Teilnehmenden lässt sich bereits als erstes Ergebnis deuten. Auf der einen Seite wurden hier Menschen angesprochen, die ein großes Interesse haben, ihre Meinung einzubringen, auf der anderen Seite scheint es

⁵⁰ Wenn z.B. schon in dieser Gruppe die Breite an Musikpräferenzen sehr groß ist, dann wird dies in der großen Vielfalt aller Mitfeiernden noch viel stärker zutreffen. Die Ergebnisse sind also als „typische Fälle“ zu bewerten.

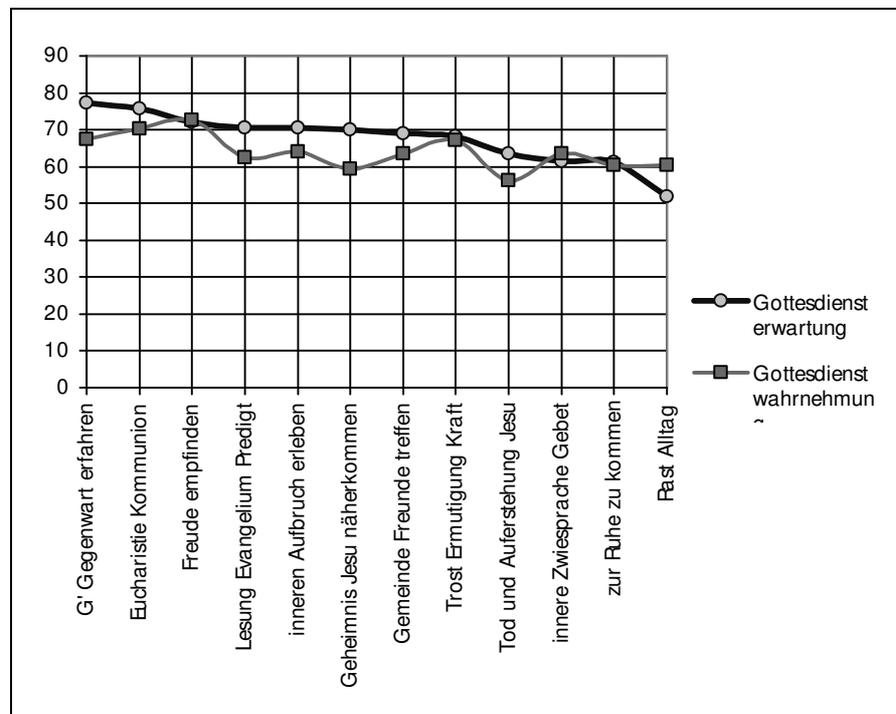
DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

aber auch eine große Gruppe zu geben, die sich schwer tut, ihre Meinung zu artikulieren. Auffallend ist, dass Jugendliche unter zwanzig Jahren gar nicht vertreten waren.

Gratifikationen: Partizipation erhöht die Identifikation

Generell gaben die Befragten an, dass ihre Erwartungen größtenteils im Gottesdienst erfüllt werden. Daraus lässt sich ein doppelter Schluss ziehen: Erstens, dass diejenigen, die wirklich enttäuscht werden, durch das Votum des Wegbleibens ihren Protest setzen und dass diejenigen, die kommen, mit dem „Gebotenen“ zufrieden sind. Zweitens bedeutet das aber auch, dass die sonntäglichen Messfeiern zu wenig Herausforderung im Sinne positiver Irritationen und Umkehr bieten – sie bleiben „brav und harmlos“.

ABBILDUNG 7: Befragte sind zufrieden

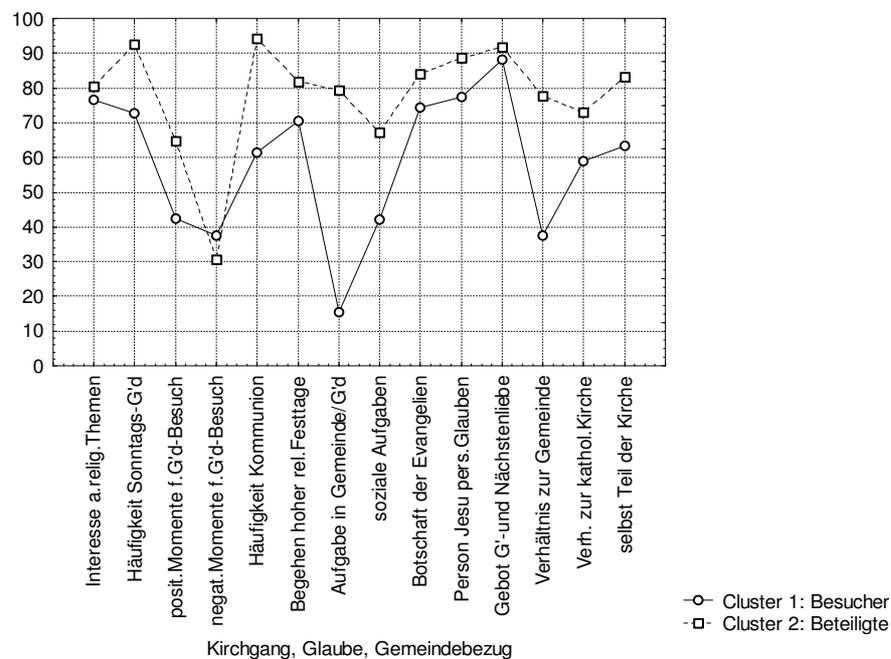


Allerdings erlebt es ein Teil anders: Sie sehen die Erwartungen partiell nicht erfüllt: und zwar sowohl im sozialen (Gemeinde — Kommunion) wie im spirituellen Bereich (Gottes Gegenwart erfahren, dem Geheimnis Jesu näher kommen).

men). Vermutlich schwingt hier auch eine emotionale Dimension mit, die nicht in jeder Feier in derselben Weise anklingen kann, die sich aber treffend mit „gottvoll und menschnah“ zusammenfassen lässt.

In der folgenden Abbildung werden anhand einiger besonders wichtiger Fragen die Antworten von Besuchern und Beteiligten einander gegenüber gestellt. Schon in dieser Analyse fällt auf, dass „Besucher“ etwas mehr negative Momente für ihren Gottesdienstbesuch angaben als „Beteiligte“. Umgekehrt haben die Beteiligten bedeutend mehr positive Momente benannt. In einer Kirchaustrittsstudie von Allensbach⁵¹ wurde vermutet, dass weniger die Irritation, sondern vielmehr der Mangel an Gratifikationen den Ausschlag für einen Kirchaustritt gibt. Es könnte beim sonntäglichen Kirchgang ähnlich sein.

ABBILDUNG 8: Beteiligte erfahren mehr Gratifikationen



Hinsichtlich der Erwartungen halten sich zwei Untergruppen die Waage: Die einen suchen primär Gotteserfahrung (51%), die anderen mehr ein Mahl mit Freunden (49%). Dies bedeutet daher, dass die einen spirituelle *und* soziale Erfahrung suchen, während die anderen eher *nur* die soziale Dimension erwarten.

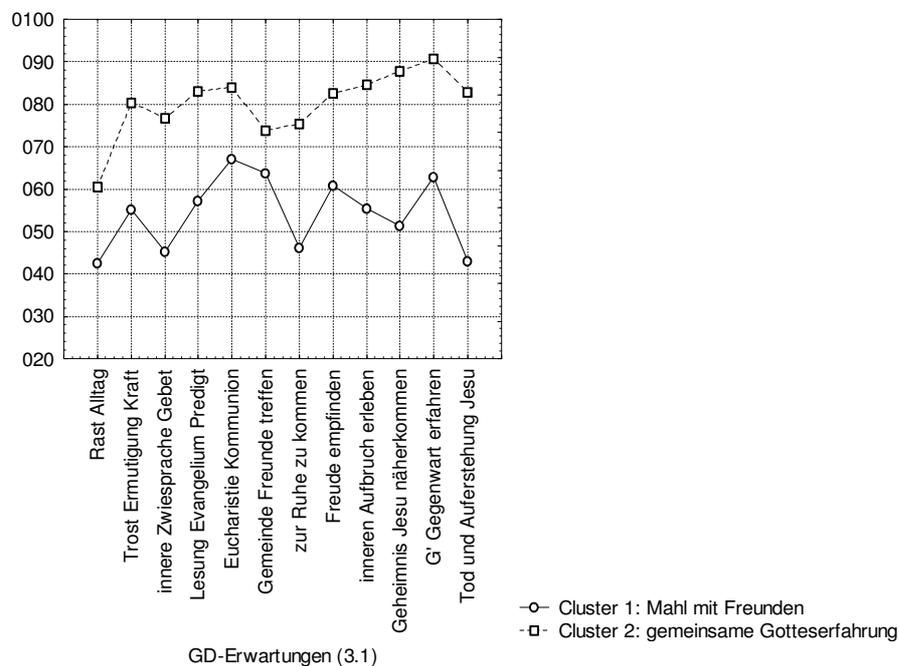
⁵¹ Vgl. Institut für Demoskopie Allensbach, Studie „Trendmonitor religiöse Kommunikation“.

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

Damit laufen sie aber in Gefahr, dem Spezifikum des Gottesdienstes sich gerade nichts auszusetzen, das ja gerade in der Verbindung von Gottes— und Menschennähe besteht. Wer sich so spirituell nicht viel erwartet, nimmt daher auch weniger wahr.

Besucher wünschen etwas mehr als Beteiligte das Freundesmahl: die Kommunion, Freude empfinden, Freunde treffen; Beteiligte hingegen zusätzlich zu diesem vor allem Gotteserfahrung: dem Geheimnis Jesu näher kommen, Gottes Gegenwart erfahren, Tod und Auferstehung Jesu feiern, einen inneren Aufbruch erleben.

ABBILDUNG 9: Erwartungsschichten



Einige Zitate aus den Interviews machen deutlich, wie sich die soziale Integration in die Pfarrgemeinde auch förderlich auf die Mitfeier des Gottesdienstes auswirkt:

„Ich denk mir: Sehr förderlich! Sehr förderlich, auch nachher: Man setzt sich dann zusammen im Pfarrcafé, es ist wirklich auch schöne Gemeinschaft da, ja. Und wir sind eben erst vor viereinhalb Jahren da in diese Pfarre gezogen, und wir sind hierher gekommen und

haben eigentlich sehr schnell Fuß gefasst. Und haben nicht den Eindruck gehabt, das dauert ewig, bis wir da irgendwo hineinkommen, sondern... es war das Angebot des Pfarrcafés da, und wir sind hineingegangen, wir haben den Schritt auch gemacht, aber die Leute sind sofort auch auf uns zugekommen und haben gesagt: „Na,...“ Eine Frau hat zu mir gesagt: „Na, Sie schauen aus, als ob Sie singen könnten. Wir haben grad einen neuen Chor, wollen' s nicht dazu kommen?“ Und so bin ich schon rein gekommen. Also, ich glaub,... ja, dadurch ist einfach der Gottesdienst so auch ein Schritt, um in die Pfarre hinein zu steigen.“ (Frau, 43)

„Wenn ich weiteren Aspekt einbringen darf, für mich ist sehr wichtig, dass bestimmte Messbesucher, jeden Sonntag kommen. Wir haben in unserer Pfarre wirklich das Glück, das wir Messbesucher haben von verschiedensten Berufsständen, unterschiedlicher finanzieller Voraussetzung und von Altersstruktur. (...) Ich such vor der Predigt schon mit den Augen, die die ich brauch, die für mich Gemeinschaft sind, ob sie tatsächlich da sind. Sehr einfache Leute... aber auch Akademiker, Professoren, Politiker, arme und reiche Menschen, Handwerker und auch Hausfrauen, die sich sehr aktiv in die Messgestaltung einbringen und auch neben der Messe in dieser Pfarre wesentlich andere Bereiche aktiv gestalten und wenn sie in der Sonntagsmesse auch einen Platz haben, in der Form, dass sie Lesung lesen oder Fürbitten.. dann werden wirklich alle Personen, Gruppen unabhängig von ihren Voraussetzungen miteinander verbunden. Das zusammen bildet für mich eine wertvolle Gemeinschaft.“ (Ehepaar, 50/52).

Gerade in der Großstadt hat es aber auch Vorteile, in der Auswahl der Sonntagsmessen sehr mobil zu sein:

... ich gebe offen zu, ich bin ein regelmäßiger Sonntaggeher, aber ein enormer Jumper, sag´ i´ einmal so, ich hüpfte von Zeit zu Zeit, nach Zeiten, die mir passen, oder auch nach persönlichen ... – na i´ sag´ amal was — wenn ich die ... den Teufel und die Strafe Gottes will, dann brauch´ ich nur 17 Uhr St. Peter geh´n, wenn i´ den großen verzeihenden Gott heut´ in der Predigt möchte, geh´ ich 18 Uhr Michaela. Des is´ ... i´ mach´s so. Das kann ich mir aussuchen, das is´ das Schöne an der Inneren Stadt, da ... und ich kenn´ meine Pfarrer, und ich kenn´ meine Geistlichen, und kann´ ma das ... ich weiss schon im Vorhinein ungefähr, wo die Richtung hinkommen wird. (Mann mittleren Alters)

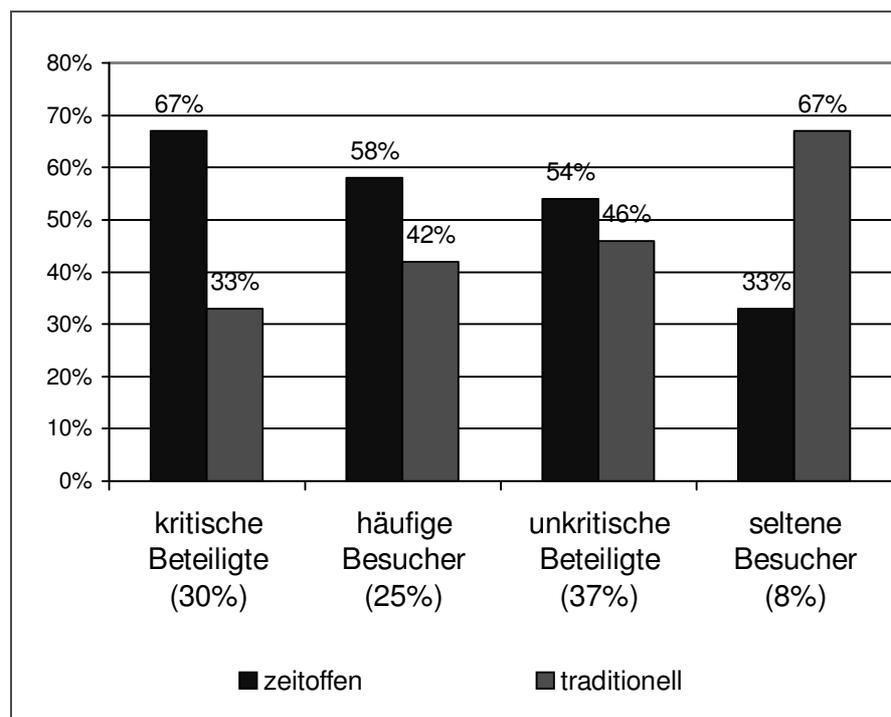
DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

Beteiligung am Gemeindeleben scheint auch im Bezug auf den Gottesdienst ein höheres Maß an persönlicher Identifikation mit sich zu bringen, sodass in der Folge auch der Gottesdienst bewusster und differenzierter erlebt wird. Manche Ärgernisse geraten dabei mehr in den Blick, aber vielmehr noch werden positive Aspekte deutlicher wahrgenommen.

Religiöse Erfahrungen und Gottesbilder

Zu den Hintergrundinformationen, die die Befragung bereitstellte, zählt das Gottesbild. Eine Reihe von Merkmalen eines möglichen Gottesbildes war vorgegeben worden. Verbreitet ist ein sanftes Bild eines barmherzigen Vaters, der die Welt erschaffen hat und in Christus unser Bruder geworden ist. Moderne (wie Gott als kosmische Liebe) oder bedrohliche Eigenschaften (Gott als Weltenrichter) finden weniger Zustimmung. Ein Trend zur „Gottesverlieblichkeit“ – typisch für die Moderne – ist erkennbar.

ABBILDUNG 10: Gottesbild und Gemeindebezug



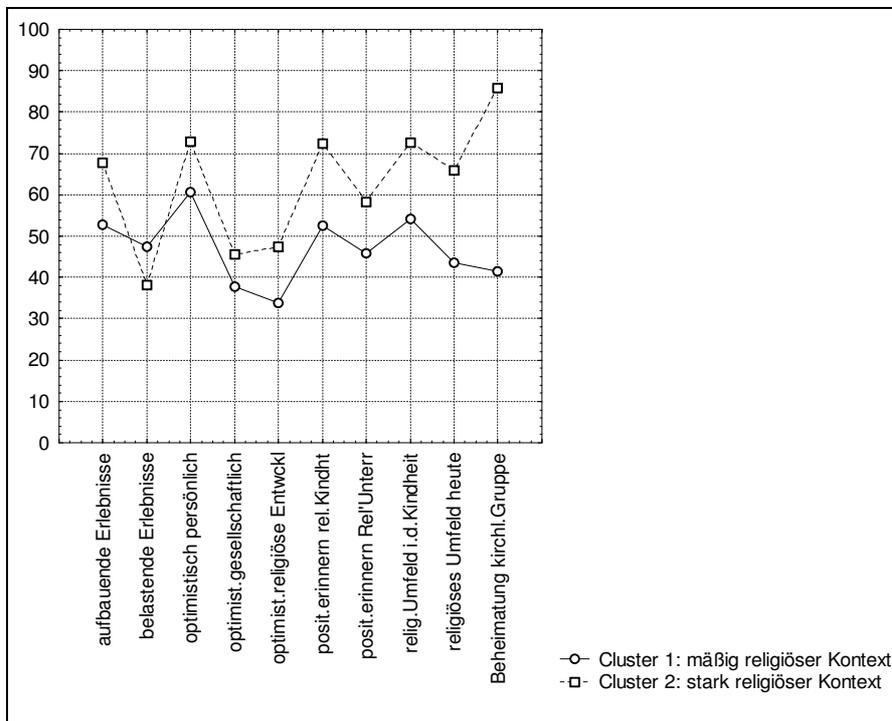
Besucher haben eher ein traditionelles Gottesbild (51%), Beteiligte mehr ein komplexeres, zeitoffeneres (61%). Die Intensität der Beziehung zur Gemeinde begünstigt die Ausformung eines zeitgerechten Gottesbildes. Umgekehrt ist aber auch zu fragen, ob nicht Menschen mit einem entsprechenden Gottesbild in verstärktem Maß von einer Gemeinde angezogen oder abgestoßen werden.

Das „liebliche“ Gottesbild, das auf verbaler und nonverbaler Ebene transportiert wird, macht den Gottesdienst für viele Männer zu einem wenig ansprechenden Geschehen. Dieser verlieblichte Gott wird im Weiteren harmlos und bedeutungslos. Liturgie muss Menschen in „Gottesgefahr“ bringen – wenn sie einen Raum erschließt, wo Menschen der atemberaubenden Gegenwart Gottes begegnen können.

Am Beginn der Befragung wurden auch religiöse Erlebnisse, die Befragte im Lauf Ihres Lebens gemacht haben, sowie das derzeitige religiöse Umfeld erkundet. Die Befragten sind eher großteils optimistisch, auch wenn sich belastende Erlebnisse einmischen. Zwei Drittel haben im Schnitt religiöse Kindheitserinnerungen. Die Hälfte hat den Religionsunterricht in guter Erinnerung. Das religiös prägende Umfeld ist die Kirchengemeinde, gefolgt vom Elternhaus. Die derzeitige Umgebung steht an dritter Stelle – ist aber auch noch deutlich religiös geprägt. Die Gemeinde hat daher begonnen die familiäre Tradition zu ersetzen.

Es ergaben sich zwei Typen von Befragten: Der größere Teil der Befragten kommt und lebt in einem stark religiösen Kontext (69%). Bei einem Drittel (31%) sind diese „Umstände“ eher nur mäßig religiös. Gemeint sind hier Erinnerungen an die Kindheit, an den Religionsunterricht, dazu das religiöse Umfeld heute sowie die Beheimatung in der Kirche. Menschen mit stark religiösem Kontext erinnern sich an weniger belastende Erlebnisse, sowie zugleich an mehr aufbauende Erlebnisse als jene, deren Kontext mäßig religiös ist.

ABBILDUNG 11: Religiöser Kontext und Beteiligung



Der Gemeinde kommt im Rahmen der religiösen Sozialisation ein ständig wichtiger Stellenwert zur Entfaltung des persönlichen Glaubens zu – denn ohne konkrete Erfahrungsräume verliert Religiösität an Relevanz. Es bleibt fest zu stellen, dass die Liturgie im Allgemeinen und die Sonntagsmesse im Besonderen dabei einen wichtigen – aber nicht den einzigen — Erfahrungsraum darstellen.

Folgen für das Alltagsleben

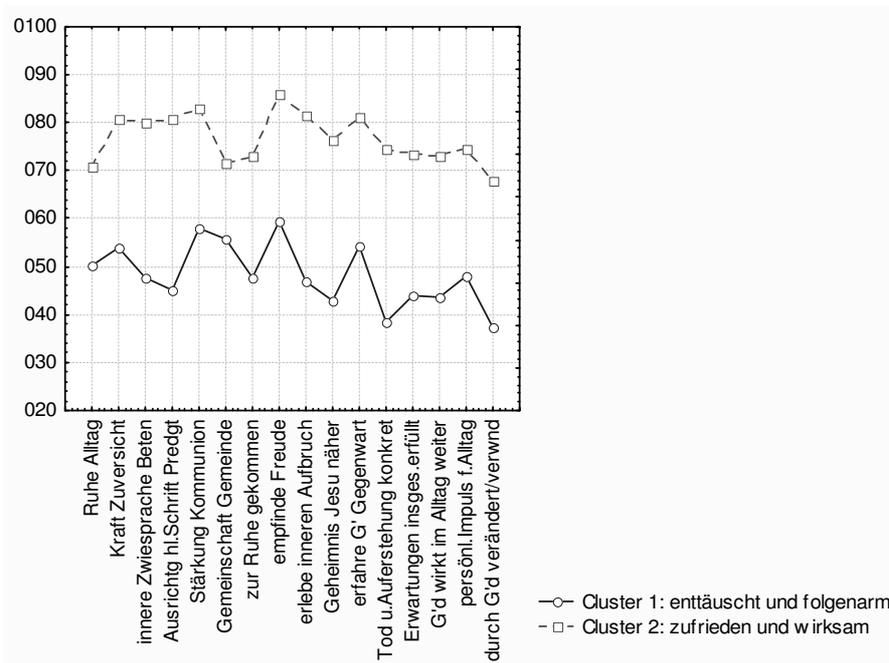
Ganz allgemein besehen finden sich unter den Befragten solche, welche die Erwartungen in hohem Maß erfüllt erleben. Zudem sehen sie auch Auswirkungen des Gottesdienstes auf das alltägliche Leben. 49% sind dieser ersten Gruppe der Zufriedenen zugeordnet. Die andere Hälfte (51%) ist vom Gottesdienst weithin enttäuscht. Er hat ihrer Einschätzung nach auch kaum Auswirkungen auf ihr Alltagsleben. Umso tiefer jemand also im Gottesdienst in Gott einzutauchen vermag, umso mehr wirkt er sich auch auf eine Veränderung des ganz alltäglichen Lebens aus.

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

Jene, die eher „nur“ das Freundesmahl suchen, erweisen sich in hohem Maße enttäuscht (84% von ihnen). Wer zusätzlich Gotteserfahrung ersehnt, ist zu 81% mit dem Gottesdienst zufrieden. Besucher zeigen sich (mit 63%) weit mehr enttäuscht als Beteiligte (45%). Das mag auch damit zusammenhängen, dass eine verstärkte Partizipation am Gemeindeleben und eventuell auch an der Feier des Gottesdienstes zugleich auch eine höhere Identifikation zur Folge hat.

Problembereich Predigt

ABBILDUNG 12: Folgen für den Alltag



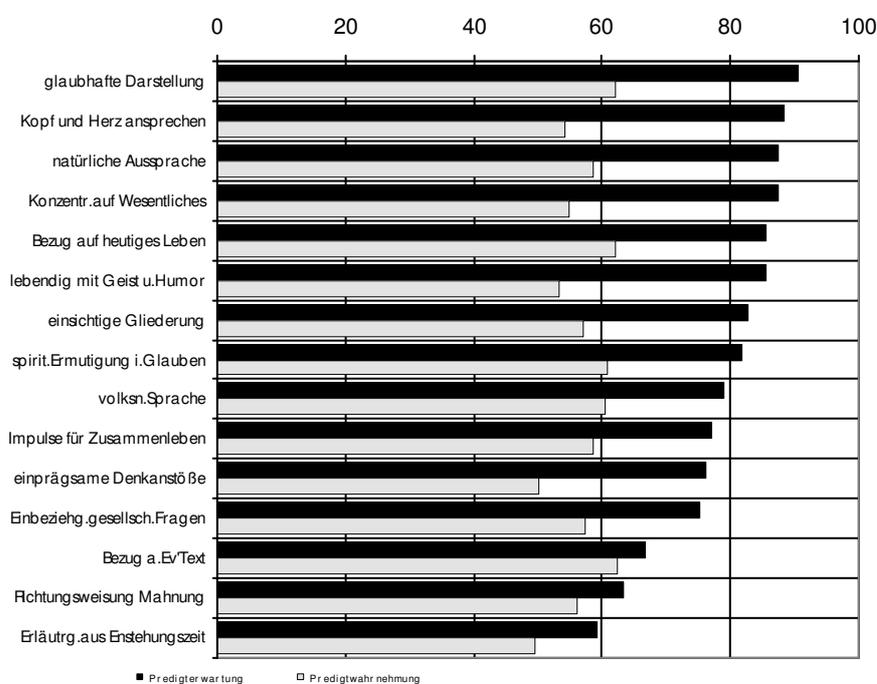
Wie auch die Ergebnisse der ersten Phase vermuten ließen kommt aus der Sicht der Mitfeiernden der Predigt ein hoher Stellenwert zu. Im Durchschnitt erreicht die Wichtigkeit der Predigt in der Umfrage 75 Punkte. Die Qualität der Predigt hat auch einen beachtlichen Einfluss auf den Kirchgang (58 Punkte). Damit ist eine Errungenschaft der Liturgiereform, nämlich die Predigt als ein selbstverständlicher Bestandteil der Liturgie zu etablieren, Gemeingut geworden. Der katechetische Wert der Predigt ist nicht zu unterschätzen, da sie für die meisten Christen die regelmäßigste Form darstellt, einen Impuls für den eigenen Glauben zu erhalten.

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

Insgesamt sind die Erwartungen an die Predigt sehr hoch. Die Zufriedenheit mit dem Inhalt allgemein hat im Schnitt 57 Punkte erhalten. Erwartung und Wahrnehmung klaffen bei der Predigt weiter auseinander als beim Gottesdienst allgemein. Besonders auffällig ist die Differenz bei folgenden Merkmalen: Kopf und Herz ansprechen (34 Punkte Differenz); Konzentration auf Wesentliches (32); lebendig mit Geist und Humor (32); natürliche Aussprache (29); glaubhafte Darstellung (29); einprägsame Denkanstöße (26); einsichtige Gliederung (26).

Generell gilt: Je höher das Erwartungsniveau, desto eher stellt sich eine Enttäuschung über die Predigt ein. Bei der Gruppe mit hoher Erwartung sind 64% enttäuscht, bei jenen, die vor allem eine glaubhaft—lebensebene Predigt suchen, sind es hingegen nur 45%.

ABBILDUNG 13: Predigterwartungen und Wahrnehmung der Predigt



Besucher (58%) sind unzufriedener mit der Predigt als Beteiligte (49%). Die Beteiligung am gemeindlichen Leben und die Reduktion von Ärger über die Predigt scheinen in einer Korrelation zu stehen. Die Bedeutung der Predigt wird durch andere Gratifikationen im Gemeindeleben abgedeckt, während Besucher in ihren Erwartungen viel mehr vom Gottesdienst allein abhängig sind.

Ganz eng ist der Zusammenhang zwischen der Enttäuschung über den Gottesdienst und der Enttäuschung über die Predigt. Gottesdienstenttäuschte sehen zu 76% ihre Predigterwartung als unterfüllt an. Unter den Gottesdienstzufriedenen hingegen sind es nur 27%. Die Wahrnehmung von Gottesdienst und Predigt geht sichtlich gemeinsam vor sich. Beide Aspekte sind voneinander nicht zu trennen. Noch einmal wird deutlich, wie sehr die Predigt ein zentrales Element des Gottesdienstes ist.

Unterschiedlich zufrieden sind Männer und Frauen. Männer sind deutlich mehr enttäuscht über Gottesdienst (61%) und Predigt (63%) als Frauen (Gottesdienst 42%, Predigt 44%). Liegt die Enttäuschung bei Frauen zwischen 40 und 50%, steigt sie bei Männern über 60%. Hat das vielleicht auch damit zu tun, dass sich Männer im Gottesdienst mit ihrer Lebenswirklichkeit in geringerem Maß einfinden, dass das hier erschlossene Gottesbild für sie zu lieblich ist?

So ist es Herausforderung für den Prediger, sich in der Vorbereitung auf das Wesentliche zu konzentrieren und eine klare Gliederung zu erarbeiten. Tiefer noch geht es aber um den predigenden selbst als Person und Glaubender. Es muss der ganze Mensch als gläubiger und erfahrener Christ in seiner Predigt spürbar werden, der nicht nur eine intellektuelle Botschaft vermittelt. Wer predigt, muss sich in Dingen des Glaubens selbst auch ins Herz schauen lassen, Gott selbst muss in der Person des Predigenden auffindbar sein – die eigentliche Herausforderung an die Predigt ist daher eine zutiefst spirituelle.

„Aber ich hab wirklich das Gefühl, der hat immer... immer was auszusagen, dass man sagt: „Ja, das berührt jetzt mich persönlich auch. Und da bin ich persönlich angesprochen.“ (...) Authentisch, Ja, weil ich wirklich glaub, dass er das, was er sagt, auch lebt! Also, das,... das kommt einfach rüber!“ (Frau, 44)

Irritationen und Ärgernisse

Geforscht wurde auch nach Irritationen den Gottesdienst betreffend. Eine erste kleinere Gruppe (37%) hat ein geringes Irritationsniveau, wenn etwas leicht verärgert, dann sind es Mitfeiernde, oder dass Frauen zu wenig einbezogen sind. Mehr als 20 Punkte erreichen aber auch diese Verärgerungen nicht.

Anders die zweite, mit 63% deutlich größere Gruppe. Hier ragen zwei Ärgernisse heraus: Verärgerung über die Art des Priesters – also seine (in)ars celebrandi – sowie über die Qualität der Predigt. Noch immer um die 50 Punkte liegt der Ärger über Lied/Gesang, dass Frauen zu wenig einbezogen werden, sowie Ärger über Mitfeiernde. Wer vom Gottesdienst mehr ein Freundesmahl erwartet, erleidet deutlich mehr Ärger (70%) als jene, die vor allem auf Gotteserfahrung aus sind (56%). Besucher sind sichtlich kritischer als Beteiligte.

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

Damit sind jedenfalls drei sensible Bereiche angesprochen, die offensichtlich für die Gottesdienstgestaltung auch eine besondere Bedeutung haben.

Darüber hinaus wurden in den Wortmeldungen noch weitere Ärgernisse zur Sprache gebracht:

„Mich stört z.B. bei der Messe, dass es leider eingerissen ist, dass die Leute zu spät kommen und bis vor in die zweite Reihe gehen und das stört. Denn ich möchte mich konzentrieren, ich möchte meditieren und dann kommt irgendwer und geht vor. Oder es fangen Kinder hinten zum laufen an. Das stört mich. Da kann man 199x sagen, Kinder gehören auch in die Kirche, aber dann muss man das Kind soweit erziehen. Wir haben das auch zusammengebracht. Das stört mich. Und zur volkstümlichen Rede, da ist es so, mich stört, wenn der Priester – das ist mir in der Kirche S. passiert – die einen floridsdorfer Dialekt vertreten – wo ich sage ‚Wie komm ich dazu?‘ (jüngere Frau)

Musikalische Vorlieben variieren

Wie auch die Interviewten in den Pfarren ausdrückten, ist Musik in jedem Gottesdienst ein wichtiges Element. In ihr kommen gleichermaßen Herz und Verstand zum Zug.

„Dasselbe ist bei der Musik. I´ glaub´, das Wichtigste beim Gottesdienst zwischen Musik, Beten und Meditation eine Symbiose zu finden, alle drei Elemente sollten d´rinnen sein. Das ist ganz gut in der Kirche M. zum Teil – ich sag´ das ganz offen, wie´s is´ — hat mir sehr gut gefallen, weil der Pfarrer dort ... eine Symbiose gefunden zwischen künstlerisch, ... Liedern, die ich aus den modernen Texten, die wir ham´ aus dem Gotteslob, die man kennt und sich vertraut fühlt. Da fühlt man sich zu Hause.“ (Mann)

Musik ist aber ein kulturelles Phänomen. Sie kennt viele Stilrichtungen, und das nicht nur in historischer Abfolge: Es gibt auch in jeder Gemeinschaft Menschen mit unterschiedlichen musikalischen Vorlieben. Die Musik hat – so die Ergebnisse – einen hohen Stellenwert. Der durchschnittliche Wert liegt bei 78. Diese Erwartung wird offensichtlich nur zum Teil eingelöst (59). Die Bewertung der unterschiedlichen Musikstile fällt verschieden aus.

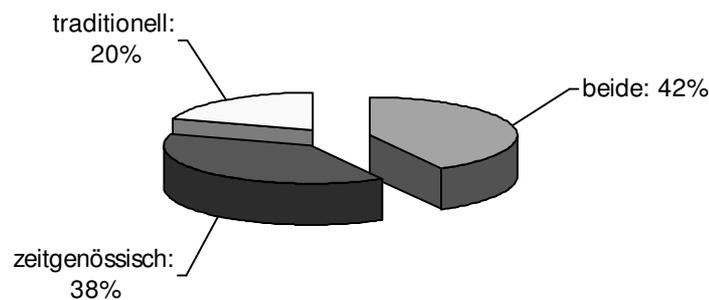
Dieser Befund lässt sich noch weiter konkretisieren. Den Untersuchungsteilnehmenden wurden nämlich noch konkrete Musikbeispiele vorgespielt. Die Reaktionen auf diese wurden abgefragt.

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

Auch hier fanden neuere Lieder am meisten Zustimmung: Jesus Dein Licht (68), das Taizélied „Bleibet bei mir“ (64), gefolgt von Haydn (56) und Schubert (50). Gleichzeitig wird bei den Musikbeispielen auch eine deutliche Polarisierung sichtbar: während Beteiligte sehr stark neuere Lieder bevorzugen oder sowohl neue und alte Lieder schätzen, ist unter Besuchern eine Präferenz für traditionelle Gesänge fest zu stellen

Die folgenden Musikbeispiele fanden nur noch bei weniger als der Hälfte Zustimmung: das gregorianische Sanctus (47), Das Osterhüislied „Der Chaos schuf zu Menschenhand“ (46), das Lied von Angelus Silesius „Ich will dich lieben“ (43). Der als Liebeslied einst weit verbreitete Choral von Bach „O Haupt voll Blut und Wunden“ rangiert – überraschender Weise – an letzter Stelle (42).

ABBILDUNG 14: Verteilung der Musikstile



Es ergaben sich drei Gruppen von Befragten: Jene Mitfeiernden, die altes, und jene, die neueres Liedgut bevorzugen, sowie solche unter den Mitfeiernden, die beides wünschen. In Diagramm 14 wird dies prozentuell aufgeschlüsselt.

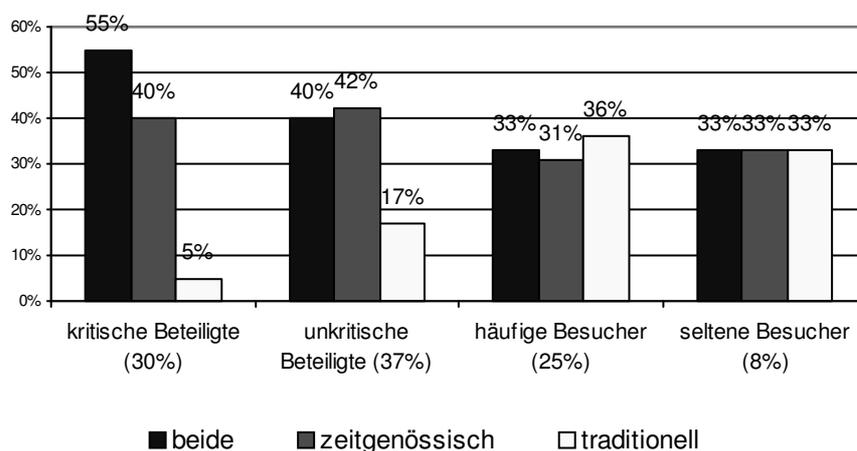
Die Unterschiede nach Alter sind nicht besonders groß, die Altersgruppen verteilen sich stets auf alle drei Gruppen. Dass die mittlere Altersgruppe (30—49) eher beide oder die zeitgenössischen bevorzugt, mag auch mit den Kindern dieser Personen zu tun haben.

Interessant ist die Ausdifferenzierung der Musikvorlieben hinsichtlich der Teilnahme am Gottesdienst. Es zeigt sich, dass Besucher weitaus mehr traditionelle

DIE ERGEBNISSE DER STUDIE „GOTTESDIENSTQUALITÄT“

Lieder bevorzugen als (kritische) Beteiligte bzw. indifferenter sind als kritische Beteiligte, die modernes Liedgut stark bevorzugen.

ABBILDUNG 15: Musikvorlieben und Gottesdienstbesuch



Gesang im Gottesdienst ist Lob Gottes, stiftet Gemeinschaft und vertieft den Feiersinn im antwortenden Vollzug der Gemeinde. Daneben polarisiert kaum eine andere Frage so stark innerhalb der Gemeinde wie die Form und Auswahl der Lieder und der Musikinstrumente. Eine wertvolle Kirchenmusiktradition im deutsch – österreichischen Kulturraum, gregorianische Gesänge der lateinischen Liturgie und der Import qualitativ manchmal zweifelhafter, aber mitreißender „NGL Lieder“ prallen aufeinander.

„Es ist eigentlich immer besonders beim Singen, wenn es eine schöne Melodie ist und alle mitsingen, da fühlt man sich sehr geborgen. Also nicht bei einem gewissen Teil allgemein wenn man singt. Wenn dann zum Beispiel alle stehen, die Orgel spielt, man singt da jetzt laut so ein schönes Lied, das ist einfach herrlich.“ (Jugendlicher, 15)

Und sie singen mit. Also ein Gottesdienst, wo die Leute nicht mitsingen ist so etwas Elendes. Und es ist schon, es ist Gemeinschaft.“ (Mann, 27)

Resümee der Studie: Ergebnisse

Als Abschluss dieses ersten Teiles der Dissertation werden nun noch einmal die Resultate der zwei Erhebungsprojekte zusammengefasst und neu gewertet:

Beispiele gelungener Feierkultur sichtbar werden lassen

Das Projekt „Gottesdienst—Qualität“ hat in einem ersten Schritt das Ziel vor Augen vorhandene Ressourcen aufzeigen und Beispiele gelungener Feierkultur transparent werden zu lassen. Die Besuche in den drei Gemeinden boten ein lebendiges Bild gelungener „Inszenierung“ von Sonntagsmesse im Rahmen der so genannten „Familien – Gottesdienste“. Wenn diese Messen auch nur ein kleiner Ausschnitt sind aus der Unzahl an Sonntagsgottesdiensten, die in der Großstadt Wien gefeiert werden, so sind sie doch typische Fälle, an denen sich generelle Aussagen bezüglich der Momente, die in den Augen der Mitfeiernden für eine qualitätvolle Liturgie wichtig sind, feststellen lassen. Dies wurde durch die breiter angelegte zweite Untersuchungsreihe belegt und vertieft, so haben die Ergebnisse die Wichtigkeit der Predigt unterstrichen oder das reziproke Verhältnis zwischen Beteiligung am Gemeindegeschehen und evangeliumsgemäßem Gottesbild aufgezeigt.

Zusammenfassend kann also festgestellt werden, dass es sich lohnt, die Ressourcen vor Ort aufzuspüren und zu entfalten. Die Studie gibt nicht vor den „idealen Gottesdienst“ aufzeigen zu wollen, will aber Elemente, die für eine Feier förderlich oder hinderlich sind, pastoraltheologisch erheben, theologisch und kairolologisch werten und für eine geänderte Praxis und stärkere Aufmerksamkeit auf diese Kriterien plädieren. Diese „Qualitätskriterien“ sind insofern sie in die „Machbarkeit“ des Menschen fallen naturgemäß situationsbedingt. Dies hat zur Folge, dass jede Gemeinde sich auch nur persönlich auf den Weg begeben kann die jeweils eigene Situation, in der Eucharistie gefeiert wird, anzusehen und anhand der Kriterien einer der Frohbotschaft, des durch die Kirche vorgegebenen liturgischen Rahmens sowie der Situation vor Ort entsprechenden Liturgie zu entwickeln.

Erfahrbare FeiERGemeinschaft als Grundmerkmal einer ars celebrandi der Gemeinde

Für 75% der Mitfeiernden der Familiengottesdienste war „um Gemeinschaft zu erleben“ das wichtigste Motiv, um zum Gottesdienst zu kommen, im Durchschnitt aller erhobenen Gottesdienste lag die Zustimmung hier bei 65,4%. Dieses Ergebnis überrascht auf dem Hintergrund des Individualisierungstrends der letz-

ten Jahren, der gleichzeitig aber in ein neues Stadium eintritt, in dem der Einzelne merkt, dass er andere Menschen braucht.⁵²

In Bezug auf den sonntäglichen Gottesdienst erscheint dieses Ergebnis als zwiespältig. Einerseits wurde die Betonung der Gemeinschaft in der Feier der Messe zuerst durch die liturgische Bewegung neu in Erinnerung gerufen und fand dann durch die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils eine deutliche Bestätigung⁵³ — diese Impulse haben offensichtlich die Gottesdienstkultur und die Erwartungen der Mitfeiernden deutlich geprägt. Andererseits stellt sich aber die Frage, ob dieses Erleben von Gemeinschaft nicht auch in einem hohen Maß unverbindlich und oberflächlich bleibt. So kann die Überbetonung der Gemeinschaft zu einer Vergessenheit führen, wozu die Gemeinschaft überhaupt versammelt wird und das eigentlich Gefeierte, das Paschamysterium, aus den Augen verloren werden. Zudem besteht die Gefahr, dass sich wieder ein konsumatorisches Verhalten einstellt, das nicht zur *actuosa participatio* führt – und das widerspräche dem Geist der Liturgie, da die Messfeier keine Zuschauer⁵⁴ kennt. Generell steht zu befürchten, dass sich die Feier der Sonntagmesse abkapselt vom sonstigen Leben – die Mitfeier des Gottesdienstes wenig Konsequenzen für das weitere Leben aufweist.

Positiv wird festgestellt, dass Gottesdienst als Ort der Gemeinschaftserfahrung zu einer wichtigen Erfahrung von Kirche wird. Die Herausforderung besteht darin, gleichzeitig die inhaltliche Dimension des Gottesdienstes wieder verstärkt deutlich machen.⁵⁵

Auch die Verbindlichkeit der Gemeinschaft gilt es weiter zu vertiefen. Dort, wo sich genügend Freiräume anbieten, in denen sich die Gottesdienstgemeinschaft nach der Feier menschlich begegnen kann, und Jugendliche passende Angebote finden, kann Gemeinschaftsbildung im zwischenmenschlichen Bereich stattfinden und das wirkt zurück auf die Mitfeier des Gottesdienstes. Der Gemeindegottesdienst bekommt verstärkt eine Anziehungskraft.

Identifikation durch vielfältige Möglichkeiten mit zu gestalten

Während sich in den letzten Jahrzehnten im Gemeindeleben viele partizipative Strukturen durchgesetzt und im Bewusstsein der Christen verankert haben, ist die Liturgie, vor allem die Gestaltung der Sonntagsmesse, oft noch „Sache des Priesters“. Ausnahme hierfür sind Kindergottesdienste, für deren Gestaltung sich in den Gemeinden Teams finden.

⁵² Vgl. Denz, Hermann / Friesl, Christian u.a.: Die Konfliktgesellschaft. Wertewandel in Österreich 1990—2000, Wien 2001, 12—14.

⁵³ Vgl. SC 26.

⁵⁴ SC 14 betont die „volle, bewusste und tätige Teilnahme“ **aller** Gläubigen.

⁵⁵ SC 6 spricht von der Liturgie als „Feier des Paschmysteriums Christi“.

Eine entwickelte Feierqualität bedarf in der Gemeinde aber vieler partizipativer Strukturen im Umfeld des Gottesdienstes sowie in der Feier selbst. Eine gemeinsame Vorbereitung, die Ausschöpfung aller Möglichkeiten der Gemeindebeteiligung in der Messfeier⁵⁶, sowie ein qualifiziertes Feed—back (beispielhaft hinsichtlich der Predigt) und ein Umsetzen der Wandlung auf Reich Gottes hin vermittels des Gottesdienstes im gemeindegkirchlichen Rahmen sind Voraussetzung dafür, dass die sonntägliche Eucharistie tatsächlich zum „culmen et fons“ des Wirkens der Kirche wird.⁵⁷ Denn wo die Mitfeiernden nicht einfach „konsumieren“ können sondern aktive „Mitspieler“ sind, kann verstärkt Identifikation wachsen – mit der Feierguschaft wie mit dem Gefeierten. Dies hat die Gottesdienststudie belegt und verstärkt.⁵⁸

Vernetzte Pluralität – die Chance der Vielfalt nutzen

So vielfältig die Erwartungshaltungen der einzelnen Befragten sind, so reichhaltig ist auch das Angebot an verschiedenen Gottesdienst – Stilen in der Großstadt. Selbst innerhalb einer Gemeinde bestehen zumeist mehrere Weisen, Messen zu gestalten, nebeneinander. Typisch sind „traditionelle“ Gottesdienste für älteres Publikum, „Familienmessen“, die junge Familien mit kleineren Kindern ansprechen, sowie Jugendgottesdienste für Jugendliche und jene, die eine alternativere Gestaltung bevorzugen. In manchen Pfarrgemeinden mit länger kirchenmusikalischer Tradition werden auch regelmäßig „Hochämter“ für Liebhaber der großen Chormessen angeboten. Zusätzlich weist auch jede Gottesdienstgemeinde in sich eine große Vielfalt an graduell unterschiedlichen Möglichkeiten zur aktiven Teilnahme auf – von denen, die verstohlen hinten sitzend unauffällig mitfeiern bis zu denen, die liturgische Dienste übernehmen.

Die Wahrnehmung dieser vielfachen Pluralität – der Vielfalt an Erwartungen, an Gottesdienstprofilen in der Großstadt und innerhalb der jeweiligen Pfarrgemeinde, an Möglichkeiten sich zu beteiligen – ist ein erster Schritt, diese Mannigfaltigkeit zu ordnen und zu werten. Die Chance, die sich aus der Mannigfaltigkeit ergibt, ist, dass die Abdeckung einer großen Spannweite an Erwartungen, mit der die Christen zur Kirche kommen, nicht jede Pfarrgemeinde leisten muss, ja gar nicht kann. Die Mobilität, dass sich Menschen im Alltag ihre Verkehrskreise nach Interessen und Vorlieben aussuchen, kommt auch im religiösen Bereich zum Tragen. So entspricht es nicht den Lebensgewohnheiten der Großstädter, dass die Wohnortpfarre immer der Ort ist, wo sie ihre „religiösen Bedürfnisse“

⁵⁶ Z.B. die liturgischen Dienste wirklich zu verteilen und so möglichst viele zu beteiligen: Vgl. SC 26 und SC 28.

⁵⁷ Vgl. SC 10.

⁵⁸ Vgl. die Aussagen über „Beteiligte“ und „Besucher“ hinsichtlich ihres Gottesbildes, ihrer Erwartungen und ihrer Zufriedenheit, sowie die Aussagen der Interviewten über die Bedeutung der Mitgestaltungsmöglichkeiten.

befriedigt finden. Sie wird der logisch „erste“ Ort sein, wo Christen suchen, aber wenn sie dort nicht das finden, was ihnen wichtig ist – gerade im liturgischen Bereich! – werden sie nach Alternativen Ausschau halten oder resignieren. Wäre es nicht ein Gebot, ihnen auf der Suche nach dem, was ihnen vom Stil her entspricht, behilflich zu sein anstatt eifersüchtig nur auf die eigene Pfarre blickend sie festhalten zu versuchen? Wäre es nicht sinnvoller, die schon vorhandenen Ressourcen in anderen Gemeinden mit auszuschöpfen und sich auf das eigene Gute zu konzentrieren als alles anbieten zu wollen, wobei dann aufgrund der knappen Ressourcen letztlich alles nur halbherzig ausgeführt werden kann?⁵⁹

Voraussetzung dafür ist die Vernetzung, die Zusammenarbeit mit anderen Pfarrgemeinden und dass das Angebot in seiner Vielfalt für die Mitfeiernden transparent gemacht wird. Gerade die Kirchen der Innenstadt weisen hier besondere Akzente auf (wie z.B. Kirchenmusik in St. Augustin), ebenso wäre eine verstärkte Vernetzung auf der Ebene der Dekanate zu fördern. Eine Haltung der Wertschätzung gegenüber den unterschiedlichen Feierformen und den unterschiedlichen Menschen ist angesichts der dargelegten Situation heute angebracht. Wichtig wird es daher auch sein, diese Offenheit in den teils ideologisierten Diskurs der Gemeinde(n) immer wieder einzubringen.⁶⁰

Doch widerspricht dies nicht dem zuvor dargelegten Prinzip der Gemeinschaftsvertiefung? Sicherlich ist bei aller Pluralität die Spannung zwischen Verbindlichkeit und einladender Offenheit, sowie zwischen speziellen Gottesdienstgemeinden und der Gesamtgemeinde, zu wahren. Bei aller „Zielgruppen – Orientierung“ ist es notwendig, dass die Feiern nicht zu jeweiligen Nischenveranstaltungen verkommen, sondern das gemeinsame Feiern der **einen, ganzen** Gemeinde spürbar wird. Das verlangt vom Vorsteher der Eucharistie, aber auch von den Mitfeiernden, eine Vielsprachigkeit in den Feierformen. Gerade an hohen Festtagen ist es eine Chance, die Vielfalt *der* Gottesdienst – Stile auch in eine Vielfalt *im* Gottesdienst münden zu lassen. Bei aller Offenheit dafür, dass sich auch Christen, die zum ersten mal am Gemeindegottesdienst teilnehmen, angenommen und willkommen fühlen sollen bleibt dennoch Desiderat und Ziel, dass die Mitfeiernden mehr sind als eine bloße Ansammlung von Gläubigen, die — außer dass sie zufällig zur selben Zeit am selben Ort sind — wenig miteinander im Alltagsleben zu tun haben.

⁵⁹ Z.B. muss nicht jede Pfarre eine eigene Jugendmesse gestalten, wenn es in der Nachbarpfarre bereits eine gut funktionierende gibt. Vielleicht kann man sich stattdessen auf Familiengottesdienste konzentrieren, die es dort nicht gibt. Das spart wechselseitig Energie und Kraft.

⁶⁰ Gemeint ist damit die Einstellung der unterschiedlichen Gottesdienstgemeinden zueinander. Allzu oft wird auf die jeweils Anderen herabgeblickt und kritisch angefragt, ob bei solchen Vorlieben diese ernsthaft den Glauben betreiben.

Liebevolle Aufmerksamkeit auf alle Gestaltungselemente

Die Gestaltung der Messfeier bedarf in all ihren Dimensionen einer liebevollen Aufmerksamkeit. So ist ein Gespür für die Stimmigkeit des Ganzen wie der einzelnen Elemente (verwendete Sprache, Musik, ausdrucksstarke Gesten, entfaltete Symbolhandlungen, gefüllte Stille etc.) Beachtung zu schenken. Gemeint sind damit nicht überbordende Gestaltungselemente, die „Action“ zum Hauptgegenstand der Feier werden lassen. Den „Glanz edler Einfachheit“⁶¹ der leicht durchschaubaren und dem Verständnis angepassten Riten gilt es zu entfalten, damit Störfaktoren minimiert werden und das Gefeierte, der auferstandene Christus, aufscheinen kann in der Gemeinschaft der Feiernden.

Zusammenfassende Thesen

Allgemein

1. Nicht nur aus ekklesiologischen, sondern auch aus kulturellen Gründen gewinnt die Qualität des Gottesdienstes in einer Kultur, in der Spiritualität aus Säkularität wächst, eine wachsende Bedeutung.
2. Eine nicht zu übersehende Zahl von Menschen die zum Gottesdienst kommen, fühlen sich vor allem über die Qualität der Predigt sowie über die Art des Priesters vorzustehen irritiert. Mitfeiernde, die nicht zusätzliche Gemeindebindungen haben, bleiben wegen solcher Irritationen leicht dem Gottesdienst fern: Es gibt eine Gottesdienstvertreibung Gutwilliger durch fehlende Liturgiekompetenz.
3. Die Erwartungen an den Gottesdienst sind im Gottesdienstvolk sehr verschieden. Haben die einen die hohe Erwartung an eine gemeinsame Gotteserfahrung, sind andere mit einem Mahl mit Freunden zufrieden: wobei Gotteserfahrung und Mahl mit Freunden kein Widerspruch sind, sondern sich wie übereinander liegende Schichten verhalten.
4. Eine auffällige Verschiedenheit gibt es in den Gottesbildern, die in den Mitfeiernden vorhanden sind. Je beteiligter am

⁶¹ Vgl. SC 34.

Gemeindegesehen Mitfeiernde sind, desto eher entspricht ihr Gottesbild dem des Neuen Testaments. Statt Lebensweisung ist in der Predigt der „Evangelisierung“ der Vorstellung von Gott Raum zu geben.

5. Die Musikwünsche driften weit auseinander. Traditionelle Musik erwarten am meisten Besucher (häufige wie seltene). Vor allem kritische Beteiligte lehnen traditionelle Musikstile (eher) ab.
6. Die Kunst, Liturgie angesichts solcher Vielfalt zu feiern, gehört zu den entscheidenden Aufgaben von Liturgieverantwortlichen (Liturgieausschüsse, WortgottesdienstleiterInnen, Priester). Eine Begleitung auf diesem Weg sollen durch Ergebnisse der Liturgiequalitätsforschung erleichtert werden.
7. Die Chance der Großstadt ist die **Pluralität der Gottesdienstformen**. Das bedeutet für Pfarren die Herausforderung, ihre eigenen Schwerpunkte zu entfalten und für Menschen die den Gottesdienst mitfeiern auch die Flexibilität, einen Ort mit einer ihnen entsprechenden Feier aufzusuchen
8. Die zentralen Motivationen sind die Suche nach Unterbrechung des Alltages und nach Gemeinschaft mit Gott und untereinander. Dort, wo sich genügend Freiräume anbieten, in denen sich die Gottesdienstgemeinschaft nach der Feier menschlich begegnen kann bekommt der Gemeindegottesdienst selbst verstärkend Anziehungskraft.

Gottesdienste und Beziehung

9. Die Sehnsucht nach **Integration der verschiedenen Alltags – Lebenswelten** einer entsprechenden Antwort seitens der Gottesdienstgestalter. Nicht als zusätzliche Lebenswelt neben anderen, sondern als integrativer Punkt will sich christlicher Gottesdienst und Gemeinde positionieren. Dies gelingt umso mehr, als die differenzierten Erlebnisräume der Menschen aufgegriffen und im Lichte der Frohbotschaft gedeutet werden, durch verbale oder non – verbale, symbolträchtige Riten.

10. Die **Gottesdienstgemeinde** zu integrieren als Gemeinschaft von Gemeinschaften ist Dienst des Vorstehers als Dienst der Einheit. Kritisch zu hinterfragen ist, ob in der Gestaltung des Gottesdienstes die verschiedenen Ausrichtungen und Wünsche, die in der Gemeinde da sind, zum Tragen kommen. Es das labile Gleichgewicht von Verbindlichkeit und einladender Offenheit sowie von Gottesdienstgemeinden und Gesamtgemeinde im Blick zu behalten.
11. **Caritas** als Grunddimension kirchlichen Handelns ist nicht nur Aufgabe der Caritas Organisation, sondern primäre Herausforderung für jede Pfarrgemeinde. Gerade im zentralen Feierguschehen ist es notwendig, den Blick der Christen auf die konkrete Nachfolge im „für andere sein“ zu lenken, denn die Communio ist kein Selbstzweck.
12. Die „**Politische Diakonie**“ als Veränderung der Gesellschaft auf das Reich Gottes hin, darf nicht vernachlässigt werden. Wo in Predigt und Fürbitten das, was Menschen bewegt, religiös gedeutet und bei sozial – gesellschaftliche Problemen Veränderungsimpulse vermittelt werden, dort wird Feier des Gottesdienstes nicht „harmlos“ sein, sondern „gefährlich“.

Die Gottesdienstgemeinschaft

13. Der Gottesdienst hält die geschwisterliche und offene Gemeinde zusammen, weitet den Horizont und ist **Zentrum** des Pfarrlebens – sonst stimmt die Gewichtung nicht.
14. Gebet, Gesang und Möglichkeiten der aktiven Partizipation erhöhen die Identifikation mit der Gottesdienstgemeinschaft. Störend wirken Unpünktlichkeit, geheuchelte Gemeinschaft und ablenkende Tätigkeiten.
15. Aktive Teilnahme und selbst bestimmte räumliche Distanz korrespondieren. Verständlichkeit der Liturgie, graduelle Verbindlichkeit und verständnisvolles Zugehen erleichtern den Einstieg in die volle Eucharistiegemeinschaft. Je lebendiger und aktivierender Gottesdienste gestaltet werden, desto

mehr werden Kinder und „fern stehende“ Erwachsene angesprochen. Ein eigener Kinder GD erleichtert ein Ausweichen für Menschen, die Ruhe und Besinnlichkeit oder höhere Ansprüche suchen.

Partizipative Elemente

17. Die möglichst breite und abwechslungsreiche **Verteilung der liturgischen Dienste** (Vorsteher, Lektoren, Kantoren, Ministranten) wird als Bereicherung erfahren. Je mehr Dienste verteilt und als bedeutend wahrgenommen werden, desto deutlicher wird, dass die Feier des Gottesdienstes nicht nur Sache des Priesters oder einiger weniger Aktivisten ist. Die Schulung der Rollenträger, damit diese ihren Dienst kompetent und qualitativ vollziehen können, ist ein wichtiger Schritt in Richtung Gottesdienstkultur. Rollenträger tragen dazu bei, dass das Mitfeiern schöner, leichter und interessanter wird, wenn sie mit ihrer Person, ihrem Bemühen und ihrer Qualifikation dahinter stehen. Die **gemeinsame Gestaltung** des Gottesdienstes in der Vorbereitung ist bei Kindergottesdiensten üblich. Die Erfahrungen zeigen, dass dies die Qualität und Lebendigkeit des GD fördert, aber auch zwischen Gruppen polarisieren kann. Im Sinne einer erweiterten Feiernkultur in der Pfarrgemeinde ist weiter zu denken, in wie fern auch „traditionelle“ Gottesdienste mehr durch ein Team vorbereitet werden können.
20. Der Priester, der **Vorsteher** der Liturgie, wirkt dann glaubwürdig, wenn er mit seiner ganzen Person dabei ist, Menschen persönlich ansprechen kann, und er als Glaubender und Feiernder spürbar wird. Wichtiger als technische „ars celebrandi“ ist die innere Einstellung, mit der ein Vorsteher selber in die Liturgie hineingeht und sein Lebensstil, der im Idealfall mit dem, was er in der Messe vollzieht, korrespondiert.
21. **Rückschau** in positiver Sicht als Kultur des Dankens und Feststellen von Schwächen bedarf einer deutlichen Entwick-

lung, als „Controlling“ bzw. Sicherung der Qualität des gottesdienstlichen Feierns.

Feierelemente

22. **Gesang** im Gottesdienst ist für die meisten eine Gemeinschaftserfahrung und Möglichkeit der aktiven Teilnahme am Feierveschehen. Das Mitsingen sollte daher den Menschen so einfach wie möglich gemacht werden. Liturgisch gesehen ist bei der Auswahl auf Funktionalität, Sinn und Bekanntheit zu achten. Eine Balance zwischen Qualität der musikalischen Darbietung und emotionaler wie sozialer Funktion ist für das Gelingen des Gottesdienstes essentiell.
23. **Sprache** gestaltet Wirklichkeit und ihr ist Raum zu geben. Zu diesem Zweck ist – in einem Gleichgewicht zwischen Treue zur Tradition und aktuellen Lebensbezug – eine Anpassung der Vorstehergebete und der Fürbitten verlebendigend für die Feier. In Kinder Gottesdiensten ist eine Reduktion der Lesungen sinnvoll, ansonsten gilt es, den Reichtum der Schrift auszuschöpfen.
24. Die **Predigt** als zentraler Ort der Verkündigung ist den Mitfeiernden wichtig. Wenn der Prediger persönlich vom Wort Gottes berührt und durch persönliche Hinweise dies kommuniziert sowie rhetorisch geschult ist, werden die Predigten als authentisch erfahren. Viele können aus dieser Predigt Impulse und Stärkung (Lebensdeutung) mitnehmen.
25. Zur Qualität der Feier ist eine *ars celebrandi* gerade beim **eucharistischen Hochgebet** vordringlich. Eine Strukturierung und Auflockerung durch *Akklamationen*, deutliche und betonte Aussprache, Kreis um den Altar und das Einbinden von Danksätzen bereichern das Hochgebet. Hinsichtlich der Verwendung nicht autorisierter Hochgebete ist abgesehen vom Verbot auch eine qualitative Sichtung nach theologischen wie sprachlichen Kriterien angebracht.

26. Gottesdienst lebt jenseits der gesprochenen Sprache von der **Symbolik**, die sich nonverbal in Raumgestaltung, Gestik, Körperhaltung, Gemeinschaft und in Gestalt von Brot und Wein ausdrückt. In Symbolen finden Menschen ihre Gedankenwelt wieder, aber auch ihr eingebettet sein in ein Ganzes und in die Gemeinschaft mit Kirche und Gott. Die Erklärung der Zeichen als Regienanweisung zerstört das Feiern. Eine mystagogische Katechese vertiefend ist sinnvoll, um die Symbole/ Handlungen nachvollziehbar werden zu lassen.
27. Auch die **Ausfaltung der Symbolik** von Brot und Wein (große Hostien, Teilhabe am einen Kelch, Gabenprozession mit Kollekte, Brechen des Brotes) und der Gemeinschaftszeichen (Hände reichen, Altarkreis...) ist Aufmerksamkeit zu widmen.
28. Verbale und nonverbale Kommunikation dürfen einander nicht widersprechen (z.B.: Einbezug der Gemeinde durch Akklamationen beim Hochgebet und MinistrantInnen als „Mauer“ zwischen Gemeinde und Altarraum, die Texte sprechen vom Empfang des Leibes und Blutes, aber die in der Realität gibt es nur Kommunion in der Gestalt des Brotes...).
29. **Stille** als Symbol der inneren Sammlung ist wesentliches Gestaltungsmoment. Sie ermöglicht es den Mitfeiernden seelisch nach zu kommen und vor Gott und den anderen präsent zu sein. Stillezeiten in der Liturgie sind nach Predigt und Kommunion. Zu einer ars celebrandi gehört so auch die bewusste Gestaltung der Pausen in den Gebetstexten.

Wie Menschen weggehen (Was „bringt“ der Gottesdienst)

30. Dort, wo sich Menschen in einer *verbindlichen* Gemeinschaft zum Feiern des Gottesdienstes versammeln und vermittelt wird, dass jeder wie er ist, vor Gott und den anderen da sein darf, erfahren die Gläubigen Geborgenheit und „daheim“ sein in der Familie der Kirche. In Gesten und Handlungen sowie durch die Ermöglichung der Kommunikation vor und nach der Messfeier wird Communio gefördert.

31. Die entscheidende Frage, ob Mitfeiernde einen Gottesdienst als „qualitätsvoll“ erfahren, ist: „Habe ich Gottes Nähe gespürt?“ Für Menschen auf der Suche nach „Gottese Erfahrung aus erster Hand“ – näher spezifisch als „Christus – Erfahrung“ – gilt es Rahmenbedingungen und Feierelemente zu schaffen, die dies bestmöglich fördern und nicht verhindern. Es ist hier die „schwache Position der einladenden Geste“ anzusehen, da die Entscheidungsfreiheit des Einzelnen gewahrt bleiben wird und die private Disposition eine Rolle spielt.
32. Individuelle Gottese Erfahrungen sind durch unterschiedliche Elemente im Gottesdienst evoziert, am stärksten durch die „Wandlung“ und die Kommunion. Theologisch differenzierter zu hinterfragen bleibt freilich, von welcher „Erfahrung“ Menschen hier genauer hin sprechen, welche authentische und christliche Weise der Christusbegegnung dabei gemeint wird. Christliche Liturgie ist immer schon vermittelte Gottese Erfahrung im Wort und im Realsymbol, sie ist nicht bloß Katalysator für die Gefühle der Mitfeiernden.
33. In der Wahrnehmung und den Motiven der Mitfeiernden kommt dem Motiv des Dankens als Eucharistie keine Rolle zu. Obwohl dies gesellschaftliche Wurzeln hat, gilt es diesem theologisch zentralen Strang in Messfeiern expliziter zu entsprechen.
34. Relevanz der Auferstehung als Feiermotiv für heute wird ersichtlich, wenn der GD nicht ein „Happening“ unter anderen ist und zweitens die im Verkündigungsteil ausgeführten Themen Anknüpfungspunkte bilden.
35. Menschen finden im Gottesdienst Kraft und Lebendigkeit, ihren Alltag zu meistern und als Christen zu leben. Kritisch bleibt zu fragen, ob nicht diejenigen, die mit Gestaltung der Messfeier und mit Gemeinschaft der Pfarrgemeinde unzufrieden sind, einfach sich zurückziehen und wegbleiben.
36. Stillezeiten im Gottesdienst werden wieder deutlicher wahrgenommen. Dies entspricht auch dem Trend der allgemeinen

Re—Spiritualisierung der Gesellschaft. Menschen suchen religiös Abstand vom Alltag und Formen einer lebensnahen und gottnahen Spiritualität für ihr Leben. Es zeigt sich hier die Bedeutung der Gottesdienstes: Er wird er als Tankstelle für den eigenen Lebensalltag gesehen und Ort der Gotteserfahrung in und durch die mitfeiernde Gemeinde und das glaubwürdige Zeugnis des Vorstehers der Liturgie.

37. Die Messe tendiert zur religiösen und sozialen Kuschecke zu werden, Wandlung des Lebens und des Charakters der Menschen passiert kaum. Eine deutlichere Sprache in der Verkündigung, die auch die Konsequenzen aufzeigt, wo Menschen sich der Umkehr verweigern, sowie prophetische Symbolhandlungen wären Elemente eines Weges zu „gefährlicheren“ Gottesdiensten.

KAPITEL 3: ERLEBNIS MESSE IN DER HEUTIGEN ZEIT. KRITERIOLOGISCHE WAHRNEHMUNGEN ZUM KONTEXT, IN DEM HEUTE MESSE GEFEIERT WIRD.

KAPITEL 3: ERLEBNIS MESSE IN DER HEUTIGEN ZEIT. KRITERIOLOGISCHE WAHRNEHMUNGEN ZUM KONTEXT, IN DEM HEUTE MESSE GEFEIERT WIRD.

EINFÜHRUNG

Nachdem im zweiten Kapitel das Projekt „Gottesdienst – Qualität“ vorgestellt wurde und die Ergebnisse der Studie beleuchtet wurden, gilt es nun, sich theologisch wie humanwissenschaftlich zu vergewissern, welche Kriterien an die Gestaltung, die konkrete Inszenierung von Messe anzulegen sind, um ihre „Qualität“ wertschätzen zu können. Der Zugang ist von zwei Seiten her zu beschreiten, da Sakramente sowohl geschenkte Gegenwart des Auferstandenen Christus, als auch menschlich gestaltete Feiern sind. So ist zu fragen, welche gesellschaftlichen Strukturen und kulturellen Faktoren die Wahrnehmung, der, die Messe mitfeiernden Menschen prägen, welche existentiell menschlichen Bedürfnisse angesprochen und befriedigt werden und wie in der Ausfaltung dessen, was theologisch gesehen in der Eucharistie gefeiert wird, heute die Messe so gefeiert werden kann, dass das Gefeierte bei den Feiernden zum Klingen gebracht wird und existentielle Betroffenheit evoziert.

Die Annäherung von der „Sache“ her (die theologische, vor allem pastoralliturgische Sichtung) und die Annäherung vom persönlichen wie sozialen Leben der Menschen her (soziologisch wie anthropologisch) wird in diesem Kapitel so beleuchtet. In einem ersten Schritt richtet sich der Blick auf die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Lebensumstände, so weit sie für die behandelte Materie wichtig erscheinen. Die Pluralisierung und Differenzierung, sowie die Mobilität sind prägende Konstanten geworden, deren Auswirkungen im kirchlichen Bereich zu spüren sind. Öfters schon sind diese Faktoren wissenschaftlich behandelt worden⁶², selten aber sind für den unmittelbar liturgischen Bereich entsprechende Konsequenzen gezogen worden. Unter dem Motto der „Erlebnisgesellschaft“, wie sie von Schulz und Becks postuliert⁶³ wird, kann gut beleuchtet werden, dass Menschen heute ästhetische Kriterien heranziehen, um ihre Lebensräume zu gestalten und Messe so zum „Erlebnisprojekt“ wird. Doch kann es eine Theologie der Ästhetik geben und ist Liturgie eine „Traumfabrik“?

Ein zweiter Schritt wirft das Scheinwerferlicht der Aufmerksamkeit auf die heilende Kraft der Rituale.⁶⁴ Es ist ein zunehmender Wunsch nach Spiritualität und Unterbrechung des Alltages verspürbar, der auch eine Wiederkehr des Rituellen einschließt und fördert. Die anthropologischen Funktionen von Riten werden

⁶² Die meisten pastoraltheologischen Publikationen erheben ja diesen Befund als kairologische Wahrnehmung dessen, was ist.

⁶³ Vgl. Becks, Hartmut: Der Gottesdienst in der Erlebnisgesellschaft. Zur Bedeutung der kultursoziologischen Untersuchung Gerhard Schulzes für Theorie und Praxis des Gottesdienstes (Wechselwirkungen: Ergänzungsreihe 13), Waltrop 1999.

⁶⁴ Vgl. Zulehner, Paul M. (Hrsg.) / Auf der Maur, Hansjörg / Weismayer, Josef u.a.: Zeichen des Lebens. Sakramente im Leben der Kirchen - Rituale im Leben der Menschen, Ostfildern, 2000.

erhoben und in ihrer Wertigkeit auch in Spannung zum Feierinhalt der Messe gebracht. Ziel ist die Überlegung einer verantwortbaren Sakramentenpastoral, sowie die Frage zu beantworten, welche salutogenetische Faktoren bei der Mitfeier des Gottesdienstes für die Teilnehmenden wirken können. Ist die Begegnung mit dem auferstandenen Christus auch therapeutischer, heilender Natur?

Ein dritter Aspekt widmet sich der Dimension von Fest und Feier im Leben des Menschen als Teil der Alltagsbewältigung und seiner Weltdeutung.⁶⁵ Theologisch ist die Frage zu stellen, was und ob wir in der pastoralen Praxis die Eucharistie *feiern* und welche Dimension der Feierlichkeit zu wenig beachtet wird: Sind unsere Gottesdienste wirklich Feiern? Sind sie nicht viel zu harmlos und ohne Konsequenzen?

Ein vierter Punkt beleuchtet die Sehnsucht nach Gotteserfahrung „aus erster Hand“, nach direkter und persönlicher Begegnung mit dem Göttlichen. Theologisch wie phänomenologisch wird hinterfragt⁶⁶, was Menschen meinen, wenn sie angeben Gott erfahren zu haben und auf welche Weise heute der Ereignischarakter der Epiphanie Christi in jeder Eucharistie angemessen zur Sprache gebracht werden kann. Ist unsere Liturgie „mystisch“ so gestaltet, dass Menschen offen werden für das Geheimnis der Präsenz Christi? Kann die Herrlichkeit Gottes im Sonntagsgottesdienst der Gemeinde aufstrahlen?

Ein fünfter Punkt thematisiert den Gottesdienst als „ars“ und Spiel, als „Kunst“ und Ästhetik im Sinn des „Schön werden Gottes“. Der „Spielcharakter“ der Liturgie⁶⁷ im Sinne der Zweckerhobenheit und des eröffnenden Spielraumes vor Gott wird betont in Spannung zwischen Objektivität und Inszenierung. Ist Liturgie ein offenes Kunstwerk und poetischer Ausdruck der dynamischen Einheit Gott – Welt – Mensch? Als Konsequenz aus dem Dargelegten lässt sich jedenfalls schließen, dass die Subjektivität des Menschen eine theologisch relevante Größe ist und daher hinsichtlich einer qualitativen Betrachtung von Gottesdiensten beachtet werden muss. Der Entwurf einer „ars celebrandi“ rundet diesen Aspekt und den kriteriologischen Teil dieser Arbeit ab.

⁶⁵ Vgl. Gebhardt, Winfried: Fest, Feier und Alltag: über die gesellschaftliche Wirklichkeit des Menschen und ihre Deutung, Frankfurt am Main u.a., 1987.

⁶⁶ Vgl. Jilesen, Martin: Gott erfahren - wie geht das? Psychologie und Praxis der Gottesbegegnung, Freiburg im Breisgau u.a. 2003.

⁶⁷ Vgl. Bieritz, Karl-Heinrich: Spielraum Gottesdienst, in: Schilson, Arno (Hrsg.): Drama „Gottesdienst“. Zwischen Inszenierung und Kult, Stuttgart 1998, 69 - 102.

DIE ERLEBNISGESELLSCHAFT: GOTTESDIENST EVENTS

Vielfalt fordert Auswahl – Marktsektor „Sinnangebote“

Die Industrialisierung und Globalisierung der menschlichen Gesellschaft hat in den letzten Jahrzehnten eine immer stärkere Differenzierung und Pluralisierung des Lebens der Menschen mit sich gebracht. Geänderte Lebensmöglichkeiten und Gewohnheiten sind die Konsequenz, tiefer aber auch prägen sie den Denkhorizont der Menschen und die kulturellen Selbstverständlichkeiten, schlussendlich auch den Umgang mit der religiösen Komponente des Daseins.

Differenzierte Gesellschaftsbereiche – der Teil und wo bleibt das Ganze?⁶⁸

Im Anschluss an die Systemtheorie Luhmanns und seiner Epigonen kann als Wahrnehmung gesellschaftlicher Realität stehen bleiben, dass die Daseinsbereiche immer stärker aufgefächert werden und einzelne differenzierte Subsysteme der Gesellschaft Eigengesetzlichkeit annehmen.⁶⁹

Die Religion ist im Verständnis der Menschen ebenfalls zu einem *Teil* des Lebens geworden, ist aber nicht mehr Steuer und Sinnsystem für das Ganze des individuellen wie sozialen Wirkens. Religion wird so zu einer Sonderwelt unter anderen, mit ihrer eigenen Sprache und ihrem eigenen sinnerzeugenden Code.⁷⁰ Diese Säkularisierung vieler Lebensbereiche des Menschen brachte eine starke Trennung zwischen Funktion und Sinn⁷¹: Welchen Glauben ein einzelner ausübt und welchen Sinn er dem Ganzen des Lebens gibt, bleibt freie Entscheidung des Einzelnen, solange er „funktioniert“. Der Vorteil dieses Zuganges ist die freie Wahl zwischen den vielfältigen Lebensentwürfen und die große Toleranz. Die Herausforderung für die Christen ist, wieder zu lernen, dass der Glaube persönlich angeeignet werden muss und klar vertreten werden will⁷², denn in der Zeit großer Diffusion zählt nur die klare Position.

⁶⁸ In Anspielung auf Heisenbergs Buchtitel „Der Teil und das Ganze“.

⁶⁹ Vgl. Ebertz, Michael N.: Liturgische Handlungen in postmoderner Zeit, in: Kranemann, Benedikt (Hrsg.): Heute Gott feiern. Liturgiefähigkeit des Menschen und Menschenfähigkeit der Liturgie, Freiburg im Breisgau u.a. 1999, 30.

⁷⁰ A.a.O., 31.

⁷¹ Vgl. Widl, Maria: Kleine Pastoraltheologie. Realistische Seelsorge, Graz u.a. 1997, 17.

⁷² A.a.O., 14.

Ein zweiter Effekt ist, dass für die religiös indifferente Gesamtgesellschaft so der substantielle Religionsbegriff unzureichend⁷³ wird und grundlegend religiöse Funktionen auf andere sinnverwendende Systeme ausgelagert werden: Etwa die Stiftung von Identität auf Selbsterfahrung und Arbeitsbereiche, die Bewältigung von Kontingenz des Menschen auf esoterische Angebote, Sozialintegration auf humanitäre Einrichtungen u.s.w. Daher sind auch „säkulare“ Institutionen zumindest subkutan religiös „aufgeladen“, vor allem wo Medien und Kulturträger Funktionen der Religion geballt übernehmen und als Dienstleistung dem Menschen zur Verfügung stellen.⁷⁴

Der Supermarkt des Möglichen zwingt zur Auswahl

Wie schon festgehalten bedingt die Spezialisierung und Differenzierung in der Moderne eine ansteigende Fülle von Möglichkeiten zu leben, ein Problem zu lösen, eine Ware anzubieten oder dem Ganzen einen Sinn abzugewinnen. Es gibt nicht nur hunderte verschiedene Käsesorten, Waschmittel u.s.w. sondern eben auch hundert verschiedene Möglichkeiten, das Leben zu deuten und mit der Vergänglichkeit des Menschen umzugehen. Jeder Einzelne muss auswählen nach für ihn relevanten Kriterien, wie etwa nach Preis und gebotener Leistung beim Einkauf – auf dem Markt der Sinnangebote gelten dann ebenfalls die „Marktregeln“: Damit das Angebot einer Religion attraktiv ist müssen „Gebotenes“ und das, was das Ganze dem einzelnen an Zeit, Einsatz und Ressourcen „kostet“, stimmen. Konsequenterweise „kaufen“ die Menschen so auch nicht das „Gesamtpaket“, sondern sammeln für sie relevante und angenehme Elemente verschiedener Religionen und Weltanschauungen und bauen sie zu einem neuen, individuellen Gesamtbild auf, ähnlich wie man einen Computer aus Einzelementen zusammenstellt. Ein praktischer Synkretismus⁷⁵, eine kultische Pluralisierung und ein sehr diffuser Wunsch nach Spiritualität sind Konsequenzen aus dieser individualistischen Sicht von Religion.

Diese freie Wahl bedeutet aber auch die Notwendigkeit von Orientierungshilfen für diejenigen, die nach einem überzeugenden Sinn für ihr Leben suchen. Kirche wird unter Einfluss der Zeitumstände ebenfalls transformiert von der „Gnadenanstalt“ zur, vom Glauben überzeugten Gemeinschaft und verstärkt zur Dienstleistungsorganisation: Viele nehmen Dienste der Kirche in Anspruch, ohne dass

⁷³ Vgl. Schilson, Arno: Die Inzenierung des Alltäglichen und ein neues Gespür für den (christlichen) Kult?, in: Ders. (Hrsg.): Drama „Gottesdienst“. Zwischen Inszenierung und Kult, Stuttgart 1998, 24.

⁷⁴ A.a.O., 26.

⁷⁵ Vgl. Ebertz: liturgische Handlungen, 32.

ihre persönlichen Lebens und Glaubensüberzeugungen mit denen der Kirche unbedingt kongruent sind.⁷⁶

Jeder ist seines Glückes Schmied: Individualität aber wenig Solidarität

Der Einzelne ist in viel stärkerem Maß als zu früheren Zeiten bei der Ausgestaltung seines Lebensentwurfes auf sich selbst zurückverwiesen. Beruf, Familie, Religion werden nicht mehr durch Autoritäten zugewiesen, sondern sind Ergebnis einer Unzahl von individuellen Entscheidungen, die jeder täglich treffen muss. Diese Gestaltungsfreiheit und Eigenverantwortlichkeit im persönlichen Leben ist nachweislich ein zentraler Faktor für das Empfinden von Lebensqualität.

Problematisch wird diese maximale Freiheit des Einzelnen, wo sie in egoistischer Weise ausgelebt wird, indem jeder nur für sein eigenes Wohl sorgt⁷⁷ und die größeren Lebenschancen, die zum Beispiel ein größeres Vermögen mitbringen, anderen geneidet werden. Das Streben nach gleichen Ausgangsbedingungen und Ausgleich an Möglichkeiten für alle, ist aber im Sinne der Gerechtigkeit notwendig. Solidarität endet meist aber dort, wo eigene Lebensmöglichkeiten dadurch beschnitten und eingeengt werden. Letztlich ist aber auch dies eine Frage der persönlichen Wertigkeiten.

Die hohe Eigenverantwortlichkeit kann aber auch als Konsequenz mit sich bringen, dass Menschen, die falsche Wahlen getroffen haben oder Scheitern erfahren müssen, zurück bleiben. Da in unserer Gesellschaft vornehmlich Leistung zählt und honoriert wird, kommt es all zu leicht zur entsolidarisierten Einstellung: „Du bist so viel wert, wie du leistest“. Denn der Umkehrschluss gilt dann ebenfalls, dass wer nicht das leisten kann, was von ihm erwartet wird, auch keine Wertschätzung und Unterstützung erfahren braucht.

Als Christen benötigen wir angesichts dieser Individualität und des Leistungsdruckes im verstärkten Maße eine Gemeinschaft, die trägt und bei den Entscheidungen über die Wertigkeiten des eigenen Lebens unterstützt.⁷⁸ Eine Wahl treffen, heißt aber auf etwas anderes zu verzichten – christliche Askese ist so verstanden, wie Maria Widl es vorschlägt, ein Impuls für die von der Qual der Wahl geplagten Mitmenschen.⁷⁹

⁷⁶ A.a.O., 34f.

⁷⁷ Vgl. Widl: Pastoraltheologie, 15f.

⁷⁸ A.a.O., 15.

⁷⁹ A.a.O., 16.

Pantha Rei : Mobilität als prägende Konstante

Die Lebensrhythmen der Menschen sind nicht nur durch große Vielfalt, sondern auch durch den schnellen Wandel und das stark beschleunigte Tempo gekennzeichnet, das ein buntes, flexibles Intensivleben auszeichnet. Der Wunsch nach raschen Veränderungen und dem ständig Neuem zwingt aber tendenziell zu ständiger Hast, Hektik und Aktivität, die sich langfristig auch negativ auf die Gesundheit auswirken kann (Stresssymptome) und spirituell eine Ruhelosigkeit, mangelnde Beheimatung und die Unfähigkeit zum geduldigen Ausharren mit sich bringen kann. Diese Dynamik erlaubt es allerdings, sich rasch auf unvorhersehbare Veränderungen (die durch die dichten Netzwerke und deren Interdependenz vor allem in den Großstädten häufig auftreten) einzustellen und zu reagieren!⁸⁰ Sichtbarster Ausdruck dieser dynamischen Grundhaltung ist die Mobilität in allen Lebensbereichen, auch in religiöser und in gemeindlich-liturgischer Hinsicht.

Dimensionen horizontaler und vertikaler Mobilität

Diese Mobilität hat auf alle Lebensbereiche übergreifen und prägt das Lebensgefühl der Menschen: „Hier stehe ich und kann jederzeit anders“ lautet das Credo der erfolgreichen Lebenskünstler. Einige Dimensionen dieser Dynamik seien hier genannt:

Verursacht durch die hohen Wohnpreise, die berufliche Mobilität und anderer Faktoren ziehen vor allem viele Großstädter häufig um. Pendler aus ländlichen Bereichen wandern während der Arbeitswoche in die Städte. Davon betroffen sind in erster Linie die Stadtrandsiedlungen, in denen häufig bis zu 20% der Wohnbevölkerung pro Jahr ausgetauscht werden, da einerseits Pendler von außen zuziehen und andererseits eine große Umverteilung von den inneren Stadtteilen nach außen stattgefunden hat.⁸¹ In sozialer Hinsicht ist dies insofern relevant, als dies den Aufbau stabiler Beziehungen oder einer Verwurzelung am Wohnort schwierig werden lässt. Für christliche Gemeinden und deren Gottesdienste ist ebenfalls von Belang, dass die Beziehungen, die „Verkehrskreise“, selber gewählt werden, unabhängig von der räumlichen Nähe. Gerade Wochen-

⁸⁰ Vgl. Greinacher, Norbert: Charakteristische Züge städtischer Lebensweise, in: Österreichisches Seelsorginstitut (Hrsg.): Kirche in der Stadt, Band 1, Wien u.a. 1968, 94; Terbartz- van Elst, Franz-Peter: Gemeinde in mobiler Gesellschaft. Kontexte – Kriterien – Konkretionen (Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge 38), Würzburg 1999, 53ff.

⁸¹ Vgl. Bodzenta, Erich: Zur sozialen Situation Wiens, in: Vikariat Wien Stadt (Hrsg.): Symposium Großstadt. Christsein in Wien, Wien 1981,35; Krätzl, Helmut: Impulse zur pastoralen Arbeit in Wien, in: Vikariat Wien Stadt (Hg.): Symposium Großstadt. Christsein in Wien, Wien 1981, 44.

endpendler sind wenig in großstädtischen Sonntagsgemeinden bekannt, während sie in ihrer Landpfarre während der Woche nicht zur Verfügung stehen.

Neben der räumlichen, lässt sich auch eine **soziale** Mobilität feststellen, die sich in vertikaler und horizontaler Hinsicht äußert: Der rasch mögliche soziale Aufstieg, oder Abfall in Hilfsbedürftigkeit wird mit der „vertikalen“ Achse gleichgesetzt, der Wandel und die Beliebtheit der Verkehrskreise mit der horizontalen.⁸² Nicht die Nachbarschaft bestimmt die Beziehungen, sondern die eigene Auswahl eines Freundes bzw. Interessenskreises. Zusätzlich sind diese Gemeinschaften nicht stabil, sondern bleiben oft sachlich — oberflächlich bezogen und dürfen auch wieder zerfallen. Ohne Zweifel trifft dies auch auf die kirchlichen Beziehungsnetze zu: Primär der Großstädter sucht sich selber eine Gemeinschaft seiner Wahl, die sich nicht in räumlicher Nähe zu seinem Wohnorte befinden muss. Meist geschieht dies über den Gottesdienst einer Gemeinde, dem also die Aufgabe der Integration zukommt und „Aushängeschild“ einer Pfarre ist.

Zum Schicksal wird immer mehr Menschen auch die (erzwungene) **berufliche** Mobilität, die mehrfache Neuorientierungen im Leben notwendig werden lassen. Von den arbeitenden Menschen wird heute generell ein großes Maß an Professionalität und Flexibilität gegenüber den Arbeitsparametern (Arbeitsplatz, Arbeitszeit, Aus— und Weiterbildung, Gehalt) abverlangt, die Unsicherheit wird sich aber sicherlich in Zukunft negativ auf den Aufbau stabiler Lebensräume und — Ressourcen auswirken. Als Ausgleich könnte wieder verstärkt Rückhalt in der Familie und der Religion wichtig werden.⁸³

Auch **politisch und medial** gesehen sind Bürger heute mobil geworden, die Stammwähler, die einer politischen Partei die Treue halten, sei da was kommt, sind immer mehr im Schwinden. Schmerzhaft erfahren Menschen auch in ihren intimen Beziehungen diese Unstetigkeit und wechseln eventuell mehrfach den Lebenspartner.⁸⁴

Wie in den beiden letzten Unterkapiteln angesprochen, ist der moderne Mensch auch **in religiöser und spiritueller Weise** höchst mobil. Wie Tebartz van Elst feststellt, empfindet der Mensch heute einen „soziologischen Zwang zur Häresie“⁸⁵ – die vielen Möglichkeiten auf dem globalen Markt der Religiosität lassen den einzelnen allein, der auf Orientierungshilfen angewiesen ist: Auf Vergewisserung seiner gefundenen Ausrichtung durch glaubwürdige Bezeugung durch andere, welche dieselbe Überzeugung teilen. Die vagabundierende religiöse

⁸² Vgl. Tebartz- van Elst: Gemeinde, 178ff.

⁸³ Vgl. Zulehner, Paul M.: Pastoraltheologie, Bd. 1: Fundamentalpastoral. Kirche zwischen Auftrag und Erwartung, Düsseldorf ²1991, 117,130. Die Menschen erwarten durch „Religion“ Stabilisierung und Sicherheit für ihr Leben.

⁸⁴ A.a.O., 229 — 235.

⁸⁵ Tebartz- van Elst: Gemeinde, 289.

Suche produziert so eine neue „Kirchenbedürftigkeit“⁸⁶, was den Boom der diversen Movimenti auch bestätigt.

Die Suche nach stabilisierenden Netzwerken: Frei gewählte Beheimatung

Diese Mobilität, die in allen Lebensbereichen dem Menschen heute abverlangt wird, lässt auf der anderen Seite aber verstärkt den Wunsch nach stabilen Orten und Beziehungen entstehen, die dem allgemeinen „pantha rei“ entzogen sind.⁸⁷

Als stabilisierenden Lebensort erwarten sich Menschen die Familien, in denen sie Beheimatung erfahren können und die ihnen „ein Dach für ihre Seele“ geben können. Diese hohen Erwartungen werden aber leider auch oft enttäuscht, da auch Partnerschaften scheitern. Die nächste Bindung wird gesucht, um das Lebensglück wieder zu erhalten, Patchwork Familienstrukturen sind die Folge.

Neben familiären Strukturen bieten sich auch Spiritualität und religiöse Beziehungsnetze an, welche die auseinander driftenden Lebensbereiche der Menschen neu zentrieren können. Erschwerend für die katholische Kirche ist, dass das große Freiheitsbedürfnis des Großstädtlers sich auch auf den Bereich der Zugehörigkeit zu seinen diversen Verkehrskreisen erstreckt: Im Spannungsfeld zwischen Desintegration und Integration will er den Grad seiner Nähe und der sich daraus ergebenden Verbindlichkeit frei bestimmen können, woraus sich auch das typische Klima der reservierten Offenheit und der Ablehnung vereinnahmender Institutionen entnehmen lässt.⁸⁸ Dieses Spannungsgefüge verdichtet sich im kirchlichen Bereich stark gerade bei der Frage hinsichtlich Mitfeier der Sonntagsmesse: Katholiken lehnen die vereinnahmende „Sonntagspflicht“ ab und sehen die Nicht – Teilnahme als ein Stück gewonnener Freiheit, andererseits gehen sich freiwillig in Messen ihrer Wahl, in der sie wiederum selber den Grad der Teilnahme bestimmen wollen.

Wo durch einen gastfreundlichen und einladenden, die Freiheit des Einzelnen respektierenden Stil Beheimatung gelingen kann, dort verspricht Gemeinde als

⁸⁶ Freilich wird Kirche hier verstanden als konkrete Gemeinschaft von Menschen, die ihr Leben und vor allem ihre Überzeugungen teilen. Gemeinde und Kirche werden daher anziehend, wo Glaubensaustausch tatsächlich stattfinden kann. Der große Erfolg von Gemeindeerneuerungen, die genau darauf abzielen – wie etwa das Rothenburger Modell, das von den Redemptoristen auch in Wien angeboten wird – lässt sich so auch erklären. Auf die liturgischen Implikationen wird im vierten Abschnitt noch deutlich Bezug genommen werden.

⁸⁷ Vgl. Tebartz- van Elst: Gemeinde, 136ff.

⁸⁸ Vgl. Daiber, Karl-Fritz: Religion in der Stadt, in: PT 79 (1990), 92f.; Greinacher, Norbert: Die Großstadt, in: Arnold, Xaver F./Klostermann, Ferdinand u.a. (Hrsg.): Handbuch der Pastoraltheologie. Praktische Theologie der Kirche in ihrer Gegenwart, Band 4, Freiburg u.a. 1969, 340f.

Netzwerk religiöser Lebensverortung ganz neue Relevanz für das Leben der suchenden Mobilitätskünstler.⁸⁹ Qualität von Sonntagsmessen wird sich in pastoraler Denkweise also auch gerade daran messen lassen, wie sehr dies gelingen kann.

Pastorale Ungleichzeitigkeit durch unterschiedliche Deutungsmuster der Postmoderne

Eine weitere Ebene der Vielfalt sind die unterschiedlichen Deutungsmuster der Menschen, wie sie die Welt im Allgemeinen und die Situation der Kirche im besonderen wahrnehmen. Nicht alle stehen der „postmodernen“ Auswahlkultur mit der selben Offenheit gegenüber, manche sind mit den heutigen Zeitumständen überhaupt nicht zufrieden und regressieren in Vergangenheit oder träumen von der möglichen Zukunft. Dies ergibt eine pastorale Ungleichzeitigkeit verschiedener Kirchen und Glaubensbilder, die es wahrzunehmen gilt, wollen auch die unterschiedlichen Einstellungen zur Gestaltung von Sonntagsmessen erklärbar werden:

Der Diktion von Maria Widl folgend⁹⁰, unterscheiden sich „**Vormoderne**“, die den Glauben von den Eltern übernommen haben und auf das „Althergebrachte“ setzend, der Vielfalt der Möglichkeiten skeptisch gegenüber stehen, von den „**Modernen**“, denen die Eigenverantwortung für die Weltgestaltung und der individuell erarbeitete Gottesbegriff wichtig erscheint, und von den „**Postmodernen**“, die ökologische Kritik üben, Lebensqualität und „wellness“ propagieren und aus mystisch – politischer Verantwortung religiös sind.

Daraus ergeben sich dann fünf Deutungsmuster von Kirche⁹¹:

Die Traditionellen: Sind vormodern, sehen Familie und Kirche als hierarchisches System und sind „opferbereit“. Ihre Einstellungen schlagen sich auch in herber Kritik an Formen von liturgischer Gestaltung nieder, die Laien solche Aufgaben zuweisen, die ihrer Ansicht nach nur der Priester ausüben darf, sowie an allen „aktivierenden“ Gestaltungselementen.⁹²

⁸⁹ Vertiefendes zur Gemeinde als Communitio Netzwerk bei Tebartz- van Elst: Gemeinde, 358ff.

⁹⁰ Vgl. im Folgendem Widl: Pastoraltheologie, 19 — 21.

⁹¹ A.a.O., 21 — 24.

⁹² In der Untersuchung kam diese Personengruppe unterdurchschnittlich zu Wort. Es steht zu vermuten, dass sie einer solchen Forschung grundlegend skeptisch gegenüber sind. Dem Autor wurde dies in Wortmeldungen bei diversen Präsentationen der Ergebnisse bestätigt: „Schließlich geht man ja wegen Gott, nicht wegen einer besonderen Gestaltung zu Kirche. Sonst wäre ich schon lange nicht mehr da!“ Der Rückschluss aber liegt nahe, dass auch in diesem Fall die Qualität der Liturgie nicht entsprechend war. Nur zieht dieser

Die Gemeindlichen: Sie sind „modern“ und sehen in der Kirche eine Gemeinschaft von Gläubigen, die zusammen auf dem Weg zum Reich Gottes sind. Zentral ist für sie die Beheimatung in der „Pfarrfamilie“, kritisch sehen sie alle Formen von undemokratischen Strukturen. Gottesdienstlich gesehen sind das jene „Beteiligten“, die „Gemeinschaftserfahrung“ als hohe Erwartung an den Gottesdienst haben und denen wichtig ist, dass sie mit bekannten Christen feiern.

Die „Liberalen“: Sie sind ebenfalls „modern“, nutzen jedoch die persönliche Freiheit der Auswahlreligiosität, um sich ein persönliches Bild zu gestalten. Die Kirche sehen sie als eine Dienstleistungsgesellschaft des religiösen Sektors. Liturgisch gesehen sind dies die typischen „Kasual“ – Gottesdienstbesucher⁹³, „Kunden“ sozusagen, die mit ergreifenden Ritualen und gehobener Feierlichkeit bedient werden wollen.

Die „Politischen“: Zwischen modernem und postmodernem Selbstverständnis sehen sie in der Kirche eine Solidargemeinschaft, welche die Option Gottes mit den Armen heute lebendig werden lässt und die sich für eine gerechtere Verteilung der Lebenschancen einsetzt. Da eine solche Kirche von unten wächst, ist ihre Einstellung sehr kritisch gegenüber priesterlichen – klerikalen Leitungsstilen. Eine spezifisch liturgische Erwartungshaltung ließ sich aus der Studie nicht erheben – vielleicht weil sie in „harmlosen“ Sonntagsmessen ihr diakonal – politisches Anliegen nie angesprochen finden?

Die „Alternativen“: Sie betonen, dass die Kirche den Vorrang des Lebendigen spirituell verteidigen soll und offen sein sollte für alle Kräfte und Ideen, welche die Ganzheit des Lebens hervorheben. Auch für diese Gruppe bieten weder traditionelle noch Familienmessen Anreize.

So schemenhaft auch eine solche Differenzierung bleiben mag, so wichtig erscheint aber die Wahrnehmung der unterschiedlichen Zugänge zu Glauben und Kirche und dann noch spezifischer zur Feier der Eucharistie, die alle gleichzeitig vorhanden sind. Wurde zunächst im Bewusstsein der Gemeindeforschung des Zweiten Vatikanischen Konzils das Augenmerk auf die Förderung der „Gemeindlichen“ gelegt, so weist schon Maria Widl darauf hin, dass alle unterschiedlichen Zugänge — mit aller Offenheit und aller Konfrontation, mit den Mängeln der jeweiligen Sicht – zugelassen, ja in ihrer Eigenart auch gefördert werden müssen.⁹⁴ Diese Einsicht der „Katholizität“ (dass die gegenseitige Ergänzung Ausweis derselben ist) bedeutet aber dann für die Qualität von Sonntagsmesse, dass sie nicht dann katholisch ist, wenn sie einen bestimmten Stil uniform aus-

Christ andere Konsequenzen (respektive keine) als andere, die durch das Votum des Wegbleibens ihre Ablehnung kundtun.

⁹³ In diesem Fall ist der Wortteil „Besucher“ bewusst gewählt, da sie sich auch tatsächlich so verstehen und Riten en passé benutzen und feiern.

⁹⁴ Vgl. Widl: Pastoraltheologie, 24f.

übt, sondern wenn sie sich an der vorhandenen Vielfalt orientiert und diese integrierend inszeniert.

Die Prinzipien, die Maria Widl für den „katholischen Stil“ aufstellt⁹⁵ gelten für die Liturgie ebenfalls:

Es geht nicht um Beliebigkeit, sondern Sorge dafür, dass keine Seite wesentlich zu kurz kommt.

Die Haltung gegenüber anderen Deutungen und Gestaltungswünschen ist Dankbarkeit für die Gaben, sowie Annahme des Mitchristen in seiner Verschiedenheit.

Die Vorgangsweise ist nicht Toleranz und Verzicht auf das Eigene, sondern Bestärkung des Eigenen des Anderen und Wissen um das, was der Andere einzubringen hat, für die Sicht des Ganzen.

Die Traditionellen bringen den Schatz der 2000 jährigen Liturgie ein und ihre Klarheit, wofür sie stehen. Die „Gemeindlichen“, ihre gemeinschaftsbildende Kraft, ihre Toleranz und ihren Willen zum Engagement. Die Liberalen bringen „Kunde“ von dem, wofür Kirche in heutiger Zeit noch immer im Besonderen „dient“: Sie aktiviert die heilende Kraft der Rituale und hilft Menschen, die Zwiespältigkeit ihres Lebens zu bearbeiten. Die Politischen bringen ihr Gerechtigkeitsstreben ein und lassen so die „gefährliche Erinnerung“ wahr werden, dass durch Feier von Tod und Auferstehung tatsächlich Welt auf Reich Gottes hin verwandelt wird. Die Alternativen schließlich bringen die ganze Welt ein und ihr Gespür, wie in der Messfeier das Ganze und die Zusammenhänge der Schöpfung konkret werden, vor Gott, dem Schöpfer.

Konsequenz: Neue Ritenbedürftigkeit

Im Gegensatz zu pessimistischen Analysen der letzten Jahrzehnte lässt sich aufgrund der Orientierungssuche als Ergebnis der Wahlfreiheit und des Verlustes von stabilisierenden Traditionen eine neue Bedürftigkeit nach Religion, Ritualen und „ästhetischer Kommunikation“ ersehen. Tebartz- van Elst stellt fest: *„Ob als ‚Mythen des Alltags‘ (R. Barthes) oder als ‚Sakramente des Alltages‘ (R. Engert), die quasi – ritualisierten Alltagshandlungen mit einer kompensierenden bzw. initiatorischen Intention bekommen für Menschen in der immer größeren Unübersichtlichkeit mobiler Lebensvollzüge die Funktion einer stabilisierenden Beheimatung“*.⁹⁶ Mit diesen religionsproduktiven Tendenzen gilt es, den Reichtum christlicher Symbolwelt in Dialog zu bringen. Diese archaische Ritenbedürftigkeit des Menschen sollte aufgegriffen werden, ohne sie mit kurzfristigen

⁹⁵ A.a.O., 24.

⁹⁶ Tebartz- van Elst: Gemeinde, 542.

Angeboten zu rasch zu befriedigen – wie es ereignisorientierte Marktreligionen tun. Vielmehr gilt es, Tebartz- van Elst folgend, die „*sich auftuenden neuen Bedürfnisse in eine Begegnung zu führen mit dem Mehrwert trinitarischer Communio*“.⁹⁷ Tiefer gesehen bedeutet dies dann eine persönliche und gemeinsame Teilnahme am Heil, eine Befähigung zur Teilnahme aneinander.⁹⁸ So gewinnt Liturgie ihre originäre Sprechkraft wieder in der Communio Bildung – nicht jedoch in der, Individualisierung Vorschub leistenden, rein territorialen Versorgung. Eine „*kritisch konstruktive Sammlung von Christen zu dann auch spezifischen Formen der Liturgie, wie sie z.B. den [...] Präferenzen der ästhetischen Milieus einer Erlebnisgesellschaft entsprechen [...] steht damit an.*“⁹⁹ Dem kann nur zugestimmt werden und diese Arbeit versteht sich genau dafür als wesentlicher Beitrag dazu.

Gottesdienst feiern in der Erlebnisgesellschaft

Innenorientierung des Menschen: Projekt „schöner leben“ – „wellness“

Ein Grundtenor moderner Sozialtheorien ist die Veränderung der existentiellen Probleme und der Alltagsorientierung in der Wohlstands- und Freizeitgesellschaft, wovon auch die Kirche – meist unbewusst – betroffen ist.¹⁰⁰ Dort, wo das Streben des Menschen nicht primär mehr auf die Erhaltung lebenswichtiger Komponenten ausgerichtet sein muss, da genügend Nahrung, Arbeit, Wohnung, ein Leben in relativer Sicherheit und Frieden u.s.w. vorhanden sind, da beginnt sich der Mensch nach seinem inneren Erleben zu orientieren, um die äußere Existenz zu stabilisieren. Ist das Streben im ersten Fall auf die Erfüllung äußerer Notwendigkeiten bei zu knappen Ressourcen gerichtet, so richtet sich der Blick beim Leben im Überfluss auf das innere Erleben. Nicht mehr Sicherung der materiellen Lebensbedürfnisse, sondern der unbedingte subjektive Lustgewinn prägt menschliches Handeln.¹⁰¹ Menschen beginnen so, sich und ihr Leben selbst zu „inszenieren“ und äußere Umstände für das Innenleben zu funktionalisieren. Das Wesentliche wird dabei eben das persönliche Empfinden.

In Mangelgesellschaften hat Religion die Aufgabe den Menschen bei der Bewältigung des Lebens beizustehen und ist so „Religion der Armen“. Wo der Einzelne in den Wohlstandsgesellschaften größere Freiräume zur Lebensgestaltung

⁹⁷ A.a.O., 542.

⁹⁸ A.a.O., 543.

⁹⁹ A.a.O., 543.

¹⁰⁰ Vgl. Becks: Erlebnisgesellschaft, 52.

¹⁰¹ Vgl. Schilson: Inszenierung, 43.

bekommt, verschiebt sich auch der religiöse Fragehorizont auf die Erlebnisqualität: Die Gestaltung seines Freiraumes richtet sich nach schön empfundenen Erlebnissen, die das Leben „schöner“, reicher, lebenswerter werden lassen, also nach „wellness“.¹⁰² Die religiöse Lebensfrage lautet also: Wie kann das Leben dauerhaft schön – unendlich dynamisch Glück erfahren werden?

Erlebn isrationalität und Alltagsästhetisierung: „Machbarkeit“ der Möglichkeitsräume des positiven Erlebens

Psychologisch betrachtet ist die Empfindung, dass etwas „schön“ ist, subjektiver Natur. Der Einzelne wertet Situationen und Gegenstände nach je eigenen Kriterien. Die Freizeit des Einzelnen soll nun mit interessanten, schönen und sinnvollen Ereignissen aufgefüllt werden: Dafür werden Situationen und Wahlen benutzt, um das positive Erleben herbeizuführen. Diese Vorgangsweise wird dann „Erlebn isrationalität“ genannt.¹⁰³ Alltägliche Lebensvorgänge werden daher ästhetisch stilisiert und gemäß der Erlebn isrationalität überhöht, um Sinn und Einheit des Lebens zu spüren.¹⁰⁴

Eine natürliche Konsequenz, welche die Wirtschaft gezogen hat ist, dass in einer solchen Gesellschaft Designs und Statusaussagen über ein Produkt wichtiger sind als der Verwendungszweck. Ein Produkt muss intensive Erlebnisreize verheißen um attraktiv zu sein.¹⁰⁵ Neben der (schichtspezifischen) Inszenierung wird aber auch über diese „Marken“ Identität an Gestaltungsstilgruppen vermittelt. Denn bei der verwirrenden Fülle an Produkten, die neben ihrem unmittelbaren Verwendungszweck noch ästhetisch aufgeladen sind und Statussymbole werden, sucht der Mensch bei seinen individuellen ästhetischen Entscheidungen nach Gleichgesinnten und Identität.

Die im vorigen Abschnitt angesprochene Pluralität drängt den Menschen so zu ständig neuen Entscheidungen, die er jetzt nach ästhetischen Kriterien für sich trifft. Äußere Setzungen – wie die christliche Ethik – werden nicht mehr widerspruchslos hingenommen, da alles „machbar“ wird, bis hin zur Religion.

Erlebnisstil— Gruppen

Der oben genannte Druck führt zu Entlastungsstrategien. Aus den diversen Vorstellungen bildet sich ein persönlicher „Erlebnisstil“ heraus, der zunehmend schematisiert wird, oder man übernimmt gemachte Lebensstile Anderer die einem entsprechen, da im Wirrwarr aller Möglichkeiten Orientierung gesucht

¹⁰² Vgl. Becks: Erlebnisgesellschaft, 52.

¹⁰³ A.a.O., 64f.

¹⁰⁴ Vgl. Schilson: Inszenierung, 9.

¹⁰⁵ Vgl. Becks: Erlebnisgesellschaft, 54.

wird. So entstehen kollektive Gesellungsstile durch ähnliche ästhetische Erlebnisrationalität: „Szenen“, die sich durch eine hohe symbolische Kommunikation und feste „Riten“ auszeichnen.¹⁰⁶ Solche Stilgruppen sind informell, erlauben daher affektiv – emotionale Zugehörigkeit, ohne persönliche Beziehungen pflegen zu müssen. Hinter solche Lebensstilgruppen steht auch eine ganze „Philosophie“. Becks hat Recht, wenn er solche „Szenen“ als moderne Glaubensgemeinschaften bezeichnet, die ihre eigenen Werte, Anschauungen und Traditionen aufweisen.¹⁰⁷ Kirchlich gesehen bedeutet dies, dass Konzepte erarbeitet werden müssen, diesem „ästhetischen“ Anlehnungsbedürfnis entgegen zu kommen, ohne sich anzubiedern und oberflächlich zu werden!

Respiritualisierung als Folge der Erlebnisorientierung

Die Erlebnisgesellschaft ist im weitesten Sinn also religiös „aufgeladen“. Die Funktion der Religion, die gesucht wird, ist dabei die Kontingenzbewältigung im individuellen, wie im gesellschaftlichen Sinn.¹⁰⁸ Da man sich gesamtgesellschaftlich auf die Ermöglichung von „schönem“ Leben ausrichtet, sind die psychologisch negativen Situationen und Gefühle schwerer zu verarbeiten und der Blick auf die Schattenseiten des Lebens tabuisiert. Daher kommt ein Bedürfnis nach tieferer Existenzialität, stiller Spiritualität und exzessiver Lebensfreude.¹⁰⁹

Wie Becks feststellt, haben Menschen in Wohlstandsgesellschaften vor allem ein Problem: Die Ratlosigkeit angesichts der vielen Angebote, die Schönheit stilisieren und die Sinnlosigkeit des bloßen Beseitigens von Langeweile. Sind nicht viele Erlebnismomente, die Menschen aussuchen, letztlich Flucht vor den wichtigen Fragen, vor der Leere hinter dem Treiben? Religionen, die einen klaren Sinn von Leben und Sterben vermitteln und helfen, die eigenen Lebenswünsche zu klären, sind daher „in“.¹¹⁰

Spiritualität in der Erlebnisgesellschaft heißt aber auch, den Dingen ihren eigentlichen Wert wieder zu geben und die individuelle Autonomie zu stärken. Durch die Erlebnisrationalität verlieren Dinge und Wahlen schnell an (Neuheits—) Wert und daher an „Reiz“. Es entsteht so der Wunsch nach Neuem,

¹⁰⁶ Vor allem in den Jugendsubkulturen sind solche „Szenen“ zu beobachten. Raver beispielhaft tragen gewisse Kleidung und gestalten ihr Äußeres auf eine ganz bestimmte Weise. Die Inszenierung über Kleidung, Aussehen, gewisse Gegenstände und einen bestimmten Musikstil etc. erlaubt Kommunikation ohne Worte, allein über das „Outfit“. Meist gibt es dann bestimmte „Begrüßungsrituale“, oder andere Verhaltensweisen, die stark ritualisiert und verfestigt sind. Diese Elemente schaffen Identität.

¹⁰⁷ Vgl. Becks: Erlebnisgesellschaft, 87f.

¹⁰⁸ Vgl. Sauer, Ralph: Die Kunst, Gott zu feiern. Liturgie wieder entdecken und einüben, München 1996,39.

¹⁰⁹ Vgl. Becks: Erlebnisgesellschaft, 61.67f.

¹¹⁰ A.a.O., 68.

oder nach „stärkeren Dosen“ und der „Freizeitstress“, geboren aus Angst, etwas zu versäumen. Menschen ist zu helfen, mit diesen Folgen der Erlebnisorientierung umzugehen und so durch Kontemplativität (verkosten der Dinge von innen heraus) zu inneren Ruhe zu kommen.¹¹¹

Zu lernen ist aber auch die aufbrechende Erkenntnis der Ganzheit menschlicher Lebensäußerungen. Gerade in der Erlebnisrationalität spielt das oft verkümmerte Fühlen eine zentrale Rolle, mit irrationalen Pendelschlägen – während die katholische Kirche seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu einer neuen kühlen Rationalität, gerade im Gottesdienst, gefunden hat.¹¹² Die Sehnsucht der Menschen nach dem „gar nicht alles wissen wollen“ in der übertechnisierten Welt und dem Nachgeben gegenüber den irrationalen Gefühlen im Menschen, führt viele zu Esoterik, neuen Mysterienkulten und Gruppengottesdiensten mit ekstatischen Elementen. Diese Tendenz kommt der Liturgie entgegen, wenn deutlich wird, dass hier das Geheimnis Gottes gefeiert wird, welches alles Begreifen übersteigt.¹¹³

Erlebnisprojekt Gottesdienst

Die Wende von der autoritätsbezogenen Außenorientierung hin, zur freien inneren Wahl vollzieht sich gerade auch im religiösen Bereich als Niedergang der automatischen Religionszugehörigkeit, durch religiöse Sozialisation hin zur Entscheidungs - Religiosität, durch Überzeugung. So wie das Alltagsleben durch die Erlebnisrationalität bestimmt wird, so geschieht dies auch bei der Wahl oder Abwahl von Gottesdiensten.¹¹⁴ Menschen wählen das „Erlebnisprojekt Sonntagsmesse“ ab, wenn es einen bestimmten von ihnen erwarteten Erlebnishorizont nicht eröffnet.¹¹⁵ Wie der Freizeitforscher Opaschowski feststellt: „*Kirchliche Veranstaltungen, die nicht Freude machen, haben keine Zukunft mehr*“.¹¹⁶

Zu beachten sind also die Stildifferenzen, die sich bei den unterschiedlichen Gruppen von Mitfeiernden – auch „religiöse Milieus“ genannt – auf tun. Pastoraltheologisch muss, so Becks, bewertet werden, wie diese Stilgruppen zu orten und zu bewerten sind. Es ist wichtig, etwas über die sozialen, wie kulturellen Unterschiede auch in der Erwartungshaltung in Erfahrung zu bringen.¹¹⁷ Das

¹¹¹ A.a.O., 69.

¹¹² Vgl. Thilo, Hans-Joachim: Die therapeutische Funktion des Gottesdienstes, Kassel 1985, 60.

¹¹³ Vgl. Sauer: Gott feiern, 39.

¹¹⁴ Vgl. Becks: Erlebnisgesellschaft, 64.

¹¹⁵ A.a.O., 151.

¹¹⁶ Roth, Rainer A.: Soll (muss) Gottesdienst „Spaß“ machen?, in: Bilgri, Anselm: / Kirchgessner, Bernhard (Hrsg.): Liturgia semper reformanda. Für Karl Schlemmer, Freiburg im Breisgau 1997, 208.

¹¹⁷ Vgl. Becks: Erlebnisgesellschaft, 74.

vorliegende Projekt hat dies, wie im ersten Abschnitt dargelegt, zu einem seiner Ziele erhoben und unterschiedliche Erwartungen— und Stilhorizonte aufgedeckt. Generell ist zu beobachten, dass Menschen „Gottesdienst“ eher als gehobenes Milieu ansehen und nicht als actionreiche Show. Demnach ist Becks durchaus Recht zu geben, dass „Action – Gottesdienste“ nicht zielführend sind.¹¹⁸ Ebenso bedingt der Aufbau stabiler Stilgruppen den Wunsch nach Stabilität der identifizierenden und distinkten Zeichensprache. Nicht die ständige Neuerfindung der Messe, sondern deren Wiedererkennbarkeit und Vertrautheit sind wichtige Faktoren postmoderner Erlebnisrationalität, gepaart mit einem vielfältigen Angebot an unterschiedlichen Modellen von Eucharistiefiern.¹¹⁹

Wichtig ist zu beachten, dass die Erlebnisrationalität und der „säkulare“ Zugang zum Gottesdienst nicht pauschal als ungenügend verurteilt werden sollte. Vielmehr soll die Sonntagsmesse so gestaltet werden, dass im jeweiligen Erlebnishorizont die Verkündigung und das Erleben des Transzendenten besser ermöglicht wird: Dort, wo die jeweilige Stilgruppe auf bestimmte Riten und Symbole besonders anspricht, kann auch die kritische Botschaft der Feier platziert werden.¹²⁰

Theologische Vertiefung: Kirche wirkt Eucharistie und Eucharistie die Kirche

Theologisch betrachtet entspricht die Bildung der ästhetischen Stilgruppen der unterschiedlichen „Gottesdienstgemeinden“ der *Communio* Theologie, die von patrologischen Anregungen inspiriert wurde. Die Kirchenväter dachten ebenso, wie die moderne Pastoraltheologie einerseits, von der je vorfindbaren sozialen Wirklichkeit her, wenn sie den Standort von Kirche beleuchtet haben, als auch von der sakramentalen Sicht der Kirche her, dass diese letztlich Geheimnis (Mysterium) ist. *„Communio ereignet sich hier und von hierher in den je konkreten Lebenszusammenhängen der Menschen durch die Lebenseinheit Jesu mit dem Vater in der gleichen Natur der und durch die Lebens – und Schicksalsgemeinschaft Jesu mit den Menschen in der Natur der Inkarnation, die in der Mahlgemeinschaft der Kirche je konkret wird“*.¹²¹ So ist die Versammlung der Gemeinde zur Eucharistie konstitutiv und reziprok zugleich: Was gefeiert wird, setzt Gemeinde voraus und indem gefeiert wird, *entsteht* Kirche, ereignet sich

¹¹⁸ A.a.O., 83.

¹¹⁹ A.a.O., 92.

¹²⁰ A.a.O., 154.

¹²¹ Tebartz- van Elst: *Gemeinde*, 485.

„Gemeinde“. Gemeinde kann nur dann Kirche sein, wenn sie nicht aufhört die Eucharistie ins Zentrum ihres Handelns zu stellen und regelmäßig zu feiern.¹²²

Dazu kommt, dass Geschwisterlichkeit der Gemeinde und zwischen Gemeinden ein konsequenter theologischer Ausdruck von Christus – *Communio* ist: Jede Gemeinde ist Geschwisterschaft vor Ort und geschwisterliche Verbundenheit zwischen Gemeinden bedeutet Eucharistiegemeinschaft.¹²³ Denn in der Eucharistiefeier stellt Kirche dar, wie die Gemeinschaft der Kirche aus Hingabe Jesu lebt. Wenn sich Menschen diese Lebenshingabe Jesu in Brot und Wein schenken lassen, lassen sie sich auch einbeziehen in Jesu Hingabe an den Vater *im Dienst an den Menschen*.¹²⁴

Diese „*Communio ecclesiarum*“ ist als vorfindbare Wirklichkeit vor Ort in ihrer Vielfalt theologische Größe und Motiv für das Überdenken von Gemeinde, wo unter Veränderung der Wirklichkeit neue Lebensorte aufbrechen.¹²⁵ Der Glaubensort einer Gemeinde ergibt sich also letztlich aus der Qualität ihrer liturgischen Versammlung, da sich hier kirchliche *Communio* mitteilt, verifiziert durch diakonale wie koinonale Taten.¹²⁶

Die Eucharistiegemeinde ist von dieser ekklesial sakramententheologischen Sichtweise bestimmt und ist daher nicht bloß gemachte Stilgruppe, oder Ansammlung anonymer Christen, sondern immer Gemeinschaft der, vom Glauben betroffenen. Christliche Gemeinde ist, wie Tebartz van Elst definiert „*Communio Netzwerk*“¹²⁷, das „Wir“ der Versammlung ist konstitutiv und die ganze Gemeinde ist Trägerin der Liturgie.¹²⁸ Leider bleibt aber die Wirklichkeit hinter dem Anspruch zurück: Denn bei vielen Versammlungen vor Ort handelt es sich um eine Ansammlung von Vereinzelteten, die außerhalb der Messfeier wenig miteinander gemein haben und in ihrer Anonymität gelassen werden wollen.¹²⁹ Sakramentale Feiern sind eben kein Automatismus oder Magie, sie setzen die freie Entscheidung des Mit – sein – Wollens und Mitspielen – Wollens voraus.

¹²² Vgl. Thaler, Anton: Die gottesdienstliche Gemeinde hat Zukunft. Zur Theologie des Gottesdienstes (Studien zur Pastoralliturgie 15), Regensburg 2000, 49.

¹²³ Vgl. Irenäus von Lyon: *Adversus haereses* = Gegen die Häresien [griechisch, lateinisch, deutsch] (Fontes Christiani 8), übers. u. eingel. von Norbert Brox, Freiburg im Breisgau 1995.

¹²⁴ Vgl. Emeis, Dieter: Zwischen Ausverkauf und Rigorismus. Zur Krise der Sakramentenpastoral, Freiburg im Breisgau u.a. 1992, 53.

¹²⁵ Vgl. Tebartz- van Elst: Gemeinde, 486.

¹²⁶ A.a.O., 487.

¹²⁷ Vgl. Tebartz- van Elst: Gemeinde, 358f.

¹²⁸ Vgl. Hahne, Werner: *De arte celebrandi* oder von der Kunst, Gottesdienst zu feiern. Entwurf einer Fundamentalliturgik, Freiburg im Breisgau u.a. 1990, 314f.; auch SC 47; ÖG 28; PO 2.

¹²⁹ A.a.O., 319.

Gefahr der undifferenzierten Anpassung: Wider der Verbie- derung

Aus theologischer Verantwortung kann und darf die Inszenierung, die „ansprechende Verpackung“, bei der Feier der Messe nicht das Gefeierte unwichtig werden lassen. Ebenso sind falsche Bemühungen der Trivialisierung zu vermeiden, um Menschen entgegen zu kommen, die Harmonie und sozialer Anlehnung bedürfen. Dies führt zur oft beklagten Pädagogisierung des Gottesdienstes und der Überbewertung sprachlicher Dimensionen – als ob von der (besser verständlichen) Neuformulierung das Gelingen des Ganzen abhängen würde.¹³⁰ Die „kundenfreundliche“ Anpassung, so Redtenbacher, lässt die Eucharistiefeier letztlich zahnlos werden, denn als „Event“ bietet sie keine Antwort auf die transzendente Sehnsucht des Menschen.¹³¹ Gottesdienst ist keine „Mitmachshow“ und Becks wie Josuttis und Bieritz betonen, dass sich christliche Liturgie nicht dem Diktat der Erlebnisgesellschaft unterwerfen darf, da ansonsten die Bindung immer nur der kurzfristigen Neugier und dem nach Abwechslung strebenden Erlebnishunger verpflichtet bleibt.¹³² Eine fundierte Auseinandersetzung mit dem Phänomen ist dennoch notwendig, da nur so Gottesdienst „Gegentöne zum Geräusch der Welt“ erzeugend „eschatologischen Widerstand“ leisten kann und beiträgt zum Aufbau einer Kultur des Lebens in der Erlebnisgesellschaft.¹³³ Auf der anderen Seite soll die Feier des Sonntagsgottesdienstes durch ihre reiche Symbolsprache die religiöse Dimension unseres Lebens in christlichen Ausdrucksformen *erlebbar* werden lassen. *Dazu* bedarf es Orientierung am Erlebnishorizont der Mitfeiernden und unterschiedliche Formen und Gestaltungen.¹³⁴

Ein anderer Problemkreis ist die so genannte *ästhetische Milieuverengung* in den Pfarrgemeinden. Kirche wird in der partikularen Gesellschaft zum Sonderraum, da sich Lebens – Wohn — und Gemeinderaum längst nicht mehr decken. Real haben Gemeinden oft enge und ausschließende Sozialgrenzen, mit homogenen Erlebnishorizonten, sowie eine sozial innenorientierte Kommunikation.¹³⁵ Die Feier des Gottesdienstes verliert so viel von seiner sozialen Qualität, wenn nicht mehr alte und junge, reiche und arme, traditionelle und alternative Christen *gemeinsam* feiern.

¹³⁰ Vgl. Bieritz: Erlebnis Gottesdienst, 495.

¹³¹ Vgl. Redtenbacher, Andreas: Liturgie und Leben. Erneuerung aus dem Ursprung. Liturgiewissenschaftliche Beiträge, Würzburg 2002, 59.

¹³² Vgl. Becks: Erlebnisgesellschaft, 22.

¹³³ A.a.O., 23.

¹³⁴ A.a.O., 149., 313.

¹³⁵ Vgl. Ebertz, Michael N.: Gottesdienst als symbolische Interaktion – Plädoyer für eine Kasualisierung des Liturgischen, in: Schlemmer, Karl (Hrsg.): Ausverkauf unserer Gottesdienste? Ökumenische Überlegungen zur Gestalt von Liturgie und zu alternativer Pastoral, Würzburg 2002, 116ff.

Kritische Würdigung

Aus dem bisher Entworfenen wird zunehmend ersichtlich, dass neben der objektiven Seite des Gefeierte gerade unter dem Eindruck der „Erlebnisgesellschaft“ die „Inszenierung“ von Sonntagsmessen eine wesentliche pastoraltheologische Frage ist. Menschen gestalten ihre Lebensfreiräume nach ästhetischen Kriterien und finden auch in christlichen Liturgien ansprechende und „schöne“ Riten und Symbolwelten. Angesichts dieser Wahrnehmungsperspektive wird sich auch theologischerseits der Fokus der Reflexion darauf einstellen, worin christlicher Gottesdienst „schön“ und „erlebnisstark“ ist – nicht aus Anbiederung, sondern aus dem Wesen des Vollzuges des Gotteslobes selbst. Auf diese Dimension einer Theologie der Ästhetik wird später in dieser Arbeit Bezug genommen.

Ein Schritt in diese Richtung ist die Betrachtung der Sonntagsmesse als „Traumfabrik“: Liturgie hält die Sehnsucht, den Traum Gottes und der Menschheit nach einer neuen und glücklichen Welt wach, zu der Gott durch Christus einlädt, wobei dieser sich bei aller Fragmentalität und allen Hindernissen in der Feier jetzt schon konkretisiert.¹³⁶ Denn in der christlichen Gottesdienstfeier berühren sich Himmel und Erde, wo die Schönheit und Herrlichkeit von Gottes himmlischem Leben durch die liturgische Gestalt durch- und aufleuchtet. Von daher ergibt sich, dass eine Negation des „Schönen“ in der Liturgie fatal wäre.¹³⁷

Die Kritik Becks darf dabei nicht aus den Augen verloren werden: Nicht alle nehmen im gleichen Ausmaß an der „Erlebnisgesellschaft“ teil, es gibt viele die auch in den Ländern Europas in bedrückender Armut und daher in der Situation des Mangels leben.¹³⁸ Die Theorie der Erlebnisgesellschaft findet ihre natürlichen Grenzen dort, wo die soziale Wirklichkeit vieler die Wohlstandsgesellschaft einholt. Gerade christlicher Gottesdienst hat die Pflicht die soziale Milieuverengung aufzubrechen und gelebte Communio mit denen zu verwirklichen, die sich die Erlebnisrationalität schlichtweg nicht leisten können und von anderen Problemen geplagt werden als Orientierungslosigkeit und Langeweile. Qualität von Gottesdienst ereignet sich dann nicht nur in der Inszenierung, sondern in der prophetisch befreienden Begegnung mit Christus, der das Leben der einzelnen und das Miteinander wandelt. Communio mit Christus ist so persönliche wie gemeinsame Teilhabe am Heil als erfülltes Leben, die an der Teilhabe aneinander befähigt. So ist Gottesdienst wirklich gottvoll und erlebnisstark.

¹³⁶ Vgl. Schilson, Arno: Liturgie – eine bessere Show? Das „Medienreligiöse“ als Herausforderung an die Kirchen, in: *Communicatio Socialis* 29 (1996), 46.

¹³⁷ Vgl. Redtenbacher: *Leben*, 75.

¹³⁸ A.a.O., 53f.

DIE HEILENDE KRAFT DER RITUALE

Das neu erwachte Verlangen nach religiösen Ritualen

Die postmoderne Gesellschaft ist, wie im letzten Kapitel festgestellt, implizit religiös. Diese „Religiosität“ äußert sich aber eher indirekt und un–ausdrücklich und agiert im Modus der symbolischen Vermittlung: Symbolische Handlungen, die über sich hinausweisen, werden zu „Kulten“, die sich auch ohne Bezug auf eine numinose Macht entwickeln. Das Ziel der oft unreflektiert vollzogenen Kulthandlungen ist es, genuin religiöse Erfahrungen zu sammeln, wie Stabilisierung in der bedrohten Lebenswelt, Sicherung der Identität und Zustimmung zur Welt zu erreichen. Auch Alltagswelten werden so auch „religiös aufgeladen“ und erhalten überhöhte Bedeutungen und einen religiösen Mehrwert.¹³⁹ Je individueller und unbehauster sich der Einzelne in der Gesellschaft vorfindet, ständig zu Entscheidungen und Wahlen gezwungen, desto mehr sehnt er sich nach Momenten des Beheimatet Seins, der sozialen Sicherheit und erfahrbaren Gemeinsamkeit, des „Heiligen Schildes“ sowie nach der Vergewisserung von Lebenssinn. Dies alles bieten *rituelle* Vollzüge. Dieser Ritenbedarf zeigt sich vornehmlich zu den Zeiten der Lebenswenden, auch bei explizit nichtreligiösen Menschen.¹⁴⁰ Riten sind ein allgemein menschliches Phänomen, deren Bedeutung für die Frage nach der Qualität von Sonntagsmessen nicht zu vernachlässigen ist.

Eine Klärung der Begriffe: Ritus, Kult, Sakrament

Riten sind Teil der „Leutereligion“, durch die einsame und bedrohte Individuen in die bergende, heile Welt Gottes eingebunden werden. Im ambivalenten Lebensverlauf kann das Leben „in Ordnung“ kommen, das Bedrohliche kann abgewehrt und das Wertvolle bewahrt werden. Dieser Segen für das eigene Leben wird erfahrbar in rituellen Vollzügen, die das nicht sinnhafte durch Symbolhandlungen erfahrbar und erfassbar machen. Um mit Paul – Michael Zulehner

¹³⁹ Schilson, Inszenierung, 30 — 36; Sauer, Gott feiern, 36 — 39. — Besonders deutlich wird dieser Trend im so genannten „Kult — Marketing“. Produkte verheißen nicht nur Annehmlichkeiten sondern auch „Reinheit“, soziales Ansehen oder Gruppenidentität, Schutz vor den wechselnden Lebensbedingungen u.s.w.

¹⁴⁰ Vgl. Zulehner, Paul M.: Rituale und Sakramente, in: Zulehner, Paul M. (Hrsg.) / Auf der Maur, Hansjörg / Weismayer, Josef u.a.: Zeichen des Lebens. Sakramente im Leben der Kirchen - Rituale im Leben der Menschen, Ostfildern 2000, 14f.

zu sprechen: Rituale sind „Fahrzeuge“ in die Welt des Heiligen.¹⁴¹ Mehr noch: Rituale sind Instrumente, um mit den nicht beherrschbaren Momenten der Handlungssituation umzugehen, da sie die Komplexität der Welt reduzieren und durch ihre schematische Wiederholbarkeit entlastend wirken.¹⁴² Sie sind überpersonale Programme zur Handlungsermächtigung in Situationen, wo menschliches Tun ansonsten zu einem Ende kommt.

Symboltheoretisch – tiefenpsychologisch gesehen sind Riten „präsentative“ Symbole: Sie liegen an der Schnittstelle zwischen Bewusstem und Unbewusstem, zwischen Individuum und Gemeinschaft und können so in der Tiefe der Person Ambivalenzen verarbeiten, die mit den Grunderfahrungen des Lebens einhergehen (Liebe, Macht, Sexualität, Tod).¹⁴³ In der vertikalen Dimension bearbeiten sie auch die transzendente Ambivalenz des „mysterium tremendum et fascinans“, zwischen Kommunion und Tabu.¹⁴⁴

„Kult“ bezeichnet dann ein Handeln bzw. Handlungen von Menschen, durch Symbolhandlungen und symbolischem Verstehen den Sinn des Daseins und der Welt als Ganzes zu erhellen und trotz aller Bedrohung diesen zu bewahren und zu erneuern.¹⁴⁵ In Kulthandlungen erfährt der Teilnehmende in dichtester Form, dass er trotz aller Widrigkeiten die Wirklichkeit bestehen und ihr standhalten kann.

Die heilende anthropologische Funktion von Riten

Riten sind somit grundsätzlich menschliches Gut, eine Folge der Weise, wie Einzelne und Gemeinschaften mit der Wirklichkeit umgehen lernen. Sie üben auf vielfältige Art und Weise einen heilenden Einfluss auf das Leben der Menschen aus¹⁴⁶:

Rituale formulieren Erfahrungen vor, die den Teilnehmenden zur Verfügung gestellt werden.

Sie bieten einen „Raum der Verschonung“. Riten signalisieren Zustimmung durch die bloße Teilnahme, ohne ins Detail gehen zu müssen. Die enthaltene

¹⁴¹ A.a.O., 16.

¹⁴² Vgl. Ebertz: liturgische Handlungen, 17.

¹⁴³ Vgl. Zulehner: Rituale, 16.

¹⁴⁴ Vgl. Ebertz: liturgische Handlungen, 18f.

¹⁴⁵ Vgl. Schilson: Inszenierung, 30.

¹⁴⁶ Die folgende Aufzählung ist entnommen aus Jetter, Werner: Symbol und Ritual. Anthropologische Elemente im Gottesdienst, Göttingen ²1986, 93 – 108, 117ff; Zulehner, Paul M.: Zu einer verantworteten Ritenkultur, in: PThI 17 (1997), 201ff; Hahne: arte celebrandi, 244f.

Gefahr ist dabei aber die Veräußerlichung und die reduzierte Möglichkeit der persönlichen Glaubensäußerung.

Sie ermöglichen Verhaltensstabilität, da Rituale fixe soziale Rollenzuweisungen und Abläufe bieten. Das Ritual muss nicht immer neu ausgedacht und ausgemacht werden, es bietet so Entlastung bei der Bearbeitung und Bewältigung neuer Lebenserfahrungen.

Sie sind Heiliges Schild und Hl. Baldachin (Abwehr von Negativem und Bewahrung des Positiven).

Sie sind Werkzeuge der Integration und der Abgrenzung gegenüber nicht Eingeweihten (Initiationsriten).

Rituale bringen die Unterscheidung zwischen profanem und heiligem Bereich hervor.

Riten erlauben Durchdringung des Lebens, decken das Essentielle auf.

Rituale stellen die göttliche Zuwendung im konkreten Leben dar. Eine Gefahr besteht darin, im Ritus einen Automatismus zu sehen („magisches Missverständnis“)

Rituale leben einerseits von ihrer Wiederholung und ihrer Einfachheit und sind andererseits durch ihren analogen, symbolischen Charakter auch offen für Neudeutungen. In ihnen steckt ständig ein „Mehr – Wert“.

Rituale sind vertretendes Handeln: Sie treten denen, die sie begehen, auch als Fremdes gegenüber. Ungeformtes und unfassbares lässt sich durch Geformtes, Fassbares vertreten. Rituale sind Fenster, durch das Partizipierende schauen können, wie sie selber und man in ihrer Mitte Gottes Lebensmächtigkeit im Leben auftauchen und erfahren kann. Der Leiter eines Rituals wird „Vertreter“ und selbst zur symbolisch handelnden Figur, da das Ritual nicht schlechtweg in seiner Verfügung steht, er dieses Ritual aber wieder auf je persönliche Weise stellvertretend vollzieht.

Rituale dienen nicht der diskursiven Erläuterung, sondern der individuellen wie kollektiven „Vergewisserung“, dass das Tragende gilt. Rituale können im Letzten nur eingeübt, nicht erklärt werden.

Rituale sind sinngerichtetes darstellendes Handeln, gerichtet gegen das Diktat der Zweckmäßigkeit

Rituale leben von ihrem symbolischen Mehrwert, da ihre Lebendigkeit nicht im Vollzug liegt, sondern in dem, was sie über dem Vollzug hinaus ausdrücklich machen. Ob dies „ankommt“ hängt dann von der Rezeptivität der Teilnehmenden ab, wobei der Leiter des Rituals durch Leblosigkeit oder Übertriebenheit in Gestik und Artikulation stören kann.

So helfen Rituale dem Menschen „ganz“ zu werden, da Fähigkeit zum Kult dies impliziert.¹⁴⁷ Das gebrochene und zersplitterte Leben wird in eine tiefe Einheit mit dem Schöpfer, mit der Schöpfung, mit den anderen Menschen mit dem Tod und der Ewigkeit überführt. Das Kultische übt so eine große integrierende Kraft aus.

Die Riten haben somit tatsächlich einen „heilenden“ Charakter und sind für den Menschen unverzichtbar. Welche Rolle spielt das Rituelle nun für die Qualität der Messfeier und welche Spannungsbögen entstehen aus dem christlichen Verständnis von „Sakrament“?

Die Messfeier ist Ritus – und noch mehr: Ein spannen- des Verhältnis

Spannung zwischen ritueller Entlastung und Erstarrung durch Rituale

Christlicher Gottesdienst übernimmt die existentiellen Funktionen des Rituellen, wo er kontinuierlich gefeierte heilende Begegnung mit dem Göttlichen ist, christlich eben mit dem sich geschichtlich menschlich in Jesus Christus offenbarenden und in dessen Lebenshingabe und Auferstehung sich als der Retter aus allen Ambivalenzen und Bedrohungen des Lebens bezeugenden Gott. Das Rituelle der Messfeier drückt damit das Bemühen aus, Glaubensfragen in Gestaltungsfragen zu überführen¹⁴⁸, oder anders ausgedrückt die verborgene geschenkte Gemeinschaft mit dem Auferstandenen in Symbolhandlungen, im sakramentalen Wort zum Schein zu bringen. Gottesdienstliche Versammlungen und Handlungen sind daher per se rituell, da erst die rituell wiederholten Handlungsmuster einen Orientierungs— und Expressionsraum ermöglichen.¹⁴⁹ Damit unterliegt auch der christliche Gottesdienst der Ambivalenz des Rituellen, Kultischen: Einerseits entlasten die fixen Ausdrucksformen und Riten und eröffnen erst den Freiraum zur persönlichen Konzentration auf das eigentlich Ausgedrückte, andererseits kann unpersönlich vollzogener Kult die lebendige Begegnung mit dem, dessen Lebenswirklichkeit unter den Feiernden sich vermittels des Rituellen erschließt, verhindern. Christlicher Gottesdienst ist daher mehr als Ritusvollzug und braucht lebendige Traditionsvermittlung, eine ständige Erneuerung des Rituellen, um der *Communio* mit dem Auferstandenen wegen – oder wie

¹⁴⁷ Vgl. Geier, Richard: *De arte celebrandi et vivendi*. „One – Man – Show“ und Sonntagstreue, in: Bilgri, Anselm: / Kirchgessner, Bernhard (Hrsg.): *Liturgia semper reformanda*. Für Karl Schlemer, Freiburg im Breisgau 1997, 200.

¹⁴⁸ Vgl. Jetter: *Symbole*, 19.

¹⁴⁹ Vgl. Hahne: *arte celebrandi*, 244f.

es die liturgische Bewegung und das Zweite Vatikanische Konzil ausdrückten: *Liturgia est semper reformanda*.

Spannung zwischen dem Ritenbedarf des Menschen und dem, was Kirche in den Sakramenten feiert

Aber nicht nur die Gefahr der Erstarrung ritueller Elemente auf Kosten der Lebendigkeit gilt es zu beachten, sondern auch das, was Menschen von Riten erwarten und das, was Christen in Sakramenten feiern, steht in einer gewissen Spannung zueinander.

Rituale werden meist rein funktional betrachtet und deren Wirksamkeit hängt letztlich von der persönlichen Überzeugung ab, wo es wirkt oder nicht. Sie sind insofern heilsam, als sie Menschen entängstigen, entstressen und beistehen, das alltägliche Leben zu meistern.¹⁵⁰ Wenn die gewünschte Wirkung erreicht ist war das Ritual erfolgreich, aber es ergeben sich daraus keine weltanschaulichen Verbindlichkeiten.

Christliche Sakramente jedoch sind kirchliche Feiern des Glaubens, in denen sich Handeln Gottes existentiell vollzieht, sie sind wirkmächtig aus sich, da es Gottes Dienst an denen ist, die mitspielen wollen und sich hineinziehen lassen in das „Für – sein“ Christi, das in seinen Deuteworten des letzten Abendmahles seine letzte Radikalität erhalten hat. Sakramentale Feiern sind daher immer auch Sendung, es drängt die im Sakrament den Feiernden zur gegenwärtigen Wirklichkeit gemachte Wirklichkeit des Auferstandenen danach, diese der Welt zu verkünden und sich mit dem ganzen Leben für die Wandlung der Welt in Reich Gottes einzusetzen. Sakramentale Feiern sind also nicht bloß rituelle priesterliche Vollzüge¹⁵¹, sie sind Befähigung der *communio* zur *missio*, sind „prophetisch“, indem sie aufdecken, wie Christus schon immer Wirklichkeit der Welt ist.

Sakramentale Feiern sind so Vollzug nicht für sich selbst, sondern für andere, sind Dienst. Das ist die Dimension der Sakramentalität, die Menschen, die in ihrer Ritenbedürftigkeit eine religiöse Dienstleistung in Anspruch nehmen wollen, nicht aufweisen, insofern Sakramente existentiellen Christus — Glauben

¹⁵⁰ Zulehner: *Rituale*, 17.

¹⁵¹ „Priesterlich“ meint hier in der Definition Rahners der sichtbare, kultische Ausdruck der inneren religiösen Haltung des Menschen, eine von Menschen her gestiftete Beziehung mit Gott. Der Priester ist dann die Sichtbarkeit des Wortes der Menschen an Gott, oder liturgisch gesprochen steht er für die anabatische Dimension der Liturgie. „Prophetisch“ bedeutet dann die Sichtbarkeit des Wortes Gottes an die Menschen, die katabatische Dimension. Vgl. Rahner, Karl: *Priesterliche Existenz*, in: *Rahner Karl: Schriften zur Theologie*, Bd. 3, Einsiedeln u.a. 1956, 285—312. (ursprünglich in: *ZAM* 17 [1942], 155—172.)

voraussetzen und für das apostolische Gesendet — Werden verbindliche Koinonia mit dem Auferstandenen und den Mitchristen ermöglichen. Daraus ergibt sich die Spannung, deren Handhabung in den Händen der Amtsträger und Amtsträgerinnen ein großes Fingerspitzengefühl verlangt zwischen verantwortungslosen Verzicht auf die Einforderung der genuin christlichen Sakramentalität und übertriebenen Rigorismus im übermäßigem Vertrauen auf die Wirkkraft vorangehender Katechesen. Einen gangbaren Mittelweg im Vertrauen auf das Wachsen im Glauben und in dessen Förderung zu finden und diesen Weg zu gestalten (Prinzip der Graduität) ist pastorale Aufgabe der Verantwortlichen.¹⁵²

Spannung zwischen ritualistischer und gemeindlicher Kirchenbindung

Eine Dimension dieser sakramentenpastoralen Grundspannung muss im Hinblick auf das Thema der Qualität von Sonntagsmessen noch näher betrachtet werden: Menschen, deren Wunsch nach Riten im Vordergrund ihres religiösen Handelns steht, entwickeln auch eine ritualistische Kirchenbindung¹⁵³: Sie bilden den Kern derjenigen, die den „Gottesdienst besuchen“, sich darüber hinaus nicht in gemeindlichen Belangen engagieren. Doch ist Kirche eine rituelle Dienstleistungsorganisation oder verbindliche Glaubensgemeinschaft?

Hier ist mit der katholischen Weite des „et – et“, des „sowohl als auch“ zu antworten. Die Frage der Kirchenghörigkeit ist de facto differenziert und auch die Texte des Konzils sprechen nicht im Modus des „alles oder nichts“.¹⁵⁴ Fernstehende Menschen mit ritueller Kirchenbindung erwarten rituelle Serviceleistungen, die ihnen die Kirche, die die Kraft der Rituale lange Zeit auf sich monopolisiert hatte, nicht verweigern darf, will sie die menschenfreundliche Zuwendung Gottes nicht verraten. Auch der neutestamentliche Befund weist in diese Richtung: Jesu sammelte eine Kern von Aposteln um sich, die er als Sauerteig verstand und es gab viele Begegnungen en passé, die keine dauerhafte Bindung an Jesus und seine Jüngerschar begründeten, wohl aber den betroffenen Menschen in seiner Existenz heilten und die Zuwendung Gottes spüren ließen. Kirche hat nicht die Verheißung, dass sich alle an der Sendung Jesu beteiligen lassen.¹⁵⁵ Pastorales Handeln ist also ein Zweifaches: Einerseits die Zuwendung zu Menschen als Teilhabe an der Sorge Gottes um alle Menschen („Ritendiakonie“) und andererseits die Sammlung der vom Geistgerufenen zum gemeinsamen Glauben Teilen und zur Sendung¹⁵⁶ (Identität der Kirche).

¹⁵² Vgl. Zulehner: Sakramente, 19.

¹⁵³ Vgl. Jetter: Symbole, 21.

¹⁵⁴ Vgl. Emeis: Ausverkauf, 42.

¹⁵⁵ A.a.O., 31.

¹⁵⁶ A.a.O., 35.

Identität und Offenheit sind somit Pole der Lebensspannung der Kirche. Gefährlich sind nur die Versuche, die Spannung in Richtung eines Pols aufzulösen. Grenzenlose Offenheit ohne prinzipielle Wahrung der Identität lässt Liturgie zur Show und reinen Zeremonie verkommen, wo der Priester z.B. nur mehr Religionsdiener und Zeremoniär von Familienfeiern ist. Eine Balance ist zu finden zwischen identitätsgefährdender Anpassung und kulturverneinder Verschanzung in elitären Zirkeln von Fanatikern¹⁵⁷

Ein Weg in diese Richtung entsteht im Leben der Kirche heute durch die Praxis von (prä-) katechumenalen Feiern, die Sakramentalien sind, aber nicht Sakramente im Vollsinn des Wortes, und die gestufte Teilhabe am Leben der Kirche ermöglichen.¹⁵⁸

So können getrennte Feiersphären entwickelt werden, die zwischen der Feier der Gemeinde und den Feiern „im Vorhof der Heiden“ differenzieren. Durch eine erneuerte „Arkandisziplin“ der Kirche, wie sie Koch vorschlägt, könnte sowohl gastfreundliche Offenheit als Ritendiakonie als auch identitätsstiftende Feier des Geheimnisses Gottes und die Zustimmung zu dem Lebensentwurf des gefeierten Christus im sakramentalen Vollzug gelebt werden. Dies ist auch eine Fortsetzung der Praxis Jesu, die zwei Berufungsebenen erlaubt: Die Berufung aller zum Heil und die spezielle Berufung dazu, positives Heilszeichen für andere zu sein als Kirche, die an der Sammlung und Sendung Jesu teilnimmt.¹⁵⁹

Es ist so Gebot der Stunde, alternative Feierformen zu entwickeln als katechumenale Feiern, die ganze Liturgie sind und nicht die „Verpflichtung“ der Sakramente mit sich bringen.¹⁶⁰ Insbesondere gilt dies für die Taufe, denn in der Zeit der Auswahlreligiosität und der Wichtigkeit der persönlichen Entscheidung ist eine undifferenzierte Säuglingstaufe nicht mehr angebracht. Die Schwierigkeit liegt jedoch darin, dass „Ersatzrituale“ wie „Geburtssegensfeiern mit Aufnahme in den Katechumenat“ in den Augen der Menschen nicht jene „Wirkmächtigkeit“ haben wie die Taufe¹⁶¹.

Aber auch für die Sonntagsmesse bedeutet dies, dass in zunehmenden Maße nur mehr jene teilnehmen, die über die ritualistische Bindung an die Kirche hinaus

¹⁵⁷ Vgl. Koch, Kurt: Gottesdienst als Werk Gottes oder Werk der Gemeinde? Oder: Was feiern wir im Gottesdienst? – Überlegungen zu einer notwendig gewordenen Unterscheidung der Geister in der Liturgie, in: Schlemmer, Karl (Hrsg.): Ausverkauf unserer Gottesdienste? Ökumenische Überlegungen zur Gestalt von Liturgie und zu alternativer Pastoral, Würzburg 2002, 55.

¹⁵⁸ Vgl. **Kohlschein, Franz**: Bewusste, tätige und fruchtbringende Teilnahme, in: Maas—Ewerd, Theodor (Hrsg.) / Kleinheyer, Bruno: Lebt unser Gottesdienst? Die bleibende Aufgabe der Liturgiereform, Freiburg im Breisgau u.a. 1988, 54; Koch: Werk Gottes, 55; Redtenbacher: Leben, 69f.

¹⁵⁹ Zulehner: Ritenkultur, 195.

¹⁶⁰ Koch: Werk Gottes, 53.

¹⁶¹ Wie schon erwähnt ist der Glaube an die Wirksamkeit von entscheidender Bedeutung.

zur Sammlung und Sendung der Kirche einen Bezug gewonnen haben und die in ihrem Leben das durch gemeindliches Engagement konkretisieren. Eine Pastoral des Weges und der Gastfreundschaft ist dabei geboten, wobei es die missionarische Dimension der Messfeiern so zu betonen gilt, so dass Sympathisanten einbezogen und nicht befremdet werden.¹⁶²

Verantwortete Sakramentenpastoral: Pastoralliturgische Prinzipien

Die wohl „unterste Grenze“ ist, dass ein Mensch prinzipiell Gott sucht, so wie er ihm im Sakrament begegnen will. Wo Eltern für ihr Kind nicht in der Taufe den Anfang einer Lebens und Schicksalsgemeinschaft mit dem auferstandenen Christus suchen, wo Menschen in der Eucharistiefeier nicht Gemeinschaft mit dem Auferstandenen und Lebensveränderung suchen, dort ist die Feier letztlich nicht verantwortbar. Der Mitfeiernde muss wollen, was Christus und seine Kirche wollen. Oberhalb dieser Grenze sind Menschen unterschiedlich offen für Gott.¹⁶³

Aus dem Gesagten können so einige Grundprinzipien für einen verantwortlichen und menschenfreundlichen Umgang mit dieser Spannung dargelegt werden:

Prinzip der Gradualität, des Wachstums: In der Begegnung werden Möglichkeiten der Vertiefung und des Hinein – Wachsens erschlossen. Mystagogische Angebote sind dafür hilfreich

Prinzip der gestuften Teilnahme: Ein Zwiebschalenmodell der Kirchengemeinschaft erlaubt unterschiedliche Intensität an Partizipation ohne Identitätsverlust

Prinzip der Liebe zum Fragment: Alle vielfältigen rituell – liturgischen Begegnungen gilt es wertzuschätzen und zu akzeptieren

Prinzip der gewaltfreien Ritendiakonie: Die therapeutische Funktion der Rituale muss frei verfügbar sein, ohne Zwang zu kirchlichem Engagement. Auf den Druck der Dienstleistungssicht darf nicht mit Gegengewalt geantwortet werden. Die bedingungslose Akzeptanz ist einladend mit Wachstumsinterventionen zu verbinden

Prinzip der Balance zwischen Familie und Gemeinde: Jede kirchliche Feier darf auch Familienfeier sein, die offen ist für die „Großfamilie“ der Gesamtgemeinde.

¹⁶² Vgl. Redtenbacher: Leben, 70.

¹⁶³ Vgl. Emeis: Ausverkauf, 92f.

Prinzip der mystagogischen Vertiefung: Riten werden eingeübt und das Erfahrene gemeinsam gedeutet

Und trotz aller Offenheit bleiben die Worte Guardinis, die er 1923 ebenfalls unter dem Eindruck einer Zeit mystischer Unschärfe, diffuser religiöser Sehnsucht und mancherlei (Un—)Formen kultischen Verhaltens formuliert hat, sehr hellsichtig:

„Es gehört zu den letzten Entscheidungen, die uns gestellt sind, ob jenes hervordringende Leben sich zur Liturgie verklärt und damit hineingezogen wird in die große Eingestaltung (..) oder aber seine Formung in einer bloßen Kultur der Kraft und des Ausdrucks, in einem rein naturhaften, von nur natürlichen Frömmigkeitsgefühlen erfüllten Menschen— und Weltsein findet. Die große Entscheidung ob Christentum oder Heidentum wird sich auch hier, ja hier vor allem austragen müssen— (..) So ist das liturgische Problem, in rechtem Rahmen gesehen, eines der dringlichsten unserer geistlichen wie kulturellen Zukunft.“¹⁶⁴

Die heilende Dimension des Gottesdienstes

Im Hinblick auf das Forschungsprojekt sind besonders jene Faktoren herauszuheben, die auf die entlastende, befreiende und heilende Funktion der kraftvollen rituellen Dimension der Messfeier hinweisen. Doch weit über die heilende Kraft von Riten hinausgehend, ist dies wegweisendes Kriterium für Qualität von Gottesdiensten: Können sie die heilende Macht Jesu Christi wirksam werden lassen und Liturgie als Feier der Gemeinde als Heil – Land¹⁶⁵ erfahren lassen?

Berufen zum Heil – Sein: Ein „Zeichen der Zeit“

Was bedeutet „heil sein“ nun näherhin und aus welchem Grund ist die heilende, ganzheitliche Sichtweise auch von der Gesellschaft her gesehen wieder bedeutender?

¹⁶⁴ Guardini, Romano: Liturgie und liturgische Bildung, Würzburg ²1992 (Nachdruck von 1966), 13.

¹⁶⁵ Dies ist auch der Titel eines Projektes, das am Institut für Pastoraltheologie der Universität Wien in Zusammenarbeit mit Missio Deutschland stattgefunden hat. Die Auswertung dieser Studie ist als Dissertation erschienen und in bearbeiteter Form als Ausgabe der Reihe „Themenhefte Gemeinde Arbeit“ erschienen (vgl. Zulehner, Paul M./ Beranek, Markus: Gemeinde als Heil – Land. Das Leben entfalten (Themenhefte Gemeindarbeit 50), Aachen 2003. Im Folgenden wird auf diese beiden Texte Bezug genommen.).

Die Studie „Religion als Megatrend“¹⁶⁶ erhebt einige Bereiche, in denen das Stichwort „Heilung“ genannt wird, meist im Zusammenhang als Steigerung des Wohlbefindens verstanden: So werden in Werbespots Produkte durch das Versprechen, dass damit ein allgemein menschliches Problem gelindert, geheilt oder verbessert wird, quasi als (All—) Heilmittel positioniert — besonders Pharmaka sind hier zu nennen.¹⁶⁷

Alternative Heilmethoden mit fast magischen Wirkungen versprechen Heilung nicht nur im körperlichen, sondern auch im seelisch – psychischem Bereich. Das dahinter liegende Konzept weist auf die eigentliche Bedeutung des Begriffes hin: Das „Heil—Sein“ beziehungsweise „Ganz—Sein“ in der Einheit von Körper—Seele—Geist, das Leben in Harmonie mit sich, der Natur und dem Kosmos wird angepeilt. Im Gegensatz dazu erleben Menschen im Alltag sich zerrissen, einseitig, im ständig gestörten Verhältnis zu sich und ihrer Umwelt. Ganzheit kann daher meist nur auf magische Weise hergestellt werden. Erleichtert wird dies auch durch eine Unterbrechung des Alltages und des Hineintauchens in andere Welten, seien es Thermen und Kurorte, die Selbstfindung und daher Selbstheilung versprechen, oder Reisen zu neuen oder alten Heilungsorten, wie Wallfahrtsorten.

Spiritualität als Kraftquelle wurde in modernen **psychotherapeutischen** Schulen aufgegriffen und zur Steigerung des Wohlbefindens und des Lebensglückes von Menschen funktionalisiert.¹⁶⁸ „Glaube“ an die Kraft von Ritualen und an Wunder ist entscheidend. In Folge wirkte diese Verbindung von Therapie und Religion stark auf den religionsproduktiven Bereich der Gesellschaft zurück und setzte eine Bewegung in Gang, die viele neue Sekten und Gemeinschaften hervorbrachte, die Heilung und neues Ganz –Sein mittels psychotherapeutischer Methoden versprachen.¹⁶⁹

Die neue Aufmerksamkeit auf „Heil sein“ ist also Folge auch eines **Wandels im Menschenbild**, das die Trennung von materiellen und geistigen Elementen zu überwinden sucht, genauso wie das technisch – mechanistische Bild vom Menschen als Maschine, deren Funktionen gestört sein können wenn der Menschen

¹⁶⁶ Vgl. Megatrend Religion? Neue Religiosität in Europa. Ein Werkstattbericht. Ein Projekt der Arbeitsgruppe Pastoralsoziologie am Institut für Pastoraltheologie der Universität Wien gemeinsam mit dem Ludwig Boltzmann—Institut für Werbeforschung. Projektleitung Christian Friesl und Regina Polak, Wien 2000; (in überarbeiteter Form publiziert), 145—146.

¹⁶⁷ Vgl. Megatrend Religion?, 418.

¹⁶⁸ Einen Überblick zu diesen Schulen bietet Markus Beranek in seiner Dissertation: Vgl. Beranek, Markus: Gemeinde als Heil-Land. Erfahrungen heilsamer Gemeindepraxis im Rahmen der Studie "Gemeinde als Heil-Land" und theologisch-spirituelle Perspektiven, Dissertation, Wien 2002, vor allem auf den Seiten 17f.. Daher kann hier auf eine ausführlichere Darlegung verzichtet werden.

¹⁶⁹ Vgl. Megatrend Religion?, 703.

„krank“ ist. Gleichzeitig kommt es zu einer zunehmenden *Gleichsetzung von Heil und Heilung*, wodurch die Erfüllung der Verheißung in greifbare Nähe rückt und durch irgendeine Form menschlicher Anstrengung oder Vermittlung erreicht werden kann. Unter dem Motto „wellness“ wird das angestrebt, wo zumindest vordergründig ein mehr an heil sein erreicht werden kann.

Religionspsychologisch wurde daher auch der Zusammenhang zwischen persönlicher Religiosität, Gesundheit und Wohlbefinden (als persönlicher Einschätzung des eigenen Zustandes) untersucht. Drei Ursachen für den statistisch nachweisbaren Zusammenhang werden vermutet: Religiös motiviertes gesundes Leben, sozio-emotionale Unterstützung in Glaubensgemeinschaften und Ressourcen, welche die Spiritualität für die Bewältigung schwieriger Lebenssituationen bereitstellt.¹⁷⁰ Einerseits Qualität und Intensität der Interaktionen mit der Glaubensgemeinschaft, als auch gelebte persönliche Spiritualität tragen zum Wohlbefinden bei.

Theologisch wurde dies besonders von **Eugen Biser** reflektiert, der ausdrücklich das Christentum als „therapeutische Religion“ bezeichnete.¹⁷¹ Ausgehend von chronisch kranken Menschen, die für die Konsumgesellschaft sowohl als Produzenten als auch als Konsumenten „tot“ sind, stößt er zum Kern christlicher Botschaft vor, die für Biser lautet: „*Leiden hat Sinn*“.¹⁷² So kann die christliche Verkündigung selbst in absolut sinnlos erscheinenden Situationen Sinn vermitteln, da Leid selbst im Tod durch die Auferstehung Christi sinnvoll wird. Mehr noch kann die Angst vor dem Tod durch die Liebeszusage des Vaters behandelt werden und entängstigen. Menschen ohne Hoffnung auf Heilung kann so neue Lebensqualität zuwachsen. Konsequenter weitergedacht wird hier auch schon der Bogen zur heilenden Kraft der Messfeier geschlagen, die ja Menschen in das Geschehen von Tod und Auferstehung Jesu Christi hineinziehen will. Gerade auch in charismatischen Bereichen wird im Rahmen der Gottesdienste „Heilung durch fürbittendes Gebet“ eines entsprechend von Christus Begabten angeboten. Im Kontext der charismatischen Bewegung¹⁷³, aber auch innerhalb der katholischen Kirchen Afrikas hat das Gebet und die Praxis der Heilung einen selbstverständlichen Platz im Gottesdienst¹⁷⁴ und im Leben der Gemeinden.

¹⁷⁰ Vgl. Grom, Bernhard: Gesundheit und „Glaubensfaktor“ Religiosität als Komplementärmedizin?, in: StdZ 216 (1998), 413—424.

¹⁷¹ Vgl. Biser, Eugen: Die Heilkraft des Glaubens. Entwurf einer therapeutischen Theologie, in: Conc(D) 34 (1998), 534—544.

¹⁷² A.a.O., 541.

¹⁷³ Vgl. Bate, Stuart C.: Heilungskirchen in der christlichen Landschaft Südafrikas, in: ON 36 (1997), 23—43; Johns, Cheryl B.: Heilung und Befreiung aus pfingstkirchlicher Sicht, in: Conc (D) 32 (1996), 238—242.

¹⁷⁴ Z.B. aus der katholischen Kirche Südafrikas die Gottesdienstmodelle in: Healing Service. Penitential Service/ Service of Healing Water/ Remembering our forefathers/ Remember-

Diesen Paradigmenwechsel in der Theologie entsprechen auch **neue pastoral-theologische Ansätze** wie Theodor Baumgartners Pastoralpsychologie als Praxis heilender Seelsorge¹⁷⁵, Ansätze der Befreiungstheologie¹⁷⁶ oder der Sozialpastoral (Sorge um den ganzen Menschen und sein Heilwerden als Auftrag und Berufung der christlichen Gemeinde¹⁷⁷).

Aspekte von Heilung (Salutogenese)

Während sich in der klassischen Medizin Gesundheit als statischer Begriff des „nicht krank“ Seins auf die biologische Komponente konzentriert, richtet sich der Blick zunehmend auf ein ganzheitliches Bild: Die Psychosomatik weist darauf hin, dass Menschen ein Ganzes aus Geist und Körper sind und körperliche Krankheiten auch Ausdrücke seelischer Verwundungen sind. Transpersonal ist also Gesundheit dann gewährleistet, wenn die Gesamtheit aller Beziehungen eines Menschen zu seiner Umwelt glückt. Ein neuer Ansatz ist die salutogenetische Betrachtungsweise, die alle Faktoren untersucht, welche „Gesundheit“ — mehr noch: von Heil — ganzheitlich fördern.¹⁷⁸ Zur seelischen Gesundheit gehört in deren Sinn seelisch körperliches Wohlbefinden (Sinnerfülltheit, Fähigkeit der Selbstvergessenheit im Tun, Beschwerdefreiheit), Selbst – Aktualisierung (Expansivität und Autonomie) und selbst und fremdbezogene Wertschätzung (Selbstwertgefühl und Liebesfähigkeit) sowie die Fähigkeit zur Bewältigung externer und interner Anforderungen (im Einklang mit sich selber, mit seinen Wünschen, Zielen und Idealen zu leben – in einer Balance von Beharrlichkeit und Flexibilität).¹⁷⁹

Ein Versuch Gesundheit ganzheitlich zu definieren ist folgender: „*Gesundheit bezeichnet den Zustand des objektiven und subjektiven Befindens einer Person,*

ing the Saints/ Service of the Oil of Gladness/ Touches by the Body of Christ. English, Sesotho Xhosa o.J.

¹⁷⁵ Dazu vgl. Baumgartner, Isidor: Pastoralpsychologie. Einführung in die Praxis heilender Seelsorge, Düsseldorf²1997.

¹⁷⁶ Vgl. dazu etwa Collet, Giancarlo: Befreiungstheologie. II. Systematisch—theologisch, in: LThK³ Bd. 4, 132—134, 133f.; Boff, Leonardo: Rettung in Jesus Christus und Befreiungsprozess, in: Conc (D) 10 (1974), 419—426.; Weber, Franz: Gewagte Inkulturation. Basisgemeinden in Brasilien. Eine pastoralgeschichtliche Zwischenbilanz, Mainz 1996.

¹⁷⁷ Vgl. Mette, Norbert: Grundprinzip Gemeindecaritas, in: Car 98 (1997) 149—161; Steinkamp, Hermann: "Zweitstruktur" — Diakonie oder diakonische Kirche? Wie Christen Nächstenliebe organisieren, in: Den Himmel offen halten, 71—80; Zerfaß, Rolf: Lebensnerv Caritas. Helfer brauchen Rückhalt, Freiburg i. Br. 1992; Fuchs, Othmar: Heilen und Befreien. Der Dienst am Nächsten als Ernstfall von Kirche und Pastoral, Düsseldorf 1990.

¹⁷⁸ Vgl. Jacobs, Christoph: Salutogenese: Eine pastoralpsychologische Studie zu seelischer Gesundheit, Ressourcen und Umgang mit Belastung bei Seelsorgern (Studien zur Theologie and Praxis der Caritas und Sozialen Pastoral 19), Würzburg 2000, 28f.

¹⁷⁹ A.a.O., 189, 194.

die gegeben ist, wenn diese Person sich in den psychischen, physischen und sozialen Bereichen ihrer Entwicklung sich im Einklang mit den eigenen Möglichkeiten und Zielvorstellungen und den jeweils gegebenen äußeren Lebensbedingungen befindet.“¹⁸⁰ Heil (engl. hale), gesund (engl. health) und „ganz“ sein stehen nicht nur etymologisch in engem Zusammenhang.¹⁸¹

Die Sozialepidemiologie kommt zum Schluss, dass soziale Verhältnisse ebenfalls krank machen können. Personen mit weniger sozialer Unterstützung leiden an mehr Krankheitssymptomen. Den Umkehrschluss zieht dann auch die Salutogenese: Die Gestaltung der sozialen Beziehungen ist entscheidend für das Erleben von Glück aller Menschen. Gute Kontakte und das Gefühl sozialer Geborgenheit sind wesentlich „soziales Immunsystem“.¹⁸² Freundschaften und gelingende verlässliche Partnerschaften sind wichtige salutogenetische Faktoren, Potenziale im Leben, die in Kraft genommen werden müssen, damit sie als Ressource zur Spannungsbewältigung verwendet werden können.¹⁸³ Es gilt daher (besonders in katholischen Gemeinschaften) Leid dadurch zu mindern, dass der Zugang zu Ressourcen der Gemeinschaft verbessert wird¹⁸⁴, im Rahmen von Gemeinde tragfähige Sozialnetze aufgebaut werden, die auch Menschen mit schwierigem Charakter die Gemeinschaft nicht verweigern.

Logotherapeutisch und theologisch ist dazu noch der schon von Eugen Biser besprochene Aspekt der Sinngebung von Relevanz: Heilung bedeutet auch, dass im Leben eines vorher zutiefst kranken Menschen ein neuer Lebensentwurf, eine neue Sinnsetzung des Lebens, zu Tage tritt.¹⁸⁵ Auch in der Salutogenese ist Einfluss auf das eigene Leben und Kohärenzgefühl wesentlich: Kognitiv entsteht dieses Gefühl dann, wenn das Leben sinnvoll erfahren wird, eine Perspektive da ist und das Leben vorhersehbar erscheint (*Verstehbarkeit*). Die instrumentelle Dimension dieses Gefühles ist das Vertrauen in sich selbst, die Anforderungen des Lebens zu meistern (*Gestaltbarkeit*, „*manageability*“). Die motivatorische Seite, dass es sich auch lohnt die Widerstandskräfte zu mobilisieren (*Bedeutsamkeit*, „*meaningfulness*“). Dieses Kohärenzgefühl hat auch strukturelle Bedingungen: Konsistenz der Lebenserfahrungen für die Verstehbarkeit, eine Balance von Über und Unterforderung für die Gestaltbarkeit und die Teilhabe am Entscheidungsgeschehen (eine Partizipation), für die Bedeutsamkeit, sowie eine

¹⁸⁰ Hurrelmann, Klaus: Sozialisation und Gesundheit. Somatische und soziale Risikofaktoren im Lebenslauf, Weinheim ²1991, 17.

¹⁸¹ Vgl. Jacobs: Salutogenese, 36.

¹⁸² A.a.O., 9f.

¹⁸³ A.a.O., 108 — 112.

¹⁸⁴ Zu diesem Kapitel vgl. Zulehner: Heil — Land, 4; Thilo: therapeutische Funktion, 19 — 21.

¹⁸⁵ Vgl. Thilo: therapeutische Funktion, 22.

Wertschätzung des eigenen Handelns durch sich selbst und durch andere (muss aber kommuniziert werden!).¹⁸⁶

Biblich gesehen ist der Mensch krank durch die Folgen der Erbschuld: Der Mensch setzt sich ohne Rücksicht auf seinen Schöpfungsdienst absolut (Gen 3,5), er leidet unter seinem „So – sein“ (Gen 3,7) wodurch das anders sein des anderen nicht mehr integrierbar ist und er schiebt die Schuld ab („ich nicht, die anderen“). Neutestamentlich ist der Mensch dann zutiefst krank, wenn er kein Leben (zwh) in Verbindung mit Gott, kein Leben in Ganzheit, im shalom mehr hat.¹⁸⁷

Andererseits ist Gott ein „Freund des Lebens“, der den Menschen beruft, das heißt ermächtigt zum Leben und zur kreativen Teilhabe an seinem Handeln. So ermöglicht gerade die christliche Religion ein hohes Maß an Kohärenzgefühl: Der Mensch hat Gestaltungsfreiheit und durch die Einladung zu Partizipation kann auch „Bedeutsamkeit“ wachsen. Der Verstand des Menschen einerseits und die „Weisheit“ Gottes andererseits ermöglichen es dem Menschen kognitiv die Welt und den anderen zu verstehen. Die Bibel spricht von Gott als „Gott des Heiles“ in der erfahrenen Wirklichkeit des Lebens. Das gelingende und stimmige Leben ist das Symbol des Heiles von Gott.

Gott nimmt aber auch teil am Fragment der Welt durch die Inkarnation Jesu. Heilung geschieht also existentiell durch Jesus, der sich nicht absolut setzt, sein so – sein akzeptiert, alle Schuld auf sich nimmt, und der neue Gemeinschaft mit Gott sogar dort eröffnet, wo es keine Beziehung mehr gibt: Im Tod. Das endgültige Gelingen des Lebens kann nicht am Tod vorüber errungen werden, sondern nur durch den Tod hindurch – denn durch Tod und Auferstehung Jesu wird Gott den Menschen als gebrochener Gott geoffenbart, wobei darin gerade nicht Scheitern sondern heiles Leben liegt. In der Schwäche kommt Gottes Kraft zur Vollendung, wie Paulus festhält. Im Verschenken der eigenen Lebensmöglichkeiten, im bejahenden dienenden Verhalten liegt das endgültige Glück.¹⁸⁸ Sein Lebensentwurf, der heilt, wird in der Deutung seines Sterbens beim Letzten Abendmahl sichtbar und wird aktuell, wo Menschen mit ihrem „Ja“ dazu bei der Mitfeier der Eucharistie ihn für sich selber übernehmen.

Gemeinde als Heil – Land: Menschen erfahren im Gemeinde-gottesdienst Heil(ung)

Die Ergebnisse der Forschung „Gemeinde als Heil – Land“ haben aufgezeigt, dass der Mitfeier des Gottesdienstes immer noch ein hoher Stellenwert zu-

¹⁸⁶ A.a.O., 114 – 135.

¹⁸⁷ A.a.O., 23 – 25.

¹⁸⁸ A.a.O., 12 – 16.

kommt. Vor allem die Möglichkeiten inne zu halten, Ruhe zu finden, Impulse für das eigene Leben durch die Predigt zu erlangen und die Möglichkeiten soziale Netze sich aufzubauen wurden angesprochen, sowie dass Menschen gestärkt und verändert weggehen.¹⁸⁹ Im Gottesdienst wird der Mensch in das Kraftfeld Gottes hineingestellt und kann spürbar mit Gott selber in Berührung kommen. Damit findet auch Selbstwerdung statt.¹⁹⁰ Liturgie und Messfeier im speziellen können so als salutogenetische Ressourcen angesehen werden.

Tiefer noch gesehen feiern wir in der Messfeier den Weg Jesu, wie er mit dem Leid umging und seinen therapeutischen Weg, der die Wunden als Teil der Beziehung zu Gott aufdeckt. Wo das persönliche Leiden in die größere Leidensgeschichte als Heilsgeschichte hineingestellt wird, passiert Wandlung des Menschen auf Heilung hin.¹⁹¹ Thilo hat in seinem Werk sogar den therapeutischen Weg der Messfeier aufgegliedert, der zeitweise aber eher gezwungen wirkt.¹⁹² Trotzdem erhellt er therapeutisch wirksame Stellen im Ablauf der Messfeier, etwa das Kyrie, wo der Mensch sein „so Sein“ bejaht und sich auf das Komende ausstreckt; im Wortgottesdienst, der den therapeutischen Dreischritt von Erinnern – Wiederholen und Durcharbeiten vollzieht und die biblischen Erfahrungen auf den Einzelnen bezieht; in der Eucharistiefeier, wo die Brücke geschlagen wird zur Realität des Auferstandenen Christus, in den die Mitfeiernden hineintranszendieren und die Gespaltenheit des Kosmos überwunden wird in der Vorwegnahme dessen, was der Epheserbrief hymnisch besingt: „Alles in Christus zu vereinen“ (Eph 1,10). Dieses „Geheimnis des Glaubens“ der großen Einheit mit allen und allem über allen Tod hinaus wird als Weg der Heilung erfahren und besritten.

¹⁸⁹ Vgl. Zulehner: Heil — Land, 9f.

¹⁹⁰ Vgl. Thilo: therapeutische Funktion, 60.

¹⁹¹ Vgl. Geier: arte celebrandi, 202.

¹⁹² Vgl. Thilo: therapeutische Funktion, 61 — 92.

FESTE ZU FEIERN GEHÖRT ZUM MENSCH SEIN: FEIERN WIR IN DER LITURGIE?

Feste und Feiern als Alltagsbewältigung

Zur Unterscheidung von Fest und Feiern

In diesem Abschnitt wird der Aspekt des Feierns beleuchtet werden. Es wird zwar seit der Liturgiereform davon gesprochen, dass die Sonntagsmesse „gefeiert“ wird, doch was bedeutet es für den Menschen anthropologisch und sozial gesehen, dass er feiert? Aus welcher Motivation heraus macht der Mensch einen Unterschied zwischen Alltag und Fest?

Zunächst einmal scheint die Unterscheidung zwischen „Fest“ und „Feier“ einer näheren Betrachtung wert zu sein. Nach Gebhardt¹⁹³ unterscheiden sich diese beiden Formen außeralltäglichen Handelns sowohl von ihren Gestaltungselementen, als auch von ihrer Zielrichtung her:

Feste wie Feiern helfen Menschen und der Gesellschaft den Alltag zu strukturieren und zu bewältigen. Feste heben jedoch den Alltag auf¹⁹⁴, wodurch auch ansonsten Verbotenes und Tabuisiertes möglich wird und exzessiv ausgelebt wird.¹⁹⁵ Das Göttliche tritt darin dem Menschen direkt gegenüber. Von der äußeren Gestaltung her sind Feste locker, leicht und galant, eine umfassende ganzheitliche Veranstaltung mit Essen, Trinken und Tänzern. Feste sind nicht unbedingt auf direkte Anlässe zu beziehen, sondern geschehen aus purer Lebensfreude, sie sind auch weniger „organisierbar“, sondern leben von der „Hingabe“ der Feiernden, haben also stark affektiven Charakter.¹⁹⁶ Beispiele solcher Feste sind z.B. die römischen Saturnalien, oder in der heutigen Zeit das Münchner Oktoberfest und im familiären Rahmen Geburtstagsparties.

Feiern hingegen zielen nicht auf eine Aufhebung des Alltages, sondern schreiben diesem Sinn zu: Sie haben stark normativen Charakter, da sie gemeinsame Traditionen, Geschichte oder Überzeugungen bedenken und so das Gemeinschaftsgefühl stärken.¹⁹⁷ Feiern sind also ausdrücklich organisierte Veranstal-

¹⁹³ Vgl. Gebhardt, Winfried: Fest, Feier und Alltag. Über die gesellschaftliche Wirklichkeit des Menschen und ihre Deutung, Frankfurt am Main u.a., 1987.

¹⁹⁴ A.a.O., 17.

¹⁹⁵ A.a.O., 37.

¹⁹⁶ A.a.O., 46ff.

¹⁹⁷ A.a.O., 37f.

tungen, wo in einem feierlichen Akt gesprochen und gesungen wird und alles verwendet wird, was „bedeutungsschwer“ werden lässt. Ziel ist also die Bewahrung eines konkreten Ereignisses, dessen Bedeutung für die Gegenwart im Akt des Feierns aktualisiert wird. Feiern dienen daher der Wertetradierung und sind kognitiv orientiert. Beispiele von Feiern sind z.B. Kriegsgedächtnisfeiern, Sponsionsfeiern, Ehrungen u.s.w. Zu den Elementen von Feiern zählen gesprochenes Wort, Symbole und symbolische Akte, eine feierliche musikalische Umrahmung, besondere Kleidung und stilisierte Bewegungsabläufe.¹⁹⁸

Eine strikte Trennung ist naturgemäß nicht vorzunehmen, da historische Feiern und Feste immer Mischformen aus festlichen und feierlichen Elementen sind.¹⁹⁹

Aus dieser Differenzierung ergibt sich eine weitere Fragestellung: Christliche Gottesdienste sind äußerlich sehr viel eher Feiern als Feste (die Aufzählung der Elemente von Feiern deckt sich generell mit den Elementen von liturgischen Feiern), aber letztere bieten eher den affektiven Zugang und „Transzendenz Potential“. Theologisch problematisch ist, wie Werner Hahne erläutert²⁰⁰, die Abwertung des Begriffes der Feier, wie es in evangelischer Liturgiewissenschaft passiert war (Martin, Volp, Moltmann), aus dem unreflektierten Verständnis der bürgerlich deformierten Feierformen, die sich durch starre Ritenstilisierung und Pathos ohne Lebensbezug auszeichneten. Wie Hahne richtig feststellt ist „Feier“ der weitere liturgische Oberbegriff als „der Festcharakter“, da jede Liturgie Feier des Pascha Mysteriums ist, aber der festliche Charakter nur eine von vielen Bestimmungen sein kann. Dennoch besteht gerade bei der Ermöglichung festlicher Elemente des Feierns der Erlösung noch Nachholbedarf.

Eine Grundform menschlichen Verhaltens: Menschen feiern

Der Abschnitt will aufzeigen, dass *„Feste und Feiern eine unersetzliche Stelle im seelischen Haushalt des einzelnen, wie der gesellschaftlichen Institutionen einnehmen und dass sie unerlässliche soziale Einrichtungen zur individuellen, wie gesellschaftlichen Bewältigung der Wirklichkeit sind“*²⁰¹. Aber ihnen kommt auch eine große kulturelle Bedeutung zu, da sie als außeralltägliche soziale Formen Institutionen lebendig erhalten, indem sie Zweck und Aufgabe derselben neu begründen und gemeinsame „Selbstverständlichkeiten“ neu bestätigen, indem sie Gemeinschaft und Verlass stiften.²⁰²

Doch was ist Alltag im Gegensatz zum außeralltäglichen Fest? Nach Max Weber ist „Alltag“ das gewohnte, traditionelle Handeln, das geprägt ist von unbe-

¹⁹⁸ A.a.O., 65.

¹⁹⁹ A.a.O., 80.

²⁰⁰ Vgl. Hahne: *arte celebrandi*, 188f.

²⁰¹ Gebhardt: *Fest*, 11.

²⁰² A.a.O., 12.

wussten und unhinterfragten Gewohnheiten. In diesem Leben ist alles Wirken des Menschen zweckorientiert, also auf Dauer und Stetigkeit angewiesen, und Alltag bedeutet meist „Last“ für Menschen. Außeralltägliches Handeln hingegen lebt aus einigen Momenten der Liebe, der Hingabe, des intensiven Lebens. In Feiern können Menschen kollektiv aus der Monotonie und der ständigen Zweckgebundenheit aussteigen und nur im Augenblick „einfach leben“ und darin im ekstatischen Feiern aufgehen (ein Beispiel dafür ist die Raver – Jugendkultur). Wenn Menschen dann in den Alltag zurückkehren haben sie neue Daseinsbestätigung gefunden, „sich ausgelebt“ und im besten Fall auch Sinn erfahren, wozu sie eigentlich im Alltag „funktionieren“.

Aktuell wird die Gefahr signalisiert, dass durch die triviale Konsum und Freizeit Gesellschaft das Feiern für den Menschen an Bedeutungsdichte verliert und sinnentleert nur „happenings“ stattfinden: *„Der formalen Langeweile einer durchorganisierten Gesellschaft [...] versuchen immer mehr Menschen zu entfliehen, und sie flüchten in den kurzlebigen Rausch von Spektakeln, Abenteuer und Animation oder erliegen dem Reiz neuer Utopien, die die Wiederkehr neuer Gemeinschaft und Humanität predigen“*.²⁰³ Verlernt der Mensch zu feiern?

Die Fähigkeit zu feiern entspringt aber tieferen Quellen als deren konkreter Ausgestaltung durch gesellschaftliche Umstände. Sie entstammt der Fähigkeit des Menschen zu „transzendieren“, Abstand von sich und dem gelebten Leben zu nehmen und über persönliche, soziale und kosmische Grenzen sich hinweg zu bewegen. Wo Menschen feiern, geschieht immer ein (un)bewusster Glaubensakt:²⁰⁴ Menschen glauben, dass das Leben über reine Zweckmäßigkeit hinaus mehr zu bieten haben muss und dem Alltag daher Sinn zuwachsen kann. Im Fest bejaht der Mensch zustimmend sich, seine Welt und sein Sein an sich. In der Inszenierung von Festen wird für den Feiernden eine andere Wirklichkeit sichtbar, die er sonst nicht sieht.²⁰⁵ Wenn Menschen diese Bejahung grundsätzlich nicht nachvollziehen können werden sie depressiv und können nicht mehr feiern. Umgekehrt lässt sich so schlussfolgern, dass mit Menschen zu feiern einen großen therapeutischen Wert hat und einen Zugewinn an Lebensfreude und Sinngebung bieten kann! Diese meist implizite religiöse, heilende Komponente von Feiern wird in der christlichen Liturgie expliziert.²⁰⁶

Feste und Feiern bewirken auch Gemeinschaftsbildung:

Feste kann man nicht alleine feiern— sie benötigen transpersonale Beziehungen.²⁰⁷ Sie heben durch ihren ekstatischen Charakter Antagonismen, Feindschaften und soziale Hierarchien auf: Beim Fest ist jeder einfach Mensch, unabhängig

²⁰³ A.a.O., 15.

²⁰⁴ A.a.O., 63.

²⁰⁵ Vgl. Kranemann, Benedict: Feiertags kommt das Vergessene, in: LJ 46 (1996), 17.

²⁰⁶ Vgl. Koch: Werk Gottes, 39.

²⁰⁷ A.a.O., 39.

von seinem alltäglichen Platz. Das zentrale Element ist das Erleben der Einheit und die Überwindung der Aufsplitterung einerseits und die Vollwertigkeit des eigenen Seins und die Bestätigung der Einmaligkeit andererseits.²⁰⁸

Feiern bestärken die Gemeinschaft durch Vergegenwärtigung der gemeinschaftsbildenden Ursprungserfahrung in ihrer Bedeutung für das momentane Sein des Einzelnen, wie der Gruppe in ihrer momentanen Struktur. Durch Feiern vergewissern sich also soziale Gebilde ihrer selbst und bestärken die Teilnehmenden in der aktuellen Praxis: Das so geformte Alltagshandeln macht Sinn und ist wichtig im Sinne des Lebens des Einzelnen, wie des Gesamten.

Das Feiern ist also ein wesentlicher Daseinsvollzug des Menschen, wie der Gemeinschaft als Ganzer. Aus dieser Sehnsucht des Menschen nach dem „mehr“ des Lebens entspringt auch letztlich Religion als Feier des Göttlichen, das letztlich den Ausstieg, die Transzendierung des Alltäglichen nicht im Selbstbetrug und im Schein scheitern lässt, sondern zum Ziel führt. Nicht umsonst beschreibt die Bibel das verheißene Leben des Menschen bei Gott als nie endendes Festmahl. Dass Menschen feiern und Menschen unheilbar religiös sind speist sich so aus derselben Quelle.

Wenn das Feiern zum Alltag wird..

Besondere Erfahrungen von Menschen und Gemeinschaften werden gefeiert. Zu beobachten ist dabei, dass Feiern, die ursprünglich frei und „charismatisch spontan“ begangen werden, die Tendenz zur Traditionalisierung und Routinisierung aufweisen, um das Außeralltägliche zu bewahren und alltäglich zu machen. Feste verlieren immer mehr den festlichen Charakter und werden Ritual. So sind Gruppen und Institutionen ständig in Gefahr zu erstarren, wenn die sinnstiftende Funktion immer mehr verloren geht und der ursprüngliche Charakter verblasst. Deutliches Indiz dafür ist dann der Niedergang der Feiern, die selber dann bloß mehr Gewohnheiten sind und durch Relevanzverlust langweilig erscheinen. Eine Feier ohne Fest verliert Attraktivität und Spontaneität und erstarrt. Eine Chance zur Wiederbelebung und Verflüssigung erstarrter Strukturen ist dann der „Einbruch charismatischer Elemente“, das Fest, das die Feier neu mit Leben füllt²⁰⁹: Denn Feste haben „revolutionäre“ Kraft!

Insofern Feste den Alltag durchbrechen, sind sie immer auch Kritik an diesem und den herrschenden Verhältnissen und ein sich Ausstrecken auf eine glücklichere und gerechtere Welt. Christlich gesprochen ist das Ziel jeden festlichen Aktes, dass „der Alltag zum Sonntag wird und zwar so, dass Sonntag „Alltag“,

²⁰⁸ Gebhardt, Fest, 61f.

²⁰⁹ Gebhardt, Fest, 18.75f.

die gewöhnliche Situation Reich Gottes wird²¹⁰. Das Fest ist so dann nicht weltferne Flucht aus dem Alltag oder Erstarrung durch Veralltäglichsung, sondern Befreiung des Alltages.

Feiern wir, wenn wir Eucharistie feiern?

Eucharistiefeier als Feier des Pascha Mysteriums

Eine wahrscheinlich kaum bestrittene Leistung der liturgischen Bewegung war die Bewusstseinsbildung bei den Christen, dass Sakramente nicht bloße gnadenvermittelnde Rechtsakte sind, sondern gefeiert werden müssen.²¹¹ Dies nicht als Forderung einer Gestaltung, sondern Gottesdienste sind ihrem Wesen nach Feiern. Denn Grund für die gottesdienstliche Versammlung ist ja das gemeinsame „sich erinnern“ des „mysterium fidei“, wie es in 1 Kor 11, 23 —26 dargelegt ist: Die Selbsthingabe Jesu Christi am Kreuz und die Deutung, die er selbst seinem Tod gab. Durch die Kirche ist es weiterhin möglich, feiernd am Paschamysterium teilzuhaben.

Dies bedeutet, dass Christus selber mit uns das Pascha Fest, Ostern, feiert in Bejahung von Gottes Taten und der vorfindbaren Welt.²¹² Der Ausgangspunkt vom Kreuzesgeheimnis sichert, dass es sich um keine Weltflucht handelt, sondern das Negative der Welterfahrung ausdrücklich mit hineingenommen wird und gewandelt wird. Es ist so eine Feier der Tiefe des Alltages, der durch die Auferstehung gewandelt wurde, eine „gefährliche Erinnerung“, ein Fest des Widerspruches gegen die Oberflächlichkeit und die „fun“ Gesellschaft, wo heilvolle Vergangenheit heute befreiend und lebensspendend erfahren werden kann. Es ist die Feier der Befreiung vom Tod, die solange die endgültige Erfüllung aussteht, ständig wiederholt werden muss, um Menschen in die heilvolle Dynamik zu integrieren.²¹³ Gottesdienst qualifiziert und deutet Lebenszeit aus dem woher und dem wohin, das Gelingen des Lebens steht auf dem Spiel.²¹⁴

Wenn Gottesdienst darstellendes Handeln der Kirche ist, wie sie aus dem Geheimnis von Ostern lebt, so kommt diese Aktion nur zum Ziel, wenn sich die Versammelten, die sich Jesu Hingabe in Brot und Wein schenken lassen, sich einbeziehen lassen in Jesu Hingabe an den Vater im Dienst an den Menschen.²¹⁵

²¹⁰ A.a.O., 43; er zitiert urspr. Martin 1973, 49.

²¹¹ Vgl. SC 59.

²¹² Vgl. SC 6: „Das von Christus geschenkte Leben feiern (celebrare)“

²¹³ Vgl. Hahne: arte celebrandi, 295 — 304.

²¹⁴ Vgl. Kranemann: Vergessene, 7,10.

²¹⁵ Vgl. SC 5.

Liturgie kennt keine „Zuschauer“, wie bei jeder Feier sind Partizipation und Identifikation Merkmale des lebendigen Vollzuges.²¹⁶

Die prophetische Dimension der Feier: Verwandlung von Welt

Die Feier der Eucharistie ist aber mehr als Erinnerung, die Selbstvergewisserung des Ursprunges der Kirche ist, und heute Menschen in die Auferstehung einbezieht. Gottesdienst ist zuerst Dienst Gottes am Menschen (die soteriologische, katabatische Dimension), welche vom Menschen Antwort erwartet. als Zustimmung zur Welt Gottes, die doxologisch erfolgt (anabatische Dimension).²¹⁷ Dazwischen steht aber noch die diabatische Dimension des Pascha Mysteriums: Das Überschreiten der Schwelle zum neuen Äon, vom Tod zum Leben, die Verwandlung des Menschen dadurch, dass er hineingenommen wird in den Pascha Transitus.²¹⁸

Die Speerspitze des Gottesdienstes ist also nicht Bewahrung oder ritueller Vollzug, sondern Wandlung des Einzelnen wie der Gesellschaft und der Welt auf Reich Gottes hin.

Als Konsequenz daraus ergibt sich eine kritische Anfrage an die „harmlosen“ Gestaltungen von Messen, besonders für Kinder und Jugendliche. Wird durch die Feiern die „Gottesgefahr“ als drängende Dynamik auf Veränderung und Heilung des „Alltages“ spürbar werden? Wie können Bedingungen geschaffen werden, dass jeder einzelne Mitfeiernde wirklich in das Geschehen miteinbezogen wird und Lebenswandlung erfährt?

Wenn Kirche durch ihre sakramentale Struktur Verleiblichung des Dialoges mit Gott ist und dies in den Feiern weiter expliziert wird, wird aber nur eine wesentliche Dimension kirchlichen Selbstvollzuges genannt. Neben Gottesdiensten braucht es auch Ort erfahrbarer Gemeinschaft (Koinonia), wo das neue Leben zumindest ansatzweise gelebt wird: Pfarrgemeinden, die ein Stück „geheilte“ Alltagswelt sind, die „Heil – Land“ sind, gesendet (missio) für den Dienst an den Menschen (Diakonia).

Eine neue Anforderung an Liturgie: Entwickeln einer Feierkultur

Christliche Liturgie ist daher wesentlich sakramentale Feier, als solche hat sie eine „Innenseite“, das Wesentliche des Handeln Gottes am Menschen das der

²¹⁶ Vgl. Kranemann: Vergessene, 12.

²¹⁷ Vgl. Hahne: arte celebrandi, 192—197.

²¹⁸ Am deutlichsten wird dieser Charakter wohl im Taufgeschehen.

„Machbarkeit“ entzogen ist, und eine „Außenseite“, eine dramatische Inszenierung und Gestaltung, welche die Aufgabe hat, das Gefeierte zum Klingen zu bringen und es „darzustellen“. Damit dieser Vermittlungsvorgang gelingt und das Fest lebendig gefeiert werden kann, ist daher eine den Zeitumständen und Lebensumständen der Menschen angepasste Art des Feierns gefragt. Wird diese ständige Aufgabe der „liturgia semper reformanda“ vernachlässigt, besteht die Gefahr, dass die Messe rituell starr gefeiert wird, somit den festlichen Charakter verliert und zur langweiligen Pflichterfüllung degradiert wird. Diese Notwendigkeit des „Verflüssigens“ besteht ja nicht nur in der Redegierung der liturgischen Bücher seitens des kirchlichen Lehramtes, sondern ist Aufgabe jedes Priesters, der seiner Gemeinde bei der Eucharistie vorsteht – im Rahmen, den die liturgische Ordnung freilich vorgibt und dessen Möglichkeiten nach wie vor kaum in das Bewusstsein der Gestalter gedrungen ist.

Einige Anforderungen an die Feierkultur christlicher Gottesdienste seien hier genannt:

Es muss erlebbar werden, dass gefeiert wird. Festliche, lebendige Elemente sind daher in den fixen, rituellen Ablauf einzubringen. Wenn Menschen feiern ist dies eine andere Lebenssparte als eine religiöse Fortbildung oder ein Arbeitsprojekt. Diese Eigengesetzlichkeiten des Feierns sollten daher mehr berücksichtigt und jede Pädagogisierung der Gottesdienste vermieden werden. Wenn die Gestalter versuchen durch die Messe primär intellektuell etwas zu vermitteln, dann wurde hier etwas missverstanden.

Die feierlichen Akte profaner Feiern zeichnen sich (im besten Fall) durch ein hohes Maß an Gefühl für Ästhetik, Symbolik, Sprachtypus, passende musikalische Untermahlung und generell für den speziellen „Rahmen“ durch Raumgestaltung und Lichtregie aus. Wenn christliche Liturgie Feiern sind, dann bedürfen auch für den Gottesdienst diese Elemente einer erhöhten Aufmerksamkeit in der Gestaltung und der Ausgewogenheit von den unterschiedlichen Ausdruckformen. Die Vielfalt der Ausdrucksformen in verantwortlicher Fortschreibung der Tradition können und dürfen stärker entfaltet werden. Eine theologische wie ästhetische Vergewisserung ist dafür notwendig.²¹⁹

Feiern, wie am Anfang des Kapitels festgestellt, deuten Alltag und schreiben ihm Sinn zu. Also ist auch die Feier der Sakramente ein Feiern aus dem Alltag der Menschen heraus, der neu gedeutet und gewandelt wird, um neu gestaltet wieder in ihm zu leben. Mit anderen Worten: Wenn die Sonntagsmesse tatsächlich von den Anwesenden gefeiert wird, dann ändert sich das Leben der Menschen und wandelt sich gemäß dem biblischen Satz „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ (Mt 7, 16 - 20). Wenn die Feier ohne innere Beteiligung vollzogen wird als Pflicht, Ritus ohne Identifikation mit dem Gefeierten, dann blei-

²¹⁹ Vgl. Kranemann: Vergessene, 21f.

ben die Früchte aus und es entsteht der Eindruck einer Sonderwelt, die für den Alltag keine Bedeutung hat. Eine Feierkultur muss möglichst alle Hindernisse dafür beseitigen, im Wissen, dass es aber letztlich eine Frage der unverfügbaren Nähe Gottes und der subjektiven Einstellung und Tagesverfassung ist. Wird die Messgestaltung in Richtung „Feier“, als „Happening“ entwickelt, kann ebenfalls keine Rückwirkung auf den Alltag erhofft werden, da „Feste“ ja von ihrer Dynamik her eher Alltagsflucht sind und das Erleben „der anderen Art“ in der Steigerung der Lebensintensität gesucht wird.

Wenn Liturgie Feiern sind, dann ergibt sich daraus auch der gemeinschaftsbildende Charakter, wie in diesem Kapitel entworfen wurde. Feiern bilden Gemeinschaften ad hoc, sie erneuern und verlebendigen bestehende, erlauben auch unterschiedliche Integration oder Desintegration der Teilnehmenden und unterschiedliche Grade der Partizipation am Geschehen. Je nachdem, wie stark und universell das „Verbindende“, das Gefeierte, ist, ergibt sich auch der Grad der Verbindlichkeit der Gemeinschaft. Das in der Messe gefeierte Pascha Mysterium verlangt die höchste Verbindlichkeit, wie sie durch die Tauftheologie auch ausgedrückt wird²²⁰: „Einmal Christ, immer Christ“. Eine Feierkultur muss daher alles tun, damit die Gemeinschaft erfahrbar und greifbar wird, auch über die Feier selbst hinausgehend.

²²⁰ Taufe und neues Mensch sein (Röm 6, 3 – 5); in Zusammenhang mit der Eucharistie (1 Kor 11, 17 — 34); Leib Christi Theologie (1 Kor 12,1ff); etc.

DER WUNSCH NACH GOTTESERFAHRUNG AUS ERSTER HAND

Die Erlebnistrationalität als Anknüpfungspunkt

Wenn christliche Liturgie Begegnung mit Christus ist – und viele der Befragten im Rahmen der hier vorgestellten Untersuchung angaben, Gott (auf eine nicht näher bestimmte Art und Weise) erfahren zu wollen und dies auch erfolgreich war – dann ist die Frage nach der Gottesbegegnung im Gottesdienst einer Reflexion wert.

Wie in den vorhergehenden Betrachtungen erhoben wurde, leben Menschen heute in einer pluralistischen Gesellschaft, die hohe Freiheitsansprüche an den Menschen stellt. Es genügt nicht mehr die bezeugten Gotteserfahrungen der Bibel oder der Tradition vor Augen gestellt zu bekommen, um Glauben weitergeben zu können. Menschen verhalten sich heute wie der Apostel Thomas, der als Quelle von Erkenntnis letztlich nur seine Sinne, sein Erleben akzeptiert: Sie wollen selber in die Sphäre des Göttlichen eintauchen und etwas außersinnliches, „übernatürliches“ erleben, das sinnlich versichert: Es gibt mehr, als man mit seinen Sinnen oder seinem Verstand wahrnimmt.²²¹ Dabei wird dem Transzendenten kein eindeutiges Gesicht gegeben, die Suche bleibt diffus. Interessant aber ist es — bei aller Krise, die daraus für die katholische Glaubensvermittlung entsteht, die auf Traditionsweitergabe beruht — dass Menschen eine tiefe Sehnsucht nach Göttlichem haben, eine Ahnung von der für sie im Verborgenen liegenden Welt hinter der sichtbaren Gestalt. So dürfen auch aus binnenkirchlicher Perspektive die säkularen Erlebniswünsche der Menschen, geäußert auch aus rein hedonistischen Motiven, als Anknüpfungspunkte an die Fraglichkeit des Menschen nicht übersehen werden.²²² Gotteserfahrung liegt „im Trend“, gleichzeitig steht sie aber innerkirchlich nicht in Diskussion und viele klagen über die „erlebnisarmen“ liturgischen Feiern.²²³

In der Hektik des sich entscheiden Müssens sehnen sich Menschen so nach Atemräumen, wo sie daheim sein können bei sich selbst. Dort, im heiligen Bereich, tauchen verdrängte Seiten des Mensch Seins herauf, die unbeantwortbaren und unabschließbaren Fragen der Menschen, die ihn dennoch umtreiben, die

²²¹ Der Boom der Esoterik und „mystischen“ Serien wie „Akte X“ oder „Das Unbekannte“ zielt eben auf diese Sehnsucht des Menschen ab.

²²² Vgl. Becks, *Erlebnisgesellschaft*, 132.

²²³ Vgl. Zeindler, Matthias: *Gotteserfahrung in der christlichen Gemeinde. Eine systematisch—theologische Untersuchung*, Stuttgart [u.a.] 2001, 11.

Fragen nach Sinn, Leid, nach der Liebe und dem Tod. In der Tiefe des Herzens, in den Bereichen, wo er sich existentiell berührt weiß, spürt jeder Mensch, bewusst oder unbewusst, ein Gottes – Ahnen, mag es noch so diffus oder verdrängt sein. Diese Fraglichkeitsstruktur des Mensch Seins, wenn sie nicht durch den lauten Alltag und die vielen Wahlmöglichkeiten verdrängt wird, kann Anknüpfungspunkt sein, denn dort sind Menschen auf ihren Glauben und ihr Gottesbild hin ansprechbar. Gerade das *Menschliche* wird Ort der Gottesahnung, denn in der Menschwerdung Gottes entscheidet sich die Menschwerdung des Menschen.²²⁴

Konsequenz für den im Glauben Erfahrenen aus dieser existentiellen Fraglichkeit und Offenheit des Mensch Seins ist es, dem Fragenden den tiefen umfassenden Bezug der christlichen Liturgie und die Tiefe des Mysteriums zu erschließen, das den Menschen bleibend bestimmt und ihn „unbedingt etwas angeht“. Diese maieutische Aufgabe der vertiefenden mystagogischen Begleitung führt in die sakramentale Begegnung mit dem christlichen Mysterium des lebendigen Gottes hinein, wodurch die diffuse Gottessehnsucht in der Feier der Liturgie ihre christliche Prägung erhält. Denn die sakramentalen Feiern „...*schlagen eine Brücke zu jenem Alltag, der stets über das Zuhandene, über ein Welthaft – Alltägliches und rein rational Erklärbares hinausgeht – zu einem Alltag, in dem sich immer wieder [...] die Unbegreiflichkeit und das Geheimnis menschlichen Daseins ankündigt und auf ein größeres oder tieferes Mysterium verweist.*“²²⁵

Doch was erfahren Menschen, wenn sie ihr Erleben als Gotteserfahrung bezeugen?

Phänomenologie und Psychologie der Gotteserfahrung

Was ist ein „Erlebnis“?

Das Erleben der Menschen ist psychologisch gesehen ein ständiger Prozess der jeweils subjektiven Verarbeitung der Informationen, welche die Sinnesorgane uns liefern und deren Bewertung und Reflexion sich zu „Erfahrung“ verdichtet. Dieses Erleben ist zunächst rein subjektiv und kann durch Selbstbeobachtung erfasst werden, durch Rückschluss auf das Verhalten anderer oder durch Rückgriff auf früher gemachte Erfahrungen, wobei die damit gekoppelten Schemata aktiviert werden. Schon Aristoteles hat zwei Begriffe gegenübergestellt, die

²²⁴ Vgl. Schlemmer: Ausverkauf, 16.

²²⁵ **Schilson, Arno:** „Feier“ und „Heiliges Spiel“. Wandlungen im heutigen Gottesdienst- und Sakramentenverständnis, in: Richter, Klemens / Schilson, Arno: Den Glauben feiern. Wege liturgischer Erneuerung, Mainz 1989, 87.

unterschiedliche Erkenntnisarten unterschieden: *empeiria* als Vertrautsein mit Handlungsschemata, als exemplarisches Wissen und *texnh* als Erkenntnis des Allgemeinen. Während der Empirismus die Empirie als deutungsfreie Rezeption auf Gegebenes betrachtet, relativierte Immanuel Kant die empirische Erfahrung als die, durch den Geist des Menschen synthetisierte Erkenntnis. Wer etwas erfahren hat, nimmt für sich in Anspruch, mit Wirklichem selbst in Kontakt gekommen zu sein, wobei zu differenzieren ist zwischen der Wirklichkeit an sich, die sich zeigt und dem erfahrenen Inhalt, der immer schon im sozialem Kontext interpretiert wird.²²⁶ Erfahrung weist also immer eine „Als“ Struktur auf: „X begegnet Y als Z“ – wobei eine Täuschung möglich bleibt, Erfahrung also unwiderruflich offen bleibt für eine genauere Übereinstimmung mit dem „Phänomen“. Durch diese „Als“ Erfahrung kommt das, was sich zeigt, beim Subjekt zur Geltung, wird also aktiv vom Subjekt angeeignet (als Erkenntnis, Gestaltungsmöglichkeit oder Genuss). In einem zweiten Schritt wird die Erfahrung dann organisch in einen größeren Sinnzusammenhang gestellt, der durch die Erfahrung verstärkt, relativiert oder erweitert werden kann. Gerade Dissonanzerfahrungen können bestehende Sinnsysteme sprengen und Menschen für ganz Neues öffnen.²²⁷ Erfahrungen werden dann drittens sprachlich codiert und symbolisiert in Begriffen²²⁸, um sie kommunizierbar und reproduzierbar zu machen – wobei diese sozial definierten Symbolsysteme auch wieder den Erfahrungsraum des Individuums präformieren und von neuen Erfahrungen, bei denen „die Worte fehlen“ erweitert oder korrigiert werden.²²⁹

Sind so neben diesen Formen der Evidenzierung auch Formen, die zu einer unmittelbaren Evidenz des Erlebens führen – wie bei Gotteserfahrungen öfters bezeugt – möglich?

Emotionen

Emotionen geben die Qualität des Erlebens an und können meist mit konkreten Gefühlszuständen beschrieben werden, die zu einer positiven oder negativen Stellungnahme des Ichs führen. Gefühle setzen sich dabei zusammen aus kognitiven, neuropsychologischen, motivatorischen und zum Ausdruck drängenden Komponenten und können noch unterschieden werden hinsichtlich ihrer Zeitdauer (bei kurz auftretenden Emotionen spricht man von Affekten, bei länger anhaltenden von Stimmungen) und ihrer Intensität (bei schwachen Gefühlen spricht man von Anmutungen, bei starken von Emotionen).

²²⁶ Vgl. Zeindler: Gotteserfahrung, 36 – 42. – Gegen den radikalen Konstruktivismus ist aber einzuwenden, dass diese Differenz dort manifest werden kann, wo Erfahrung im Widerspruch zur mitgebrachten Erfahrungsschablone steht.

²²⁷ A.a.O., 43ff.

²²⁸ Vgl. Jilesen: Gott erfahren, 32 – 44.

²²⁹ Vgl. Zeindler: Gotteserfahrung, 49 – 52.

Eine Sonderstellung nehmen sicherlich religiöse Gefühle ein: Sie beziehen sich meist auf Transzendenterfahrungen mit einem Ausschließlichkeitscharakter, sehr hoher Intimität und Intensität und sind sprachlich schwer zu symbolisieren, durch das Fehlen von analoger Begrifflichkeit. Sie sind meist bildlich – allegorisch mit hohem Erkenntnischarakter und werden als mystisch – passive Erlebnisse beschrieben.

Motivationserfahrungen sind verhaltensaktivierend und begleitend, meist aus der Erfahrung eines Mangels, den es zu beheben gilt, geboren und mit einem Ziel verbunden, das es zu verfolgen gilt. Motivation und Kognition stehen dabei in Wechselwirkung.²³⁰

Phänomenologie von Gotteserfahrungen

Zunächst sollen *unmittelbare Evidenzerfahrungen Gottes* und *Glaubenserfahrungen* unterschieden werden. *Evidenzerfahrungen* sind nicht geplante, plötzliche, geschenkhaft unmittelbare Erfahrungen Gottes von großer Intensität, die Staunen und Freude hervorrufen. Sie sind mit den Erfahrungen anderer stets analog (d.h. ähnlich, dabei aber auch wieder ganz anders). Diese unmittelbaren Gotteserfahrungen lösen Umkehr und Neuorientierung aus, das Finden beschreibt die Motivationslage und die Suchbewegung nach der eigentlichen Erfahrung. *Glaubenserfahrungen* hingegen beschreiben Erfahrungen, die Menschen aufgrund ihres Glaubensaktes als religiös bezeichnen und interpretieren.²³¹ Das Erlebte wird aufgrund der eigenen Überzeugungen als religiös gesehen, ist aber nicht „direktes“ Erleben Gottes, das (relativ) unabhängig von bisherigen Einstellungen ist (wie die Bekehrungserfahrung von Paulus schon biblisch bezeugt). Beachtet man dies, dann sind solche Glaubenserfahrungen Zeugnis des gelebten Glaubens, den sie wiederum bestärken, aber nicht begründen²³², vermittelte, rational reflektierte Gotteserfahrung, die auch mit Emotionen (Dankbarkeit z.B.) verbunden sind, aber nicht eine ekstatisch – mystische Gottesun-

²³⁰ A.a.O., 45 — 51.

²³¹ Ein Mensch also, der Christi Gegenwart im Brot der Eucharistie erfährt, bezeugt eine Glaubenserfahrung, die nicht einer Evidenzerfahrung gleichzusetzen ist, wie sie etwa Frossard oder Blaise Pascal beschrieben haben. Ebenso bezeugt ein Mensch eine Glaubenserfahrung, wenn er nach einem Autounfall sich von allen Schutzengeln behütet wusste, weil ihm nicht passiert ist.

²³² Durch Erfahrungen, die mit den eigenen Glaubenserfahrungen nicht übereinstimmen, kann der Glaubensakt auch wieder kontrastiert und ent-täuscht werden. Menschen, deren Kinder z.B. sterben und die bisher alles im Leben daraufhin interpretiert haben, dass Gott sie beschützt, werden fragen, wie Gott dann so etwas zulassen kann. Vielleicht zerbrechen daran ihre Überzeugungen und ihr Gottesbild — wenn sie nicht dahin geführt werden, dass nicht ein objektives, sondern ein subjektives Gottesbild in ihnen ist, das geweitet werden kann durch neue Erfahrungen und die Konfrontation mit dem Gott, den die Hl. Schrift uns zeigt.

mittelbarkeit beschreiben. Auf der anderen Seite stimmt es natürlich, dass die Unterscheidung zwischen direkter und indirekter Transzendenterfahrung kaum zu halten ist, angesichts der bleibenden „Als“ Struktur auch unmittelbarer Evidenzerfahrungen: Auch unmittelbare Gotteserfahrungen sind letztlich vermittelte Unmittelbarkeit.²³³ Dennoch ist die Unterscheidung auf der Ebene der Wirkung auf das Subjekt sinnvoll, da dieser solche Erfahrungen als unmittelbar erlebt und nicht als sekundäre Interpretation.

Weiters ist zu unterscheiden zwischen *Seinserfahrungen* und *Sollenserfahrungen*. Bei *Seinserfahrungen* bezieht sich die Erkenntnis auf das Dasein Gottes, seiner Beziehung zum Erfahrenden, wobei solche Erfahrungen mehr kognitiv oder mehr affektiv im Sinne einer mystischen Einheitserfahrung sein können. *Sollenserfahrungen* sind Motivations— oder Gewissenserfahrungen, die zur Bekehrung und zur Heilung führen können.²³⁴

Aufgrund der psychologischen Voraussetzungen, wie weiter oben erläutert, kann man Gott nicht „pur“ erfahren, da jede Erfahrung immer schon Interpretation ist. Selbst die „Gotteserfahrung“ setzt also „Glauben“ schon voraus, zumindest eine Ansprechbarkeit des Menschen auf Gott hin. Erst im Glauben wird sich der Mensch gewiss, dass er Gott hier begegnet ist. Andererseits setzt der Glaubenakt auch ein Erleben voraus, ein berührt sein von Gott: „Glauben kommt vom Hören“, weiß schon das Evangelium, ist aber in erster Linie Geschenk, „Gnade“ in der biblischen Sprachterminologie. Es gilt daher das Berührt sein des Menschen, das oft ungehoben unreflektiert im Menschen schlummert, ans Licht zu bringen.

Glaubenserfahrungen haben daher auch immer Reflexionscharakter. Denn sicherlich bieten religiöse Erfahrungen keine *unmittelbar logische Evidenz*²³⁵, sondern eine *vermittelte* (durch das Zeugnis anderer und Eigenreflexion des Lebens), eine Entscheidungsgewissheit, die immer relativ ist. Durch das Zeugnis anderer wird man sich seiner eigenen Glaubenserfahrung bewusster und sicherer. Denn Erfahrungen finden immer schon eingebettet in einer Glaubens- und Erfahrungstradition statt, werden mit Hilfe bestehender Bezugssysteme reflektiert und führen zu neuem Glauben als Entscheidung. Gotteserfahrung hat daher immer einen transpersonalen und ekklesialen Charakter, nie einen rein individualistischen. Denn alle Gnade, sagt schon Paulus, ist dem Menschen gegeben, damit sie anderen nützlich ist (1 Kor 12,7ff). Die Kirche ist also der soziale Erfahrungshorizont, in dem die Gotteserfahrung eingebracht, gedeutet und notfalls auch korrigiert wird. Die innere Erfahrung wird in Kontakt gebracht mit der kirchlichen Erfahrung, die nun nicht mehr dynamisch an „Neues“ angepasst werden kann, da in Christus Gott sich in nicht mehr überbietbarer Weise zeigt

²³³ Vgl. Zeindler: Gotteserfahrungen, 26.

²³⁴ Vgl. Jilesen: Gott erfahren, 78 — 84.

²³⁵ Wie etwa mathematische Aufgaben.

hat. Christliche Gotteserfahrung ist dann die gedeutete Gotteserfahrung als Erfahrung der heilvoll erneuerten Sozietät der christlichen Gemeinde.²³⁶

Theologische Reflexion der Gottes – Erfahrungen

Nach den psychologischen und phänomenologischen Vorausbedingungen von Gotteserfahrung des Einzelnen stellt sich nun die Frage, wie die Hl. Schrift und die Theologie diese Gotteserlebnisse reflektiert und welcher Stellenwert ihnen zukommt – und welcher nicht. Wo muss Theologie der heutigen Erlebnissucht gegensteuern?

Erlebniskritische Sicht der Bibel

Der Suche nach besonderem Erleben Gottes gegenüber steht die Bibel allgemein skeptisch gegenüber. Die Ursünde kann man auch als Überschreiten der Grenzen des Erlebens interpretieren.²³⁷ Richtig an dieser Sicht ist sicherlich, dass die ständige Sorge nach der Steigerung des eigenen Erlebens eine tiefe Unzufriedenheit im Inneren des Menschen ausdrücklich macht, weil Menschen einen tiefen Mangel in sich fühlen, ein Drängen nach dem ständigen „Mehr“, ein „Nicht Heil Sein“. Das Erste Testament rät dem Menschen dann vom Herbeiführen des eigenen Wohl – Erlebens ab, weil dieses von Gott her bestimmt wird. Ein glückliches Leben kann nur der erlangen, der sich auf Gott verlässt, nicht jedoch der, der egoistisch hedonistische Handlungen setzt – denn dies führt nur zu Sünde und Mord.²³⁸

Positiv steht die Bibel aber dem Erleben Gottes gegenüber (Gen 32, 23- 31; Ex 19; Jes 1; Ex 7 etc.), das immer offenbarenden und geschenkhaften Charakter hat und in symbolischer Weise (Traum, Metaphern, Strahlen, Wolke etc) bezeugt wird. Neben diesen „kabod JHWH“ Erfahrungen lässt sich Gott auch über sein Wort erfahren, wie die Propheten bezeugen und durchleiden (vgl. Jer Wort Gottes Theologie), in der Schöpfung (Weisheit, Psalmen) und in seinem Eingreifen für sein Volk Israel (Heilgeschichtliche Sicht der Tora und der Psalmen).

²³⁶ Vgl. Zeindler: Gotteserfahrung, 20–22.

²³⁷ Gen 3 in der Interpretation von Becks: Gott hat in Gen 2, 15 — 17 eine Erlebnisgrenze festgelegt. Eva kann der „Lust für die Augen“ nicht widerstehen und handelt nicht pflichtbewusst, sondern innenorientiert und „erlebnisrational“: „Wohlstand“ im Paradies verleitet sie, das eigene Erleben durch ein prickelndes Erlebnis zu animieren und zu steigern. Das führt schließlich zum tiefen Fall in Mühsamkeit und Arbeit.

²³⁸ Am meisten wird dies in der Affäre Davids mit „der Frau des Urija“ deutlich.

Im Neuen Testament wird das Glaubenserleben der Menschen geschildert: Durch Jesus erleben Menschen Neues und Lebensänderung gegen jedes Hoffen, meist mitten in ihrem Alltag, so dass sie im Nachhinein sagen: Hier habe ich das Wirken des menschenfreundlichen Gottes erfahren. Meist sind es Glaubenserfahrungen, also im Glauben interpretierte Erlebnisse, die nicht zwingend als solche gesehen werden müssen (Lk 17, 12 - 19)²³⁹. Die Passion und Auferstehung werden zum Ort der ganz anderen Gotteserfahrung im Leid, im Sterben, in der Gottesverlassenheit des Gekreuzigten, in der Wandlung der Trauer durch das Brotbrechen mit dem Auferstandenen, der dort blitzhaft aufleuchtet. Im Nachhinein erkennen die Emmausjünger („da gingen ihnen die Augen auf“ (Lk 24, 13 - 35)), dass ihnen das Herz brannte und ihnen eine Glaubenserfahrung beim Erschließen der Hl. Schrift zuteil wurde. Die Osterberichte gipfeln dann im Bekenntnis: „Wir haben den Herrn gesehen“. Im Sinne einer Theophanie ist sicherlich hier eine unmittelbare Evidenzerfahrung gemeint – doch wie die Thomas-episode und die abschließende Seligpreisung derer, „die nicht sehen und doch glauben“ (Joh 20, 24 - 29, va. V. 29), aufzeigt, haben die nachfolgenden Generationen den Auferstandenen im Sinne einer Glaubenserfahrung „gesehen“, nicht aber (jedenfalls im allgemeinen) im Sinne einer überwältigenden *Visio Christi*, wie sie auch zur Bekehrung Pauli anzunehmen ist (Apg 9, 1 - 22).²⁴⁰

Negativer eingestellt ist das Neue Testament aber gegenüber denjenigen, die sich das religiöse Erleben „arrangieren“ wollen (vgl. Mt 12, 28 - 42 oder Mt 19,16 oder in der Apg die Begegnung mit Simon dem Magier (Apg 8, 18 - 22), der sich religiöses Erleben kaufen will). Gotteserfahrung und Glaubenserfahrung bleiben „Gnade“, geschenkhaftes Zuwendung Gottes und sind nicht „machbar“ im Sinne einer instrumentalisierten Spiritualität und eines Wunderglaubens zur Steigerung des eigenen Erlebens und Wohlbefindens.

Auch die Kritik Pauli an den ekstatischen Charismatikern in Korinth deutet das Dilemma zwischen „Amt“ und „Charisma“ an, zwischen regulierter Glaubenserfahrung im kultischen Umfeld, die eher kognitiv sich äußert, und Gotteserfahrung in ungeplanter, freier Weise, die eher emotional – ekstatisch wirkt. Beide sind aufeinander verwiesen durch den einen Geist, so Paulus, beide Elemente benötigen der ständigen Korrektur: Die vermittelte „amtliche“ Glaubenserfahrung wird steril und trocken ohne lebendige Gotteserfahrung, die alle Grenzen und Strukturen sprengt, und charismatische Gotteserfahrung wird zur Beliebigkeit, wenn sie sich nicht einordnet, sich durch Unterscheidung der Geister korrigieren lässt und letztlich fruchtbar wird, zum Nutzen der ganzen Kirche (1 Kor 12 - 14).

²³⁹ Nur einer der zehn Aussätzigen interpretiert die Heilung als Gotteserfahrung und Motivation umzukehren und zu danken.

²⁴⁰ Wobei interessant ist, dass Paulus selber seine Bekehrung durchaus auch weniger ekstatisch schildert — wie in Gal 1,16f. Aber immer ist für ihn die Offenbarung des Auferstandenen Ausweis seines Apostelamtes.

Kritik und Spannungen in der theologischen Diskussion

Die theologische Reflexion hat seit jeher eher skeptisch von „Gotteserfahrungen“ gesprochen, war auch bis in die Neuzeit an inneren Vorgängen des Menschen wenig interessiert. Erst im Mittelalter jedenfalls wurde verstärkt auf das unmittelbare religiöse Erleben des Einzelnen Bezug genommen, auf die „Urerfahrungen“ der Seele.

Die moderne Theologie kritisiert diese „mystische, emotionale“ Ausrichtung, vor allem ihre Absolutsetzung: Denn Gott offenbart sich nicht in Ekstasen, sondern hat sich im Wort Gottes ein für alle mal geoffenbart. Andererseits anerkennt die Theologie, dass Erleben Vorprämisse des Glaubensaktes ist. Erleben ist dann mehr ein existentielles Er- und Durchleben.²⁴¹ Wo ist nun der Ort, Gott zu erfahren: In persönlichen Ekstasen, in seinem Wort, in der Feier der Sakramente, durch Symbolhandlungen vermittelt?

Die Trennung zwischen Evidenzerfahrung und Glaubenserfahrung lässt hier auch ein differenziertes Betrachten zu. Vermittelte Gotteserfahrung über Wort und Sakrament gehören eher zu den „Glaubenserfahrungen“, Ekstasen zu den unmittelbareren Evidenzerfahrungen, die von der Theologie auch nicht schlichtweg als subjektive Einbildung abgetan werden können – auch wenn sie durch ihren reflexiven Charakter einer Konfrontation mit der biblischen katholischen Tradition bedürfen und mancher Reinigung – denn wie gesagt: Auch in Ekstasen kann der Mensch Gott nur „in modo recipientis“ erfahren, nicht in seiner ganzen Seinsfülle und nicht ohne seine eigenen Interpretationsmuster einzubringen. Aber auch und das gilt es zu betonen, liegt den indirekteren Glaubenserfahrungen ein Erleben voraus, ein Angerührt werden von Gott in der Mitte der Person, im Hier und Heute, das es zu verdeutlichen gilt. Hier wird die Frage nach der „gottvollen“ Liturgie anzusetzen haben.

Gott in der Eucharistie erfahren und begegnen

Die „objektive Seite“

Im christlichen Sinn hat Liturgie immer *Ereignischarakter*, ist Epiphanie Gottes in der Welt. Im Mittelpunkt des Feierns steht das Aufstrahlen der Herrlichkeit Gottes, das Spüren des Himmels von Gott her mit allen Sinnen.²⁴² Da Christus Gott und Mensch ist, erfahren Menschen in ihm Begegnung mit dem lebendigen Gott. Er ist das „Sakrament“, dem durch die Kirche als Wurzelsakrament heute

²⁴¹ Vgl. Becks: Erlebnisgesellschaft, 142 — 145.

²⁴² Vgl. Koch: Werk Gottes, 35.

in der Welt begegnet werden kann, vornehmlich – wenn auch nicht exklusiv – in den Feiern der „Einzelsakramente“ als Aktualisierung und Verleiblichung des Heilswillens Gottes in einer bestimmten Situation.

Gottesdienst ist aber auch auf der menschlichen Seite bei aller Gleichheit im Aufbau immer einmalig und „Ereignis“: Gelineau hat Liturgie mit der Aufführung eines Musikwerkes verglichen, dass nur dann existiert, „wenn es zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort durch bestimmte Interpreten für bestimmte Zuhörer in einer Klanggestalt aufgeführt wird, die einmalig bleibt. So verhält es sich auch mit der liturgischen Feier. Immer ist sie das einmalige Ereignis eines bestimmten Tages für eine bestimmte Gemeinde an bestimmten Orten mit bestimmten Gesängen, einem bestimmten Prediger, in einem bestimmten gesellschaftlich – geschichtlichen Kontext.“²⁴³

Natürlich ist christliche Liturgie keine „Magie“, denn die Gegenwart Jesu Christi ist nicht herstellbar und „machbar“. Liturgie ist *personale Begegnung*, und Begegnung kann man sich nur schenken lassen, man kann mit ihr rechnen und auf die Kenosis vertrauen, sich öffnen auf das Christus Geschehen, damit es einem ergreift und man teilnimmt. Da Begegnung nur im „Jetzt“ passiert und nicht festzuhalten ist, kann das Ereignis nur gefeiert werden und darf und muss wiederholt werden.²⁴⁴

Gottesdienst ist also per se „gottvoll“, Interaktion zwischen Gott und Menschen, verleiblicht in der Interaktion der Feiernden. Die Frage ist nur, ob der Dialog gelingt – denn dazu benötigt es neben der Initiative Gottes (dem Ereignis der Zuwendung Gottes im Gottesdienstgeschehen) auch die Antwort des Gläubigen, die durch einen Zeit und Lebensraum, der durch einer Phase des Innewerdens und des sich zum Volk Gottes Verbindens eröffnet wird, möglich gemacht wird. Wo der Mensch sich ergriffen weiß, ist das Feld für die Glaubenserfahrung geöffnet.²⁴⁵ Die Aufmerksamkeit gilt es daher auf die Ermöglichungsbedingungen dieser Öffnung auf Gott hin zu legen, damit Begegnung gelingen kann. Bereitschaft zur „Erfolgskontrolle“ und Korrektur von Fehlverhalten sind daher integrative Bestandteile der Liturgie, entsprechend dem diabatischen Wandlungscharakter der Feier.²⁴⁶

Liturgie ist so immer ein *Handeln (Celebrare)*, ein öffentliches und feierliches Tun, das vom Alltag unterschieden ist, ein Sichtbar Machen und Verleiblichen des Dialoges zwischen Gott und Menschen.²⁴⁷ Als Handeln der Kirche ist es ein

²⁴³ Gelineau: Tradition, 97f.

²⁴⁴ Vgl. Hahne: arte celebrandi, 242f.

²⁴⁵ Vgl. Gerhards, Albert (Hrsg.) u.a.: Wahrhaftig, Gott ist bei euch! Wie feiern wir heute Liturgie?, Paderborn 1994, 30ff.

²⁴⁶ Vgl. Hahne: arte celebrandi, 262.

²⁴⁷ A.a.O., 248f.

Tun *aller* Versammelten (dem das Handeln Jesu als Prämisse vorangeht) im Modus des *darstellenden* Handelns.

Die „subjektive Seite“

Die Kirche konkretisiert sich, wo der Einzelne im Glauben zum Akteur im liturgischen Drama wird, das nur als gemeinsames Werk aktualisiert werden kann. Träger dieses Vollzuges ist dann der Einzelne, insofern er sich im liturgischen Akt als Glied der Gemeinde einfügt, d.h. die Umstehenden in seinen Selbstaussdruck hineinnimmt.²⁴⁸ Dies ist nicht einfach, da Abneigung und Gleichgültigkeit gegenüber denen, die „einem nichts angehen“ zu überwinden sind. Der Einzelne ist auch als schöpferischer Mensch präsent, dem wirksame Bezüge zwischen der Sicherheit des Evangeliums und dem derzeit Möglichen einfallen – wobei zwischen den einzelnen subjektiven Bezügen durchaus Spannungen entstehen können. Die subjektive Wahrnehmung bestimmt das Erleben als *theologischen* Ort der Erkenntnis. Seit Guardini und der liturgischen Bewegung gilt somit die Aufmerksamkeit auch der individuellen liturgischen Kompetenz²⁴⁹ und der Rücksichtnahme und Einbeziehung der subjektiven Befindlichkeit und der Glaubensstärke des Einzelnen in den „objektiven“ Rahmen der Liturgie. Denn das Ziel des Bemühens ist ja, den Einzelnen zum „Mitspieler“ und „Akteur“ werden zu lassen im Sinn der *actuosa participatio*.

Es gilt daher alles zu fördern, was die Offenheit für die Begegnung mit dem Christus, der sich in der liturgischen Feier zeigt, ermöglicht. Dazu dienen die gottesdienstliche Formen, Riten und Kulthandlungen und die Reflexion bisheriger Erfahrungen (förderlicher oder hinderlicher Natur) im Rahmen mystagogischer Vertiefungen oder des Glaubensaustausches bei „Exerzitien im Alltag“. Dazu ist es nötig falsche Gottesbilder zu korrigieren und die Mitfeiernden sensibel werden zu lassen für die Sphäre ihrer existentiellen Fraglichkeit und Kontingenz, wo sie ansprechbar sind für Gott. Diese Möglichkeiten sollten aber nicht nur kognitiv wirken, auch die emotionale Ebene darf im Sinne ganzheitlicher Erfahrung des Menschen nicht ausgeblendet werden – realisierbar in Gottesdiensten, die alle Sinne ansprechen und nicht nur den Intellekt.²⁵⁰

²⁴⁸ A.a.O., 322.

²⁴⁹ Vgl. Meffert, Bernhard: Liturgie teilen. Akzeptanz und Partizipation in der erneuerten Messliturgie. Mit einer Einführung von Albert Gerhards (Praktische Theologie heute 52), Stuttgart u.a. 2000, 54.

²⁵⁰ Oft wird das ganzheitliche Erleben nur in den speziell auf Kinder ausgerichteten Gottesdiensten in den Vordergrund gerückt. Interessant ist, dass man auch von Elternseite hört, dass sie sich gerade von diesen Feiern besonders angesprochen fühlen. Es ist anzunehmen, dass dieses Urteil nicht nur wegen der leichteren Verständlichkeit zustandekommt, sondern auch – und gerade wegen – des symbolischen und sinnlichen Erfahrungs-

Die gemeindetheologische Seite

Gotteserfahrung findet auch liturgisch gesehen immer im sozialen Zusammenhang statt und wird von ihm geprägt und verändert. Christliche Gotteserfahrung aus der Eucharistie ist dann primär Erfahrung der *Communio*, der versöhnten Existenzweise, an welcher der Einzelne durch die Kirche teilhat. Handeln des Auferstandenen konstituiert sich also immer neu im sozialen Zusammenhang der christlichen Gemeinde, daher ist die sakramentale Feier der Eucharistie zentraler Ort dieser Gemeinschaft und Ort dieser Gotteserfahrung: Die Gemeinde ist Leib Christi. Denn gerade hier, wo auf besondere Weise dem gemeinschaftsstiftenden Handeln Gottes durch Tod und Auferstehung Jesu Raum gegeben wird, manifestiert sich das neue Für und Miteinander und lässt das göttliche und menschliche Handeln ineinander wirksam werden. In der horizontalen *Communio* wird die verborgene Gemeinschaft mit Jesus Christus transparent und daher evident. Heil, Gotteserfahrung, vollzieht sich im Übergang vom biologischen, das von der Abgrenzung, dem Individualismus und vom Tod geprägt, zum ekklesialen Sein, das durch die Auferstehung das Auseinanderfallen von Individuum und Gemeinschaft überwindet. Diese Wandlung beginnt in der Taufe, die alle Grenzen biologischen Seins und normaler Zugehörigkeit transzendiert, in der Eucharistiefeier bekommen die Mitfeiernden neu Anteil daran und die größere Einheit wird sichtbar (etwa dort, wo Menschen aus allen Ländern der Erde miteinander feiern, wo aus einer Ansammlung von Menschen zutiefst Glaubensgemeinschaft wird, wo im eucharistischen Hochgebet für alle Menschen, ja sogar für die schon Verstorbenen, gebetet wird).²⁵¹

Diese versöhnte und heile Existenz steht immer unter dem eschatologischen Vorbehalt, da die Kirche jetzt immer „Kirche der Heiligen und Kirche der Sünder“ ist. Gerade in den sakramentalen Feiern wird aber das Handeln Christi wahrnehmbar und sichtbar vermittelt, als beziehungsstiftendes und – erhaltendes Handeln – wodurch Kirche der Ort wird, wo proleptisch die heilvolle Zukunft manifest wird.²⁵² Realisiert wird dies in der Feier und im konkreten Umgang miteinander und füreinander – denn nur so kann der Unterschied, der einen Unterschied ausmacht, von außen wahrgenommen werden.

raumes, der da aufgestoßen wird. Wo erfahren Menschen sonst im Gottesdienst „Wohlgeluth“, oder dürfen konkrete Dinge anfassen und haptisch erspüren?

²⁵¹ Vgl. Zeindler: *Gotteserfahrung*, 226 – 237.

²⁵² A.a.O., 120 – 123, 209—211.

GOTTESDIENST ALS KUNST (ARS) UND SPIEL

Kunst und Ästhetik als theologische Kategorien?

Waren bisher die Erlebnisgesellschaft, die Ritenbedürftigkeit des Menschen, die Eigenart seines Feierns und die Frage nach der Gotteserfahrung im Rahmen von Liturgie im Blickfeld, so wird im Folgenden auf eine andere Dimension hingearbeitet, die den Blick noch einmal weiten soll, für die Frage nach der Qualitätsentwicklung von Sonntagsmessen. Der Bereich der Kunst und der ästhetischen und spielerischen Aneignung von Wirklichkeit scheint für eine Positionierung von Liturgie besonders geeignet zu sein, spricht man doch vermehrt von „ars celebrandi“, der Kunst zu feiern. Sind jedoch Bereiche wie die Kunst (die man in der Gegenwart zumindest meist mit Kultur und den „schönen Künsten“ in Zusammenhang sieht, aber selten mit christlichem Glauben) und die so subjektive Ästhetik überhaupt geeignete und theologisch legitime Quellen?

Etymologische und funktionelle Bemerkungen zur „Kunst“

Der Begriff „Kunst“ umfasst heute neben den bildenden Künsten auch die literarischen Künste, sowie die Baukunst und die Musik. Bis ins 19. Jht. hinein wurde „Kunst“ aber im weiteren Sinne für alles handwerkliche Tun und Können des Menschen gebraucht.²⁵³ Das Substantiv „Kunst“ ist ja auch ursprünglich eine Abstraktbildung des Verbums „können“, in engem Zusammenhang zu sehen mit „wissen“, mehr meinent als die bloße handwerklich erworbene Fähigkeit oder Geschicklichkeit.

Der griechische Ausdruck *h texnh* (lat. *ars*) verweist auf das, was handwerklichem und künstlerischem Tun zugrunde liegt: Beide Formen sind nach Aristoteles und Platon *mimhsiq*, „imitatio“, Nachahmung der Wirklichkeit, Zeugnis der Gestaltungskraft des Menschen. Kunst ist dann eine besondere Art der Aneignung von Wirklichkeit in bestimmten darstellenden Werken des Menschen, wie in Bildern, Skulpturen, Literatur oder in Musikstücken, in denen das, was ist, geistig und moralisch durchdrungen, gedeutet und auf ästhetische, symbolische Weise gespiegelt wird.²⁵⁴

²⁵³ Vgl. Artikel „Kunst“ in LthK Bd. 6, Kirchengeschichte — Marxismus, 529 — 537, 529.

²⁵⁴ Vgl. Hahne: *arte celebrandi*, 42f.

Kunst ist daher ein Können, ein Kundig und Erfahren sein, ein Ausdruck des Vermögens, der Kompetenz und gleichzeitig ein Verkünden, da mit dem Werk eine bestimmte Deutung der Wirklichkeit, wie sie der Kundige — der Künstler — sieht, vermittelt wird. In der „Kunst“ verbinden sich Wissen / Erkennen mit der Fähigkeit, das Erkannte durch Tun / Handeln umzusetzen durch ein liebendes sich vertraut machen und einer schöpferischen er – zeugenden Vereinigung.²⁵⁵ „Kunst“ ist dann die Art und Weise, wie der Mensch als vernunftbegabtes Wesen sein Leben und seine Umwelt gestalterisch sich aneignet und darüber hinausgehend immer auch schon das, über das Vorfindbare Hinausgehende mit einbezieht.

Fünf Dimensionen jedes (konzeptionellen) Kunstwerkes gehören untrennbar zusammen: Die semantische, die expressiv – symbolische, die soziale, die metaphysische und die pragmatische Dimension lassen sich so unterscheiden.²⁵⁶

Hahne identifiziert weiters drei wesentliche soziale Funktionen, die die „Kunst“ für Menschen und Gesellschaft heute hat:

Kunst hat erstens ganzheitliche *Erkenntnisfunktion*. Das Erkennen der Kunst ist nicht diskursiv, sondern visuell anschauliches, gestalterisches sich aneignen der Wirklichkeit gemäß dem Bedürfnis des Menschen nach visueller Orientierung und Weltgestaltung. Diese Leistung ist immer wieder notwendig, da die Wirklichkeit sich ständig ändert. Ein Kunstwerk ist dann „wahr“, wenn eine Übereinstimmung von Material und Vorstellung, von Idee und Wirklichkeit vorhanden ist. Der Inhalt bleibt aber letztlich „unübersetzbar“.²⁵⁷

Kunst hat zweitens auch *Freiheitsfunktion*: In ihr distanziert sich der Künstler wie der Betrachter zu den bisherigen Lebensverhältnissen und Deutungen der Wirklichkeit. Im Kunstwerk werden weitere, vielleicht bisher nicht bedachte, Seinsweisen und Möglichkeiten eröffnet und freigesetzt, Tabus diskutiert und gebrochen, Sinndeutungen und Werte auf den Kopf gestellt. Verfestigte Deutungen werden wieder plastisch und Ängste vor Offenheit und Freiheit werden abgebaut, wo der Betrachter Kunst auf sich wirken lässt. Diese Freiheitsfunktion wird dort wirksam, wo über Negation und Kritik hinausgehend auch Transzendentes, als versuchsweise Verwirklichung, wie Freiheit sein kann und soll, angeboten wird.²⁵⁸

Drittens hat Kunst auch eine *ästhetische* Funktion, ist Ahnung der möglichen „Schönheit“ des Seins, durch welche die Hässlichkeit der Wirklichkeit schmerzvoll erfahren wird. Wo die Freiheitsfunktion nicht vergessen wird kann Kunst Triebfeder sein für die Veränderung der geschichtlich gewordenen Gegenwart

²⁵⁵ A.a.O., 175.

²⁵⁶ A.a.O., 113.

²⁵⁷ A.a.O., 108f.

²⁵⁸ A.a.O., 110.

auf die Seinsmöglichkeiten der Zukunft hin, die im Kunstwerk auftauchen. Wo allerdings Kunst auf die ästhetische Funktion reduziert wird, konserviert diese nur Bestehendes durch Flucht auf das Schöne, das vergangen ist und idealisiert wird. Wie Schilson bemerkt, suchen Menschen in einer rastlosen Zeit, in der alles Neue rasch veraltet, nach Beständigem, das nicht veraltet, weil es „klassisch und zeitlos“ ist²⁵⁹ — und finden es in Museen, Konzertsälen und klassischer Literatur. Der Hunger nach „mehr Schönheit“ wird dann nur im verselbständigsten Bereich der Kunst verwirklicht, die zur Nostalgie verkommt und zur Verhinderung der zur Veränderung zielenden Praxis.²⁶⁰

Eine Theologie der Ästhetik

Vor allem das Begriffsfeld der Ästhetik – von der besprochenen Funktion des Schönen in der Kunst, bis zur diskutierten Ästhetisierung des Alltages in der Erlebnisgesellschaft — ist einige male schon angesprochen worden und bedarf einer Vertiefung, wenn im Folgenden dann eine „ars celebrandi“, eine Kunst des schönen Feierns, thematisiert werden soll.

Unter Ästhetik versteht man im Allgemeinen die Wissenschaft von der sinnlichen Erkenntnis des „Schönen“ und seiner affektiven Wirkung auf den Menschen. Christlich gesehen ist *das* Schöne die Vergegenwärtigung der vollkommenen Schönheit der Welt Gottes.²⁶¹ Denn die ästhetische Wahrnehmung transzendiert den empirischen Erfahrungshorizont und lässt Wirklichkeit auf das Schöne hin transparent werden. Sie ist somit eine *Erschließungserfahrung*, im religiösen Sinn Erfahrung des Mensch Seins in seiner ursprünglichen Bezogenheit seiner Kontingenzen.²⁶² Doch was ist das „Schöne“, das erfahren wird?

Im Ersten Bund ist Schönheit kein Wert für sich, sondern Erfahrung der Herrlichkeit JHWHs. Das Schön sein des Geschaffenen, wie es Gen beschreibt oder die Ps besingen (vgl. Ps 104, Ps 8, Ps 19), resultiert aus der Hinordnung dessen

²⁵⁹ Vgl. Schilson, Arno: *Leben aus der Mitte der Zeit. Über die Feier der Liturgie im Zeitalter der Beschleunigung*, in: Bilgri, Anselm / Kirchgessner, Bernhard (Hrsg.): *Liturgia semper reformanda. Für Karl Schlemer*, Freiburg im Breisgau 1997, 176.

²⁶⁰ Vgl. Hahne: *arte celebrandi*, 112. — Schon hier deutet sich ein erster Quergedanke an: Wenn die Messe heute eine Sonderwelt ist und für die Gegenwart wenig Veränderungspotential zu haben scheint, stellt sich die Frage, ob das nicht ähnliche Gründe hat wie die Nostalgie und Ästhetik in der Kunst: Hat nicht für viele die Messfeier eine ähnliche Funktion für ihr Leben wie ein Museumsbesuch? Wünschen sich nicht wenige die „Schönheit“ der Liturgie, die sie in ihrer „goldenen“, früheren Zeit erlebt haben, um wenigstens für kurze Zeit der tristen Gegenwartsituation zu entkommen und an die Träume und Ideale von damals anzuschließen?

²⁶¹ Vgl. Heinrich, Klausjürgen: *Die Wiedergewinnung einer theologischen Ästhetik und ihre Bedeutung für die Liturgie. Eine fundamentalliturgische Positionsbestimmung* (Studien zur Theologie 8), Würzburg / Mittelstadt 1994, 14 — 19.

²⁶² A.a.O., 153 — 159.

auf Gott. Die Antwort des Menschen ist der Lobpreis als ästhetische Erfüllung des Seins vor Gott. Wo das Schöne Selbstwert erhält und um seinetwillen gesucht wird, wo das Schöne als Besitz eines Einzelnen in Anspruch genommen wird, spricht die Bibel von Sünde, die das Geschaffene an die Stelle des Schöpfers stellt. Das gilt auch für das gegenseitige schön sein des Menschen (Hld; 2 Sam 11,2).²⁶³ Die Propheten lassen die Rettung in bewusster Distanz zur Wahrnehmung des Schönen geschehen.²⁶⁴

Das Neue Testament spricht von der *doxa tou jeou* als göttlich eschatologische Seinsweise, an der die Menschen und die ganze Schöpfung durch die Auferstedungsdynamik Anteil erhalten. Sünde ist dann die Verunmöglichung zumindest den Widerschein der Herrlichkeit im Menschen und in der Natur zu sehen, Rettung ist die Offenlegung dieses *Seins* des Menschen. Nicht die schöne *Gestalt*, sondern das Schön *Sein* stehen dabei im Mittelpunkt: Jesus vermag in den Verachteten, den Kranken und den offiziellen Sündern das jeweilige „Schön Sein“ entdecken und aufstrahlen lassen, so dass Menschen sich verwandelt sehen und mutig ihrem Leben neue Freude abgewinnen können. Nachösterlich strahlt in intensiver ästhetischer Wahrnehmung die Strahlkraft des Auferstandenen Herrn epiphaniehaft auf.²⁶⁵ Das Brechen des Brotes in Gemeinschaft in Emmaus ist ästhetische Erschließungserfahrung, die in jeder Eucharistiefeyer zu neuer Aktualisierung drängt, da Messe immer diesen Erfahrungsraum der Epiphanie Christi eröffnet.

Als Konsequenz aus diesem biblischen Befund ergibt sich, dass Ästhetik — als Teilhabe und Kommunizierbarkeit des Schön Seins Gottes, vermittelt in der Erfahrung des „Schön Werdens“ der Wirklichkeit in Transparenz auf Christi *doxa* hin, eine theologisch relevante Größe ist. In der praktischen Theologie kann sogar davon gesprochen werden, dass Gottes „praktisch“ werden sein „schön“ werden in der Welt ist.²⁶⁶ Denn praktische Theologie kann pneumatologisch entworfen werden als theologische Ästhetik: Gegebenes wird im Blick auf die Zukunft, die im Jetzt proleptisch antizipiert wird, entworfen in bleibender eschatologischer Spannung, dass die Praxis, wie sie sein sollte, immer nur vorläufig realisiert werden kann. Dies bewahrt auch davor sich resignativ auf die momentan sichtbare Gestalt von Kirche und christlichem Leben zurückzuziehen, oder bestimmte Verwirklichungen der Kirchengestalt zu einer bestimmten Zeit in einem gewissen kulturellen Umfeld zu verabsolutieren. Praxeologie ist die

²⁶³ Davids Wahrnehmung der Schönheit Batschas führt zur Sünde (V 3ff); Dan 13: Die beiden alten Männer wollen Susannas Schönheit für sich...

²⁶⁴ Vgl. Heinrich: Ästhetik, 43 — 49.

²⁶⁵ A.a.O., 50 — 56.

²⁶⁶ A.a.O., 73.

Wahrnehmung von Gelegenheiten, von einer Verwirklichung die da ist, aber noch nicht, oder zu wenig entdeckt worden ist.²⁶⁷

Christliche Liturgie muss so auch ein ästhetisches Erfahrungsfeld aufweisen, denn dem Wesen nach ist Messe beides: Ästhetische Wahrnehmung des ereignishaften Aufstrahlens der Gegenwart des verherrlichten Christus und lobpreisende Antwort der Glaubenden, die *darin* das Schön Sein ihres Lebens und der ganzen Welt entdecken, nicht in der Verdrängung des Hässlichen, des Leidens das nicht sein soll, sondern in dessen bewusster Annahme und Wandlung (Diabasis). Das Hässlichste, das Kreuz, steht im Mittelpunkt der Feier und wird Mittel der Heilung, Samen des Heil Werdens alles Seins. Im Verkosten des gebrochenen Leibes Christi wird ein neues Ganzes sein, Teilhabe am neuen schönen Sein Christi erfahren und proleptisch vorweggenommen, was einmal das Leben ganz prägen wird.

Christlicher Glaube ist so nicht zuerst *gnwsiq*, sondern *aisjesiq* – Schauendes Erfahren. Daher wird auch Gestaltung des Gottesdienstes immer wichtig sein als Eröffnung eines Raumes, wo dies möglich wird. Kirche ist Heiliger Raum, in der Zeit und Raum überschreitende Ewigkeit real präsent wird in der Gegenwart. In diesem Raum passiert „Heiliges Handeln“, als Befreiung von alten Leistungsvorgaben der Weltverantwortung und der Frömmigkeit, in der Kirche darstellt, was sie schon durch Jesus Christus ist. Gottesdienst ist so weder im Bereich der „Machbarkeit“, noch in der Sphäre des zweckdienlichen Handelns, sondern Fest und Feier, zweck— loses Spiel.²⁶⁸

Liturgie als Spiel und Kunstwerk

Die Messfeier „bringt nichts“

Für viele Menschen scheint Gottesdienst zwecklos und überflüssig geworden zu sein, mit der Konsequenz, dass sie an diesem nicht mehr teilnehmen wollen. Denn wenn ein Ereignis (gemäß der Erlebnistrationalität) zu nichts dient, wenn kein direktes „Output“ (und sei es wellness) damit erreicht werden kann, dann wird bei knapper Freizeit diese „Zeitverschwendung“ eingespart. Unser wirtschaftliches Denken im Alltag führt uns zur Einstellung, dass es wichtig ist, mit einem Minimum an Kraft, Zeit und Aufwand einen bestimmten Zweck zu erreichen.

²⁶⁷ A.a.O., 73ff.

²⁶⁸ A.a.O., 167 — 174.

Eine andere Möglichkeit ist es, christliche Liturgie mit sekundären Zwecken aufzuladen, wie etwa Gemeinschaft zu finden oder fehlende Katechese im familiären Bereich dort nachzuholen. Denn in der knappen Zeit muss ja ein Ziel erreicht werden: Sinnfindung, Erkenntnis des Sinngehaltes der Lesungen und moralische Aufrichtung.

Schon Guardini hat aber darauf hingewiesen, dass Gottesdienst befreiend ist, gerade weil er „zwecklos“ ist, weil er nicht Mittel zur Anwendung ist, um eine bestimmte Wirkung zu erreichen, sondern in sich ruhende Welt des Lebens bedeutet.²⁶⁹ Liturgie ist aus sich selbst *sinnvoll*, daher braucht sie nicht *zweckgerichtet* zu sein – wie Kunstwerke.²⁷⁰ Wo dies in der Gestaltung missachtet wird, ist der Gottesdienst in Gefahr, entweder pädagogisiert oder ethisiert zu werden, jedenfalls ist er nicht mehr jener zweckfreie Raum, wo Menschen einfach sein und leben dürfen, unabhängig von Leistungsvorgaben oder Kompetenzen. Im Gottesdienst stellen Menschen dar und erinnern sich daran, was ihr Leben wesentlichlicher trägt als alltägliche Ziele und Vorstellungen²⁷¹, sie können frei atmen befreit von dem ständigen instrumentalisierten Dasein, das Menschen krank werden lässt, wenn sie damit nicht umgehen können. Die beste Antwort an (junge) Menschen, die fragen was ihnen der Gottesdienst „bringt“, ist tatsächlich die Feststellung, dass Messfeier „*nichts bringt*“, im Sinne von instrumentalisierter Zeit, „vertanene“ Zeit ist.²⁷² In ihr muss der Mensch nichts lernen, nichts leisten, nicht fit werden für die Arbeit, nicht einen hohen Zweck verfolgen um geachtet zu werden – Gottesdienst ist schlichtweg Feier des Lebens, zu der freudiges Danken als wesentliches Element dazu gehört. Wo Messfeiern so gestaltet werden, dass Freude und Dank trotz und in aller Gebrochenheit des Lebens echt erfahrbar werden, wo die Zeit als Muße und Feier wohltuend verbracht wird, wo gemeinsames Feiern nicht Stress und Perfektion bedeutet, wo nicht irgendeine Pflicht damit abgedeckt wird, dort wird die Messfeier neue Qualität erhalten, ohne dass irgendetwas „vermittelt“ werden muss.

Gottesdienst – ein Spielraum für den Menschen wird eröffnet

Eine Erweiterung dieses Gedankens ist die Sicht auf Liturgie als Heiliges Spiel. Schon Guardini vergleicht Liturgie mit dem Spielen des Kindes oder dem Schaffen des Künstlers: Liturgie bedeutet vor Gott ein Spiel zu treiben und ein Werk der Kunst zu sein. Dabei bedeutet dies nicht triviale Lustigkeit, denn auch Kinder haben beim Spiel ernste Spielregeln und Künstler ringen um den Ausdruck des verborgenen Lebens im Material.²⁷³ Mit „Spielen“ sind aber nicht nur expli-

²⁶⁹ Vgl. Guardini, Romano: Vom Geist de Liturgie, Mainz ²⁰1997, 62.

²⁷⁰ Vgl. Schilson: „Fest“ und „Heiliges Spiel“, 90.

²⁷¹ Vgl. Schilson: Mitte der Zeit, 182f.

²⁷² Vgl. Sauer: Gott feiern, 55f.

²⁷³ Vgl. Guardini: Geist der Liturgie, 63—66.

zite Beschäftigungen für Kinder und Erwachsene gemeint, sondern auch soziale Interaktionen im Allgemeinen: Nicht umsonst spricht man von „gesellschaftlichen Spielregeln“ oder fragt jemand, der Intrigen spinnt, „welches Spiel er treibt“. Viele dieser „Spiele“ sind – wie die meisten Spiele – auf Konkurrenz und Gegeneinander aufgebaut, mit dem Ziel als Sieger aus dem Spiel mit der Grundlogik „er oder ich“ hervorzugehen.²⁷⁴ Der Verlierer wird meist abgewertet, wenn er „schlecht verlieren kann“ und Aggressionen zeigt – das gilt bei Spielen, wie im „Leben“. Letztlich erweisen sich die Spiele des „homo ludens“ als destruktiv, krank machend und aggressionsfördernd.

Theologisch dichter gesehen bedeutet Gottesdienst sich einzulassen auf das „Neue Spiel“, das Gott, der „deus ludens“, mit dem Christus Ereignis mit der Welt begonnen hat, in bewusster Distanzierung und Spannung zu den sonstigen oft destruktiven Spielen, die Menschen miteinander auf der Welt spielen. Gottesdienst eröffnet ein Spiel – Raum für Menschen, sich an der heilvollen Dynamik des „Erlösungsspiels“ zu beteiligen und sich um immer mehr Mitspieler zu bemühen.²⁷⁵ In der Messfeier feiert die Kirche dieses „neue Spiel“ und bleibt dennoch gefährdet, weil viele Mitspieler nicht mitspielen wollen. Das „Neue Spiel“ artikuliert aber auch die unzerstörbare Hoffnung, dass sich Menschen aus ihren unheilvollen und (selbst)zerstörerischen Lebensspielen herausreißen, befreien lassen – Metanoia, Umkehr betreiben.

Rudolf Sauer hält fest: *„Der Spielende geht wie das Kind ganz im Spiel auf, ohne auf die Zeit zu achten, er fragt nicht nach dem Wozu und Warum, sondern begnügt sich mit dem Spiel als solchem, es ist Sinn genug. Eine so vollzogene Liturgie sagt jedem zweckrationalen Denken und Handeln den Kampf an[.]“*²⁷⁶ Dies schließt jedoch nicht feste Formen aus, wie Kinder, die auf die Einhaltung der Spielregeln pochen, zeigen. Daher gehören in der Liturgie zum „Heiligen Spiel“ sowohl Ritual (Spielregeln) als auch kreative Lebendigkeit (dynamische Regelveränderungen), damit das Einlassen derer, die anwesend sind erleichtert wird. Ziel des Spieles ist ja, dass sie in das, unter Zeichen vollzogene dramatische Geschehen miteinbezogen werden, sodass es eigener Lebensvollzug wird, Wandlung passiert. Affektiv äußert sich dies, wie Rudolf Sauer treffend sagt, im *freudigen* Feiern der Gemeinde.

So besteht in der christlichen Liturgie immer eine Spannung zwischen dem „Reich der Notwendigkeit“ und dem „Reich der Freiheit“. Der rituelle Vollzug

²⁷⁴ Alternativen für die Kindererziehung, die schon mit den normalen Spielen Menschen auf das große gesellschaftliche Gegeneinander und Konkurrenzieren trainiert und programmiert, bieten die sogenannte Spielpädagogik mit den „Neuen Spielen“ an. Ganz bewusst wird in den Spielregeln Spannung nicht durch Konkurrenz aufgebaut, sondern durch das miteinander Lösen von Problemstellungen.

²⁷⁵ Vgl. Hahne: *arte celebrandi*, 283—286, 289—291.

²⁷⁶ Sauer: *Gott feiern*, 56.

ermöglicht und eröffnet den Spielraum erst, in dem sich der Mensch als homo ludens vom deus ludens her verwirklichen kann – aber Christen dienen der „viva vox evangelii“ und sind gerufen in das Reich der Freiheit der Kinder Gottes, können in der Feier Schritte über das Bekannte hinaus wagen und ertasten, experimentieren im Angesicht Gottes. Die Verwirklichungsmöglichkeiten des Reiches Gottes in der Welt spiegeln sich dann in der Dynamik der vielen verschiedenen Realisierungen von Kirche wider, die bunt und vielfältig das neue Leben auch in den Gottesdienstfeiern sich erspielt.

Im Spannungsfeld zwischen Objektivität und Inszenierung

Dieses Spannungsfeld zwischen Ritustreue und Experimentierfeld für Neues lässt Gottesdienst lebendig werden, wo nicht diese Spannung an einem Pol aufgelöst wird: „Liturgia semper reformanda“. Auf einer anderen Ebene wird diese Spannung wiederum fraglich: Ist das, was zentral in der Messfeier vollzogen wird nicht ein objektives Geschehen, unabhängig wirksam von der subjektiv mehr oder weniger ansprechenden Umsetzung? Andererseits kann man in der Praxis der Gemeinden und bei aufwendig gestalteten Jugend — Eventmessen sehr oft den Eindruck erhalten, dass Inszenierung letztlich alles ist und der eigentliche Inhalt immer weiter in den Hintergrund rückt.

Liturgie ist Ausdruckshandlung des Glaubens und daher inszeniert

Vom Subjekt her gesehen, ist Liturgie zu feiern symbolischer Ausdruck der Hingabe an Gott, also trotz bleibender Inadequatheit Symbol des Glaubensvollzuges und des Selbstvollzuges des Menschen.²⁷⁷ Wie gefeiert wird und welche Symbolhandlungen wie vollzogen werden, der liturgische Ausdruck also, ist abhängig vom Menschen-, Welt- und Gottesbild der Mitfeiernden. Die verbale, klangliche und bewegungsmäßige Dimension der Feier sind also Inszenierungen für bestimmte Menschen, zu einer bestimmten Zeit, in einer bestimmten Kultur – aber auch Ausdruck der kirchlichen Gemeinschaft im Spannungsfeld zwischen Orts und Universalkirche. Das „Katholische“, umfassende, und die Kulturation des Evangeliums schlagen sich so gemeinsam im liturgischen Ausdruck als Einheit in der Vielfalt nieder.²⁷⁸ Es bildet sich ein „liturgischer Stil“, wenn die feiernde Gemeinde und Ortskirche darin ihr Wesen zum Ausdruck bringen kann

²⁷⁷ Vgl. Richter, Klemens: Was die sakramentalen Zeichen bedeuten. Zu Fragen aus der Gemeinde von heute, Freiburg im Breisgau u.a. 1988, 50f.

²⁷⁸ A.a.O., 51.

und die Eigenart nicht nur Laune ist, sondern mit dem Gesamtleben in Beziehung steht. Im engeren Sinn ist liturgischer Stil dann das, wo im Besonderen das Allgemeine, Bedeutungsvolle hervorgehoben wird – mit der Gefahr, dass das Lebendige verloren geht, wenn die Überformung zu stark wird.²⁷⁹

Gottesdienst als offenes Kunstwerk

Eine andere Perspektive beleuchtet Bieritz, wenn er den Gottesdienst als „offenes Kunstwerk“ ähnlich einem Theaterstück beschreibt:

„Es ist ein altes Stück, das da Sonntag für Sonntag in unseren Kirchen aufgeführt wird: Der Handlungsrahmen, die wichtigsten Texte und Töne liegen seit Jahrhunderten fest. Kulissen, Bühnenausstattung dürfen nur innerhalb eines bestimmten Grundmusters variieren: [...] zaghafte Versuche, hier etwas zu ändern, stoßen meist auf den Widerstand des Publikums.“²⁸⁰ Das Publikum: Der Handlungsrahmen weist ihnen genau bezeichnete, umgrenzte Funktionen zu.[...] Dennoch [...] sind neuerdings ganze Scharen von Fachleuten damit befasst, dem Publikumsgeschmack auf die Spur zu kommen, die Erwartungen zu erkunden [...] auf die Gestaltung des Stückes hat es keinen unmittelbaren Einfluss. [...]“²⁸¹

Das Stück: Wie bei allen antiken – oder auch nur klassischen – Stücken die in der Gegenwart zur Aufführung gebracht werden, darf auch hier eine Spannung erwartet werden zwischen dem Ur– und dem Erstsinn des Werkes und dem jeweils aktuellen Sinn, den es heute und hier zu verwirklichen und zu vermitteln vermag. [...] Jede Aufführung des Stückes erweist vollzieht sich als ein Akt der Interpretation, durch den den überlieferten Texten und Vollzügen neue Bedeutungen zugewiesen werden. [...] Wie jeder andere Regisseur und Darsteller auch interpretiert der Liturg und Prediger zusammen mit seinem Publikum den ihm überlieferten Handlungs– und Textzusammenhang Gottesdienst neu, gewinnt ihm neue Sinnsegmente ab.“²⁸²

Das Problem ist die Übersetzung und Interpretation in die heutige Zeit hinein. Jede „Aufführung“ ist ja aus dem Wesen des Sakramentes heraus Verleblichung des Geschehens in einem bestimmten Zeitkontext, mit anderen kulturellen Voraussetzungen und Verständnissen, gegenüber vorherigen „Inszenierungen“. Messfeiern erwecken meist den Eindruck einer nicht sehr fantasievollen, aber

²⁷⁹ Vgl. Guardini: Geist der Liturgie, 39ff.

²⁸⁰ Anm.: Ich ergänze hier katholischer seits: Der Intendanz, der Theaterleitung

²⁸¹ Wer hier auch an das Bemühen dieser Arbeit denkt, dem sei teilweise recht gegeben, aber es geht nicht um Anbiederung, sondern um den Erhebung des genauen soziokulturellen Umfeldes, um die passenden, richtigen Weisen zu finden, den Inhalt des Stückes „neu“ und gleichzeitig „wahr“ zu inszenieren.

²⁸² Bieritz, Karl-Heinrich: Gottesdienst als „offenes Kunstwerk“? Zur Dramaturgie des Gottesdienstes, in: PTh 75 (1986), 358f.

sorgfältig vorbereiteten Aufführung des überlieferten Handlungszusammenhanges.

Ziel muss es sein, die sinnerzeugenden Prozesse ins Laufen zu bringen: Die in vergangenen kulturellen Kontext erzeugten Symbole erweisen sich als wirkungslos und sperren sich der Einordnung in die aktuellen Codes. Daher erweist es sich als Notwendigkeit, deren Ort heute zu bestimmen und mit neuem Sinn zu füllen. Christliche Liturgie ist daher ein „offenes“ Kunstwerk, offen für Sinnerweiterungen und neue Formen²⁸³ — anders gesprochen: Inszenierung von Gottesdienst ist nicht zusätzliche Gestaltungsfrage oder Frage der Werbung, sondern ist Notwendigkeit aus dem Wesen des Sakramentes, aus dem Wesen der Kirche heraus, die ebenfalls ständig sich und die bleibende Identität des Gefeierten inkarniert in konkrete Lebensumstände.

Liturgie als poetische Ausdruckshandlung

Nur auf einer ersten Reflexionsebene scheinen „objektive Liturgie“, die sich in einer fixen Sprachlichkeit und vorgegebenen Formen äußert und die Inszenierung von subjektiven Lebenserfahrungen, wie sie in der Neuzeit Ausdruck der Emanzipation und Freiheit wurden, Gegensätze zu sein. Wie Susanne Heine in ihrem Artikel über Emanzipation und Ritual aussagt: Unser Denken ist noch immer geprägt von der fatalen Gegenüberstellung von Objekt und Subjekt, deren Konsequenz Autonomie (das Subjektive unterwirft das Objektive, auf das es nicht mehr ankommt), oder Abhängigkeit (das Eigene verschwindet hinter dem Objektiven, „die Kirche möchte sich so die Menschen gefügig machen“) ist.²⁸⁴

Richtiger wäre es, diesen Antagonismus aus einer anderen Perspektive zu betrachten: Denn immer geschieht Interaktion zwischen dem Subjekt und den objektiven Elementen im Dialograum der Feier. Erst in dieser Interaktion bekommt das Objektive seine existentielle Bedeutsamkeit und kommt als „Neues“ auf das Subjekt zu, das sich kreativ das Alte neu aneignet. Glaube und Liturgie beziehen sich daher nicht auf bloße objektive Tatsachen oder auf subjektive Einbildungen, sie passieren in einem intermediären Raum, der eine Brücke bilden kann, indem Äußeres und Inneres, Tradition und innere Befindlichkeit so verbunden werden, dass etwas Vorgegebenes existentiell bedeutsam werden kann.²⁸⁵

Diese Kreativität bringt die ursprüngliche Einheit von Gott, Welt und Mensch *poietisch* zum Ausdruck: Aristoteles unterschied Praxis als Handeln und *poihsiq*, als Handeln, indem nicht das, was in einem selber primär liegt, sondern das,

²⁸³ A.a.O., 358 — 365.

²⁸⁴ Vgl. Heine, Susanne: Emanzipation und Ritual, in: Zulehner, Paul M. (Hrsg.) / Auf der Maur, Hansjörg / Weismayer, Josef u.a.: Zeichen des Lebens. Sakramente im Leben der Kirchen - Rituale im Leben der Menschen, Ostfildern 2000, 254.

²⁸⁵ A.a.O., 255.

was im „Objekt“ liegt, hervorgebracht wird. Praktisches, sittliches Handeln hat den Sinn in sich selbst, poetisches Handeln darin, ein sichtbares Kunstwerk hervorzubringen. Ist liturgisches Handeln poetisch, muss darin ohne weitere Erklärung und Reflexion der Glaubenssinn *gestalthaft* Ausdruck erhalten. Die Gestaltung als poetisches Handeln ist also nicht Unterweisung, sondern transparent machen dessen, was Sinn und Relevanz der Heilsgeschichte ist. Zum Wesen des poetischen Handelns gehört auch das Moment der *Repräsentation*, wodurch ein Inneres ausgedrückt wird, bzw. umgekehrt eine Äußerlichkeit Ausdruck eines Inneren ist. Diese Repräsentation gelingt aber nur, wenn das Innere lebendig wird (ansonsten bleibt es totes Symbol), und wenn der äußere Bedeutungsträger zeitgemäß ist, sodass er die Vermittlungsaufgabe übernehmen kann. Poetisches Handeln ist immer auch durch *Eigenzeitlichkeit* geprägt. Aus dem Zeitraum praktischen Handelns herausgenommen, wird erinnernd vergegenwärtigt, was gemeinsamer Glaubensgrund ist (Anamnese) und vorweggenommen, was künftige Verwirklichung sein wird (Prolepsis). Schließlich sind auch *sinnenfällige Gestaltungselemente* als symbolische und zeitabhängige Repräsentationen der inneren Heilswirklichkeit.²⁸⁶

Liturgie kann daher nicht Konservierung eines bestimmten Ritus sein, sondern neue schöpferische Umprägung, um das zu Feiernde präsent zu halten. Natürlich ist die Institutionalisierung und Festlegung der Feierform notwendig. Das ursprüngliche Charisma als rein emotionales, außeralltägliches Handeln kann nur vor den Gewalten des Alltages geschützt werden durch die Fixierung, welche die Feiernden entlastet, ständig neu alles zu entwerfen und den Inhalt des Gefeierten vor willkürlichen Veränderungen schützt. Tradition und Fixierung schützen also die *Authentizität* des Geistes und des Neuen Lebens in der Kirche.²⁸⁷ Was gefeiert und in Liturgie verkündet wird, welche Sinnzuschreibung die Symbolhandlungen der Messfeier erhalten, ist nie subjektiv und im Belieben der Feiernden. Aber genauso gilt umgekehrt, dass die ursprüngliche Lebendigkeit nur erhalten bleiben kann, wenn der adäquate Ausdruck der Tradition im Heute gefunden werden kann.

Eine Fehlform von Kulturation: Die Ästhetisierung des Gottesdienstes

Es ist beachtenswert, dass schon Guardini vor einer Gefahr warnt, die heute angesichts der Erlebnisgesellschaft einerseits und dem Wunsch vieler nach einer „schönen“ und mystischen Messfeier, aktuell ist: Die Gefahr besteht, dass Messfeier nur wegen ihres Schönheitswertes gewählt wird. Wie ein Kunstwerk ist aber Liturgie nur aus dem gesamten Lebenskontext bewertbar.

²⁸⁶ A.a.O., 256ff.

²⁸⁷ Vgl. Jetter: *Symbnol* 88; Hahne: *arte celebrandi*, 233; Gebhart: *Fest und Feier*, 27f, 73.

„Schön“ aber im philosophischen Sinn ist etwas (oder jemand) dann, wenn das Ding, das Kunstwerk, die Interaktionsform oder der Mensch sein innerstes Wesen und Bedeuten im Seinsausdruck ausspricht, wenn der Ausdruck *wahrhaftig* ist. „Schön“ ist eine Messfeier also dann, wenn das innerste Wesen der Feier, die Begegnung mit dem Gekreuzigten und Auferstandenen Christus, so zum Ausdruck kommt, dass sie für den Feiernden existentiell bedeutsam wird. Das setzt auf Seiten des Mitfeiernden aber ebenfalls voraus, dass dieser in der Feier wahrhaftig wird, dass in der Feier sein Wesen, seine Lebensgeschichte und sein Lebenssinn wahrhaftig zum Ausdruck gebracht wird; wenn der Lebensvollzug Christi in seinem Sterben und dessen Bedeuten, das er im Letzten Abendmahl dem gibt, zum Lebensvollzug des Feiernden geworden ist. Ansonsten wird Messe schnell bedeutungslose Spielerei und bloße Voraussetzung für ein Ausdrucksergebnis²⁸⁸, Verpackung ohne Inhalt, die Selbstzweck ist.

Ars vivendi, ars celebrandi, ars praesidendi

Gottesdienst strebt seinem Wesen gemäß so nach künstlerischer Gestaltung, nach poetischer Ausdrucksgestaltung und Inszenierung der Lebenserfahrungen des Einzelnen als Christuserfahrung der Kirche. Werner Hahne fordert dafür nicht eine weitere Perfektionierung ein, sondern eine mitreißende Gesamtschau, welche auch die pastoraltheologischen und lebens theologischen Aspekte des Gottesdienstes berücksichtigt. Dies ist nach seiner Meinung dadurch zu erreichen, dass Gottesdienst zu feiern als „Kunst“ begriffen wird und eine „ars celebrandi“ im Geiste der Liturgiekonstitution ausgearbeitet wird.²⁸⁹

Diese Feierkunst bedeutet zu erspüren und erfahren, dass Gott in der Feier den Menschen Lebens und Spielraum eröffnet. Wie Hahne festhält bedeutet dies auch, dass Liturgie hier eine Widerstandsposition gegenüber den destruktiven Spielen der menschlichen Gesellschaft und der verdrängenden Vereinsseitigung sozial akzeptablen Lebens auf „jung, schön und gesund“ einnimmt. Gottesdienst sollte so gestaltet werden, dass die Schönheit und Faszination der Christus gestalteten Welt und menschlichen Gesellschaft durchscheinen kann. Feiernde Christen dürfen sich dann als Avantgarde verstehen, die künstlerisch proleptisch vorwegnehmen, was absolute Zukunft — im eschatologischen Modus — der Menschheit ist. Christlicher Gottesdienst ist dann Spiel der Befreiung und ausgesparter Zeitraum, um frei das Handeln und die Einstellung

²⁸⁸ Vgl. Guardini: Geist der Liturgie, 68 — 73.

²⁸⁹ Vgl. Hahne: arte celebrandi, 29. — So wie Werner Hahne seine Dissertation als Vorarbeit dazu versteht, so versucht auch diese Dissertation dafür aus anderer Blickwarte Beiträge zu liefern.

Christi einzuüben – aus dem christlichen Alltag heraus und in diesen zurück: Feierkompetenz gründet immer in Lebenskompetenz.²⁹⁰

Daher ist auch künstlerische Kompetenz des Feiernden (*ars celebrandi*), nicht nur des Vorstehers (*ars celebrandi et praesidendi*) gefragt.²⁹¹ So sollen drei Teilbereiche unterschieden werden:

Lebenskompetenz (*ars vivendi*)

Die Lebenskompetenz des einzelnen und die Kunst zu feiern hängen existentiell miteinander zusammen, wie die Ausführungen über die Liturgie als Fest und Feiern und der Abschnitt über die heilende Dimension des Gottesdienstes erahnen ließen. Lebenskompetenz als Bewältigungsfähigkeit von Spannungen (*co-ping*) mit Hilfe von Ressourcen setzt erst die Fähigkeit, sich aus dem Alltagsleben herauszunehmen und dieses dankbar anzunehmen und das Leben voll Freude zu genießen, voraus und fördert die Feier – Fähigkeit des Menschen.

Ars celebrandi lebt von der Fähigkeit, das Drama des Lebens mit dem Drama der Liturgie zu verbinden. Jeder darf seine kleine Lebensgeschichte im Licht der großen Heilsgeschichte deuten und verstehen – unterstützt von vielfältigen Inszenierungen des Dramas, das sich hier vollzieht. Gerade das existentielle angesprochen sein von biblischen Texten ist hier Quelle der Erschließungserfahrung, die den poetischen Prozess der Aneignung in Gang setzt. Der gesunde Zugang zur eigenen Lebensdynamik ist dafür Grundvoraussetzung.²⁹² Menschen, die sich über die tiefen Regungen ihres Lebens nicht im Klaren sind, die gehetzt von der oberflächlichen Vielfalt nicht in die Tiefe hinabsteigen können, oder wollen, die nur Selbstbestätigung aber keine herausfordernde Vergewisserung suchen, werden schwer die Brücke der Liturgie beschreiten können, damit das Gefeierte für sie lebensrelevant wird.

Feierkompetenz (*ars celebrandi*)

Die Feierkunst beschreibt die Fähigkeit des Menschen der heutigen Zeit, Eucharistie zu feiern und die „Heutigkeits—“ Fähigkeit von Messfeiern. Im Kern der *ars celebrandi* steht dabei nicht nur das „know—how“ und „Entertainment“ oder die Kommunikationsfähigkeit des Vorstehers, der Rollenträger oder der Gemeinde, oder etwa die Optimierung und Adaption von Einzelelementen an heu-

²⁹⁰ Vgl. Hahne: *arte celebrandi*, 368-376. – Anm.: Wer eine Kunst ausübt, hat darin „Kompetenz“, Fähigkeit den künstlerischen Akt zu tätigen: Deshalb wird die „Kunst zu Feiern“ auch als „Feierkompetenz“ treffend titulierte werden, auch wenn darin sich eine Akzentverschiebung ergibt.

²⁹¹ A.a.O., 32.

²⁹² Vgl. Geier: *arte celebrandi*, 194.

tige Ausdrucks und Verständnisformen, sondern eine *ästhetische – poetische* Kompetenz. Die Feierkunst ist die Fähigkeit, dem mystagogischen Wesen in der gemeinsamen Feier so Raum zu geben, dass das Handeln des Auferstandenen existentiell relevant wird, „glaubens–resonant“ ist.²⁹³ Das erfordert die *künstlerische Feierkompetenz* aller Mitfeiernden, die sich dann in einzelnen Elementen verbessern lassen wird, zum Beispiel hinsichtlich der Sprachkultur, stimmiger Musik, sinnenfälligerer Symbole und Handlungen, Oasen der Stille zu bieten, Partizipationsstrukturen.

Gestaltungskompetenz (ars praesidendi)

Als dritter Teilbereich kann die Kunst des Vorstehens und Gestaltens von Liturgie differenziert werden. Sie beschreibt die Kompetenz, so der Liturgie vorzustehen, dass das Gefeierte zum Schwingen gebracht wird, dass die verbalen wie nonverbalen Ausdruckselemente stimmig zu einander und zum Inhalt stehen, dass die Anwesenden zu Mitspielern werden — besonders durch partizipative Elemente, dass der Lebensbezug durch Predigt und der Feier als Ganzer transparent wird, dass die Anwesenden ihr Christ Sein in der Versammlung verwirklichen können.²⁹⁴

²⁹³ Vgl. Redtenbacher: Liturgie und Leben, 67f; Sauer, Ralph: Liturgie – ein Ort der Katechese?, in: Kranemann, Benedikt (Hrsg.): Heute Gott feiern. Liturgiefähigkeit des Menschen und Menschenfähigkeit der Liturgie, Freiburg im Breisgau u.a. 1999, 142.

²⁹⁴ Vgl. Hahne: arte celebrandi, 334.

ZUSAMMENFASSENDE THESEN: SICHERUNG DES ERTRAGES

Die Feier christlicher Liturgie im allgemeinen und der Eucharistiefeier im besonderen findet heute in einer Gesellschaft statt, die geprägt ist von einem hohen Maß an Individualität, Übernahme von Marktgesetzen auf die religiösen Ebenen der Lebensdeutung und vor mehrdimensionaler Mobilität. Religiöse Lebenseinstellung wird unter dem „Zwang zur Häresie“ (Auswahl) zum Baukasten verschiedener Elemente durch Entscheidung und Auswahl. Unter diesen Umständen werden wir als Kirche damit rechnen müssen, dass besonders Rituale zur Dienstleistung für spirituell Orientierung suchende Menschen werden, ohne das daraus eine Lebensbindung folgt. Der Mensch von heute ist neu „Liturgie bedürftig“.

Die hohen Grade an Mobilität, die von Menschen erwartet werden und der Mangel an Stabilität lassen Menschen heute neu stabilisierende Netzwerke frei gewählter Beheimatung suchen. Wo durch einen gastfreundlichen und einladenden, die Freiheit des einzelnen respektierenden Stil Beheimatung in der liturgischen Feier und in der Gemeinde als feiernder Gemeinschaft gelingen kann, dort hat sie ganz neue Relevanz für das Leben der suchenden Mobilitätskünstler.

Durch die unterschiedlichen Deutungsmuster der Menschen, wie sie die Wirklichkeit bewerten, muss man auch hinsichtlich der Deutungen und Sicht der Gestaltung von Sonntagmesse eine große Vielfalt erwarten. Die Feier der Messe braucht von daher einen „katholischen“ Stil, der nicht uniform einen Stil gelten lässt sondern sich an der vorhandenen Vielfalt orientiert und diese integrierend inszeniert.

Die heutige Gesellschaft ist nicht a—religiös, sondern religionsproduktiv, sie verlangt nach, das Leben stabilisierenden und Sinn vermittelnden Ritualen. Mit diesen religionsproduktiven Tendenzen gilt es den Reichtum christlicher Symbolwelt durch mystagogische Vertiefung auf den Mehrwert christlicher Liturgie hin in Dialog zu bringen.

Menschen, die im Wohlstand leben, tendieren zur Orientierung ihres Lebens nach inneren Vorlieben und Erleben. Der Blick richtet sich dabei auf subjektiven Lustgewinn, äußere Umstände werden für die „wellness“ funktionalisiert. Auch Gottesdienst wird durch die Erlebnistrationalität zum Auswahlprojekt: Menschen werden Messen wählen, wenn sie ihrem Gestaltungsstil und religiösen Erwartungshorizont entsprechen und daher für sie positives und schönes Erleben implizieren. Es gilt daher die unterschiedlichen Stilgruppen und Erwartungen aufzudecken und Messe so zu gestalten, dass im jeweiligen Erlebnishorizont die Verkündigung und das Erleben des Transzendenten besser ermöglicht wird. Ge-

meinden sind aber keine gemachten Stilgruppen, sondern immer Gemeinschaft der vom Glauben betroffenen.

Bei der Kulturation von Messfeiern in die heutige Erlebnisgemeinschaft sind sowohl Ästhetisierung (die Verpackung wird eigentliche Inhalt) als auch Trivialisierung (Anpassung an Kundenwünsche), Pädagogisierung (Liturgie wird Ort nachgeholter Katechese) und „Eventisierung“ (Messe als Mitmachshow und ständig neu entworfenes Happening) zu vermeiden. Wichtig ist es aber, die religiöse Dimension unseres Lebens in christlichen Ausdrucksformen *erlebbar* werden lassen. Dazu bedarf es Orientierung am Erlebnishorizont der Mitfeiernden und unterschiedliche Formen und Gestaltungen.

Gottesdienst hat die Pflicht, die soziale Milieuverengung aufzubrechen und gelebte *Communio* mit denen zu verwirklichen, die sich die Erlebnisrationalität schlichtweg nicht leisten können und von anderen Problemen geplagt werden, als Orientierungslosigkeit und Langeweile. Qualität von Gottesdienst ereignet sich dann nicht nur in der Inszenierung, sondern in der prophetisch befreienden Begegnung mit Christus, der das Leben der einzelnen und das Miteinander wandelt.

Die neue Ritenbedürftigkeit bedeutet für die christliche Feier von Sakramenten Aufmerksamkeit und Sorgfalt im Umgang mit den kirchlichen Riten. Sie hat sich aus mitmenschlicher Verantwortung zur Verfügung zu stellen, damit die anthropologisch heilenden Funktionen der Riten für Menschen zum Segen werden. Christlicher Gottesdienst übernimmt die existentiellen Funktionen des Ritualen, wo er kontinuierlich gefeierte heilende Begegnung mit dem Göttlichen ist. Es ist hier aber auch das Prinzip der gewaltfreien Ritendiakonie zu beachten: Die therapeutische Funktion der Rituale muss frei verfügbar sein, ohne Zwang zu kirchlichem Engagement.

Die Spannung zwischen dem Ritenbedarf des Menschen und dem, was Kirche in den Sakramenten feiert, bedarf einer verantworteten Sakramentenpastoral. Auch bezüglich der Messfeier ist der Weg der Ermöglichung des graduellen Hineinwachsens und eine Kultur der Gastfreundschaft geboten. Es ist aber auch notwendig, alternative Feierformen zu entwickeln als (prä)katechumenale Feiern, die wirklich Liturgie sind, aber nicht die „Verpflichtung“ der Sakramente mit sich bringen.

Menschen suchen „Heil“ als Steigerung des Wohlbefindens und ihres Lebensglückes. Dieser Suche nach Heil kommt christlicher Glaube als therapeutische Religion entgegen. Liturgie und Messfeier im speziellen können als salutogene Ressourcen angesehen werden: Wir feiern in der Messfeier den Weg Jesu, wie er mit dem Leid umging und seinen therapeutischen Weg, der die Wunden und den Tod als Teil der Beziehung zu Gott aufdeckt. Wo das persönliche Leiden in die größere Leidensgeschichte als Heilsgeschichte hineingestellt wird, passiert Wandlung des Menschen auf Heilung hin. Heilung geschieht also exis-

tentiell durch Jesus, der sein so – sein und seinen Leidensweg akzeptiert und der neue Gemeinschaft mit Gott sogar dort eröffnet, wo es keine Beziehung mehr gibt: Im Tod. Das endgültige Gelingen des Lebens kann nicht am Tod vorüber errungen werden, sondern nur durch den Tod hindurch – wobei darin gerade nicht Scheitern, sondern heiles Leben liegt. In der Mitfeier der Messe kann diese Dynamik zur eigenen Lebens – Heildynamik werden, wenn die *salutogenetischen* Dimensionen vorkommen dürfen und aufgegriffen werden.

Eine Grundform menschlichen Verhalten ist, dass Menschen Feste feiern. Feste ermöglichen außeralltägliches Handeln, um dem belastenden zweckorientierten Alltagsleben zu entfliehen und das Leben genießen zu können. Feiern schreiben dem Alltag Sinn zu, durch Vergewisserung des „Mehrwertes“ des Lebens und den gemeinsamen Werten. Diesem Bedürfnis entspricht die, durch die liturgische Bewegung wiedergewonnene Erkenntnis, dass jedes Sakrament aus ihrem Wesen heraus Feier ist.

Der Feiercharakter wird dann deutlich, wenn Kirche aus dem Pascha Transitus lebt und wenn sich die Versammelten, die sich Jesu Hingabe in Brot und Wein schenken lassen, einbeziehen lassen in Jesu Hingabe an den Vater im Dienst an den Menschen. Messe feiert die Wandlung der Welt und des eigenen Lebens auf Reich Gottes hin, aus dem Alltag heraus und in diesen hinein (Diabasis). Als Konsequenz daraus ergibt sich eine kritische Anfrage an die „harmlosen“ Gestaltungen von Messen, besonders für Kinder und Jugendliche. Wird durch diese Feiern die „Gottesgefahr“ als drängende Dynamik auf Veränderung und Heilung des „Alltages“ spürbar werden?

Christliche Liturgie ist daher wesentlich sakramentale Feier, als solche hat sie eine „Innenseite“, das Wesentliche des Handelns Gottes am Menschen das der „Machbarkeit“ entzogen ist, und eine „Außenseite“, eine dramatische Inszenierung und Gestaltung, welche die Aufgabe hat, das Gefeierte zum Klingen zu bringen und es „darzustellen“, damit es für die Mitfeiernden *relevant* wird. Damit dieser Vermittlungsvorgang gelingt und das Fest lebendig gefeiert werden kann, ist daher eine den Zeitumständen und Lebensumständen der Menschen angepasste Art des Feierns gefragt.

Feiern haben immer auch gemeinschaftsstiftenden und erhaltenden Charakter. Wenn Liturgie Feier ist, dann ergibt sich daraus auch der gemeinschaftliche Charakter der Messfeier. Alle sind Mitfeiernde, „Zelebrenten“.²⁹⁵ Eine Feierkultur muss daher alles tun, damit die Gemeinschaft erfahrbar und greifbar wird, auch über die Feier selbst hinausgehend.

Menschen wünschen heute aufgrund der Erlebnisorientierung persönliche Gotteserfahrung „aus erster Hand“, wie der Apostel Thomas. In der Tiefe des Her-

²⁹⁵ Auch wenn die *Instructio „Redemptoris Sacramentum“* in Nr. 42 ausdrücklich den Begriff vermieden haben will, um Mißverständnisse zu vermeiden.

zens spürt jeder Mensch, bewusst oder unbewusst, ein Gottes – Ahnen, mag es noch so diffus oder verdrängt sein. Die Fraglichkeitsstruktur des Mensch—Seins kann Anknüpfungspunkt sein, denn dort sind Menschen auf ihren Glauben und ihr Gottesbild hin ansprechbar. Konsequenz daraus ist, dem Fragenden den tiefen umfassenden Bezug der christlichen Liturgie und die Tiefe des Mysteriums zu erschließen, das den Menschen „unbedingt etwas angeht“. Diese maieutische Aufgabe der vertiefenden mystagogischen Begleitung führt in die sakramentale Begegnung mit dem christlichen Mysterium des lebendigen Gottes hinein, wodurch die diffuse Gottesehnsucht in der Feier der Liturgie ihre christliche Prägung erhält.

Im christlichen Sinn hat Liturgie immer *Ereignischarakter*, ist Epiphanie Gottes in der Welt. Im Mittelpunkt des Feierns steht das Aufstrahlen der Herrlichkeit Gottes, das Spüren des Himmels von Gott her mit allen Sinnen. Messfeier ist aber keine „Magie“, sondern *personale Begegnung*, und Begegnung kann man sich nur schenken lassen im Jetzt. Die subjektive Wahrnehmung bestimmt das Erleben und ist *theologischer* Ort der Erkenntnis. Die Aufmerksamkeit gilt es daher, auf die Ermöglichungsbedingungen dieser Öffnung auf Gott hin zu legen, damit Begegnung gelingen kann.

Die Erfahrung des Schönen (Ästhetik) ist Erschließungserfahrung des Mensch—Seins und der Schöpfung, wie sie wesentlich von Gott her gemeint ist und in ihrem Wesen auch ist. Ästhetik ist Teilhabe und Kommunizierbarkeit des Schön Seins Gottes, vermittelt in der Erfahrung des „schön Werdens“ der Wirklichkeit in Transparenz auf Christi doxa hin. In der Feier der Eucharistie wird in der Hineinnahme des Leidens des Hässlichen das schön sein Christi epiphaniehaft vorweggenommen, im Verkosten des Gebrochenen die Teilnahme am Schön Sein des auferstandenen Lebens erfahren. Liturgie ist daher nicht Gnosis, sondern Aisthesis. Daher wird auch Gestaltung des Gottesdienstes als Eröffnung eines Raumes, wo diese Erfahrung des Schönen möglich wird, immer wichtig sein.

Gottesdienst ist befreiend, gerade weil er „zwecklos“ ist, weil er nicht Mittel zur Anwendung ist, um eine bestimmte Wirkung zu erreichen, sondern in sich ruhende Welt des Le Gottesdienst befreiend ist, gerade weil er „zwecklos“ ist, weil er nicht Mittel zur Anwendung ist, um eine bestimmte Wirkung zu erreichen. Liturgie ist aus sich selbst *sinnvoll*, daher braucht sie nicht *zweckgerichtet* zu sein. Wo dies in der Gestaltung missachtet wird, steht der Gottesdienst in Gefahr nicht mehr jener zweckfreie Raum zu sein, wo Menschen einfach sein und leben dürfen. Gottesdienst „bringt nichts“.

Gottesdienst feiern heißt, sich einzulassen auf das „Neue Spiel“, das Gott mit dem Christus Ereignis mit der Welt begonnen hat, in bewusster Distanzierung und Spannung zu den sonstigen oft destruktiven Spielen, die Menschen miteinander auf der Welt spielen. Das „Neue heilige Spiel“ bedeutet, dass Menschen

sich aus ihren unheilvollen und (selbst)zerstörerischen Lebensspielen herausreißen, befreien lassen (Metanoia, Umkehr). Gottesdienst eröffnet heute einen Spiel – Raum für Menschen, sich an der heilvollen Dynamik des „Erlösungsspieles“ zu beteiligen und die Einladung, sich um immer mehr Mitspieler zu bemühen.

Das „Heilige Spiel“ braucht Spielregeln (Normen), aber auch kreative Lebendigkeit, damit Wandlung passiert. Dieses Spannungsfeld zwischen Ritustreue und Experimentierfeld für Neues lässt Gottesdienst lebendig werden.

Damit das Gefeierte heute identisch und aktuell gefeiert werden kann, sind ständige Sinnfüllungsprozesse notwendig. Inszenierung von Gottesdienst ist nicht zusätzliche Gestaltungsfrage, sondern ist Notwendigkeit aus dem Wesen des Sakramentes.

Objektive Elemente, Formen und subjektive Inszenierung eigener Lebenserfahrungen sind nicht gegeneinander gerichtete Pole. Liturgie als poetische Ausdruckshandlung ist Interaktion zwischen dem Subjekt und den objektiven Elementen im Dialograum der Feier. Erst in dieser Interaktion bekommt das Objektive seine existentielle Bedeutsamkeit und kommt als „Neues“ auf das Subjekt zu. Liturgie bezieht sich daher nicht auf bloße objektive Tatsachen oder auf subjektive Einbildungen, sie passiert in einem intermediären Raum, der eine Brücke bilden kann, indem Äußeres und Inneres, Tradition und innere Befindlichkeit so verbunden werden, dass etwas Vorgegebenes existentiell bedeutsam werden kann.

Ist liturgisches Handeln poetisch, muss darin ohne weiter Erklärung und Reflexion der Glaubenssinn *gestalthaft* Ausdruck erhalten. Die Gestaltung bedeutet also transparent machen dessen, was Sinn und Relevanz der Heilsgeschichte ist. Dies geschieht durch repräsentative Symbole und Handlungen.

Gottesdienst strebt seinem Wesen gemäß so nach künstlerischer Gestaltung und braucht eine Gesamtschau als „ars celebrandi“, zu differenzieren in eine Lebenskunst (ars vivendi), eine Feierkunst (ars celebrandi) und eine Gestaltungskunst (ars praesidendi).

KAPITEL 4: GOTTESDIENSTQUALITÄT: PASTORALLITURGISCHE ERMUNTERUNGEN

KAPITEL 4: GOTTESDIENSTQUALITÄT: PASTORALLITURGISCHE ERMUNTERUNGEN

EINLEITUNG

In diesem Abschnitt werden nun Wegmarkierungen erarbeitet, die Gemeinden und Seelsorger unterstützen und leiten können, die sich um eine Hebung der Qualität ihrer sonntäglichen Gemeindegottesdienstfeier verstärkt bemühen wollen. Das Ziel wird nicht der Entwurf eines „Idealgottesdienstes“ sein, oder die Ausarbeitung konkreter Modelle, die jemand nur anwenden bräuchte – denn wie aus der Befragung und aus den theologischen Erwägungen hervorging, ist die jeweilige Situation der Menschen vor Ort „theologische Erkenntnisquelle“ und fließt daher neben den allgemein anthropologischen Voraussetzungen und den sakramententheologischen und kirchlichen Ecksteinen in die konkrete Ausgestaltung der Eucharistie mit ein. Die Arbeit des Nachgehens und Fragens der Menschen in der Gemeinde, wie sie empfinden und welche Lebens und Glaubensgeschichte sie in die Feier immer schon individuell, wie auch als Gemeinde mitbringen, wird bleiben.

Doch sind die Ergebnisse des Forschungsprojektes in zweierlei Hinsicht Unterstützung und wertvolle Anregung:

Einerseits im Hinblick auf die verwendete Methode zur Erhebung der soziologisch relevanten Daten. Einreißfragebogen, Leitfaden zu den geführten Interviews und liturgisch praktischer Beobachtungsrahmen stehen als Materialien zur Verfügung.²⁹⁶ Sie können und sollen nach Gemeindesituation angepasst werden und auch an Schwerpunkten, an denen man besonders arbeiten will, verbreitert bzw. vertieft werden. Die Genese der Materialien wurde im ersten Teil dieser Dissertation dargelegt und kann auch als Anregung einer möglichen Kommunikation in der Pfarrgemeinde oder zwischen Pfarrgemeinden, die gemeinsam Gottesdienste auf ihre Wirkung hin ansehen möchten, im Vorfeld dienen.

Andererseits sind die Ergebnisse inhaltlich Wegweisungen, in welchen Richtung sich ein „Qualitätsmanagement“ der Sonntagsmessen entwickeln wird. Die erhobenen Daten beziehen sich auf die Großstadt Wien und dabei auf ausgewählte Gemeinden bzw. gottesdienstmitfeiernde Wiener. Sie haben soweit es sich um Schlussfolgerungen aus den gewonnenen Daten bezieht daher auch nur beschränkt „universale“ Richtigkeit, nämlich insofern allgemein anthropologische Tatsachen dadurch beleuchtet werden, oder sie sich auf kirchlich — christliche Liturgietheologie beziehen. Manche Bausteine entsprechen sicherlich kulturell der europäischen (oder allgemein „westlichen“) Lebensweise, wie sie als gesellschaftlicher Kontext im zweiten Abschnitt der Arbeit erhoben wurde. Anderes gilt wahrscheinlich nur lokal, aber dies sei den Abwägungen des Lesers überlassen, denn die „Inkarnation“, die Kulturation wenn man so will, der liturgischen

²⁹⁶ Siehe Materialsammlung im Kapitel 5

EINLEITUNG

Ausdrucks und Gestaltungsformen im Rahmen der kirchlichen Vorgaben ist ja in jedem Fall nötig.

Das Ziel dieser Bemühungen ist es, alle Rahmenbedingungen und Ausdrucksformen der Messfeier so zu gestalten, dass diese „gottvoll“ und „erlebnisstark“ wird: Liturgie als poetische „Kunst“, als Christen in Gemeinschaft zu feiern und darin die Schönheit des auferstandenen Christus, der Begegnung schenkt, existentiell erleben zu können, sodass das Leben gewandelt wird auf Reich Gottes hin. Qualitätvoll ist Messe nicht, wenn Christen nachher aussagen, dass hier schnell ein Ritus heruntergespult wurde, der sowieso mit ihrem Leben nichts zu tun hat, wo unverständliche Gebete vorkamen, bei denen man abschaltet und der Priester um sich selbst als Lehrer zu profilieren fünf mal predigte und das obendrein noch fad mit monotoner Stimme und alles noch dilettantisch inszeniert wurde, von den schrägen Tönen der Orgel, bis zum stotternden Lektor und der unpassend gekleideten Kommunionhelferin.²⁹⁷ Qualitätvoll kann eine Eucharistie genannt werden, wenn Menschen nach der Mitfeier sagen, dass sie in der Feier tatsächlich so Relevantes erlebt haben, dass es ihr Leben in Christus ermöglicht und bestärkt; sie dadurch zu den Menschen in ihrem Alltag sich gesendet wissen; sowie *ihr eigenes* Leben gefeiert haben, so dass es als Leben, in dem immer Gott schon wirkt, verstehbar wurde — und sie gleichzeitig gespürt haben, dass hier Menschen miteinander feiern, die zumindest versuchen als „neue Menschen“ miteinander zu leben, unter der Leitung eines Priesters, der zunächst Glaubender ist und für die Gemeinde den Dienst der Einheit ausübt; wenn sie die Feier als „schön und stimmig“ empfinden, die in einem von schlichter Einfachheit und sorgfältiger Pflege geprägten Heiligem Raum stattfindet.

Die verschiedenen Aspekte, die im Folgenden angesprochen und verdeutlicht werden, sollen daher als Ermunterung verstanden wissen, auf einem Weg zu einem gemeinsamen pastoralliturgischen Ziel Schritte zu setzen. Manches ist sicherlich nicht „neu“ – aber dennoch notwendig, dass es (wieder) ins Bewusstsein gerufen wird und manche „munter“ werden, sensibel, für die Wichtigkeit der Entwicklung einer Qualität von Sonntagsmessen für die gesamte Pastoral der Kirche.

²⁹⁷ Dies alles sind Vorwürfe an die konkrete Praxis, die zwar in dieser Untersuchung von den Befragten so nicht ausgesagt wurden, die ich aber immer wieder bei diversen Gesprächen mit Menschen, die ich als Priester in den Pfarrgemeinden führe, gehört habe, bzw. sind es teilweise Eigenerfahrungen an Urlaubsorten (oder auch in Wien).

DIE BEIDEN BRENNPUNKTE: „GOTTVOLL“ UND „ERLEBNISSTARK“

Eine gottvolle Liturgie

Eine qualitätvolle Eucharistiefeier erweist sich zuallererst darin, dass sie einen Raum eröffnet, in dem den feiernden Christen die „Gotteserfahrung aus erster Hand“ nicht durch Störfaktoren verstellt wird, in dem das Handeln Gottes durch Jesus Christus im Heiligen Geist an den „Mitspielern“ heute so dargestellt wird, dass es existentiell relevant wird. Gottes Handeln ist der Kirche in den Sakramenten vorgegebene Gnade, bleibend unverfügbar und geschenkt. Eine Messfeier ist daher aus ihrem Wesen gottvoll, aber da das Wirken Gottes immer in gemeinschaftlichem, menschlichem Handeln Gestalt annimmt, ist Gottesdienst auch immer *menschliches* Handeln und daher *Frage der Inszenierung*.

Der eine Brennpunkt allen Bemühens um eine Qualität des Gottesdienstes heißt also Gotteserfahrung zu ermöglichen durch Entfaltung von Elementen, die dem Mysterium Raum und Zeit einräumen und den Menschen bereit machen, Gott in ihrem Leben zu erfahren. Rahner bezeichnet eine solche Seelsorge, die das Ziel hat die Gottesehnsucht der Menschen aufzuspüren und die Aktivität der Kirche als Explikation ihrer eigenen Geschichte mit Gott verstehen zu lernen als „Mystagogie“: Es geht daher nicht um ein „Reden über Gott“, welches allzu leicht in ein formelhaftes „Gottesgeschwätz“ umschlägt, sondern darum: „*Das, was kirchlich an Feiern und Vorgängen gestaltet wird, [soll] die Anwesenheit Gottes im Herzen eines jeden Menschen urpersönlich spürbar machen*“.²⁹⁸

Im Gottesdienst wird daher wieder mehr Augenmerk auf individuelle wie gemeinschaftliche Spiritualität gelegt werden. Messfeier ist nicht ethische Lebensunterweisung, sondern Begegnung mit Gott, der immer schon Geheimnis unserer selbst ist. Je vielfältiger der Gottesdienst in Symbolen und Riten, in Gebeten und Formen Anknüpfungspunkte bietet, desto mehr können Menschen ihr Leben einbringen und Christus darin entdecken, so dass ihnen wie den Jüngern von Emmaus „die Augen aufgehen und sie ihn erkennen“.

Dies braucht gläubige Tiefe und spirituelle Dichte, die gerade auch durch Stillezeiten zum Ausdruck kommen, nicht durch Überfrachtung mit Sinnesreizen.²⁹⁹

²⁹⁸ Zulehner, Paul M.: Aufbrechen oder untergehen. So geht Kirchenentwicklung; Das Beispiel des Passauer Pastoralplans, Ostfildern 2003, 74.

²⁹⁹ A.a.O., 85.

Dies braucht Vorbereitung auf die Feier der Messfeier, eine im Alltag geübte Spiritualität, eine „ars vivendi“ im christlichen Sinn. Wer nicht bereit ist, Christus in sein Leben einzulassen und sich von ihm verändern zu lassen, den wird auch die wöchentliche Messfeier nur auf der horizontalen Dimension der Gemeinschaftlichkeit etwas bedeuten, aber nicht Lebensrelevanz einnehmen. „*Der Fromme von morgen wird ein Mystiker sein, einerm der etwas "erfahren" hat, oder er wird nicht mehr sein [...]*“³⁰⁰ – wie Karl Rahner festgestellt hat. Zitieren wir diese Erkenntnis nur, oder wird sie Angelpunkt für eine zukunftsfähige Praxis der Kirche werden?

Eine „erlebnisstarke“ Liturgie

Aus dem Wesen der Liturgie als menschliche Ausdruckshandlung, als „Spiel“ und poetisches Handeln vor Gott und aus dem Kontext der Erlebnisgesellschaft folgt, dass Gottesdienst ein „Erlebnisprojekt“ ist. Viele Menschen in der Großstadt wählen einen Gottesdienst, weil er sie anspricht und sie positive Wirkungen für ihr Leben erfahren, Bestärkung, Gemeinschaft, angenommen sein, oder einfach Selbstverständliches, das bei aller Unbehautheit des Lebens Orientierung und Halt geben kann. Im Wissen um diesen Trend vor allem bei Menschen jüngeren Alters werden entsprechende Zielgruppengottesdienste bewusster gestaltet.

Auf der anderen Seite läuft jede „gemachte“ Art der Gestaltung in Gefahr, dass sich darin nur die Gestalter selber feiern und wichtig erscheinen wollen, um „den Menschen zu gefallen“. Dann wird liturgisches Handeln pervertiert. Papst Johannes Paul II. betont daher, dass Eucharistie niemals Privatbesitz ist, weder vom Zelebranten, noch von der Gemeinde und dass niemand das Mysterium unterbewerten darf, denn „*es ist zu groß, als dass sich irgend jemand erlauben könnte, nach persönlichen Gutdünken damit umzugehen, ohne seinen sakralen und seine universale Dimension zu achten*“.³⁰¹ Nicht ausgesagt ist damit die Unmöglichkeit zur je kontextuellen Ausgestaltung, denn jedes sakramentale Handeln gründet ja immer in der, in einer geschichtlichen Situation fleischgewordenen Zuwendung Gottes, in Jesus Christus, da Liturgie immer kirchlich ist, konkrete Fleischwerdung, Konkretisierung des Gefeierten, in einer bestimmten

³⁰⁰ Zahlhauser, A.: Der Lebensweg erzwingt notwendig Entscheidungen. Spirituelle Theologie, in: Batlogg, Andreas / Schmolly, Walter / Wassilowsky, Günther: Der Denkweg Karl Rahners. Quellen - Entwicklungen – Perspektiven, Mainz 2003, 276. – Originalzitat: Rahner, Karl: Frömmigkeit früher und heute, in: VII, 22. (= Schriften zur Theologie. Bd.VII), Zur Theologie geistlichen Lebens, Einsiedeln - Köln 1966 (21977).

³⁰¹ Papst Johannes Paul II.: Enzyklika *Ecclesia de Eucharistia*, in: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 159 (2003), (hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz), Nr. 52.

Situation. Selbst die Instruktion „Redemptionis sacramentum“ räumt ein, dass vor allem der Bischof darauf achten soll, dass die Freiheit, welche die liturgischen Normen einräumen, dazu genutzt wird, dass die konkrete Feier an den Kirchenraum, die konkrete Versammlung und an die Umstände dermaßen angepasst wird, dass sie dem Empfinden der Menschen entspricht.³⁰²

Aus dem sakralen Charakter folgt daher nicht ein neuer Rubrizismus, sondern die Pflicht zur Wahrnehmung der „Zeichen der Zeit“ vor Ort und deren Deutung im Licht des Evangeliums, um die Feier im Rahmen der Kirchlichkeit so zu gestalten, dass die Brücke von der eigenen Existenz zur größeren Einheit der Gemeinschaft der Kirche als im Geist Jesu geeinte Vielheit (und nicht Uniformität) und darüber hinaus zu Einheit mit Christus geschlagen werden kann. Diese Aufgabe des Pontifex, des „Brückenbauers“, fällt hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, dem Priester zu, der durch den Weihecharakter und die Sendung des Bischofs diesen universalen Charakter repräsentiert und diesen konkretisiert in der Sonntagsfeier der Gemeinde, der er vorsteht.

Die Notwendigkeit des Desiderates der „erlebnisstarken“ Liturgie als zweiter Brennpunkt der Qualitätsentwicklung bedeutet daher:

Die Anwesenheit Gottes im feiernden Mitvollzug der heilenden Zusage durch die Feier von Tod und Auferstehung Christi und das aus ihr Hervorgehende solidarische und tragfähige Netzwerk der Kirche wird mit allen Sinnen erfahrbar gemacht.

Die Sonntagsgottesdienste benötigen eine einladende Gestaltung, die aktive Teilnahme möglichst vieler, die konkrete Gemeinschaftserfahrung, eine Schönheit, die Gemüt und Sinne ansprechen und einen stimmigen Rahmen.

Daher gilt die besondere Aufmerksamkeit auf die sinnenhafte Ausfaltung der Symbole und rituellen Handlungen und deren existentielle Deutung. Sprache, Musik, nonverbale Codes und Körpersprache sind stimmig, wenn sie Verleiblichungen innerer Wirklichkeiten sind und nicht sinnentleerte Rituale.

Lebensnahe Gestaltung der Messfeiern, durch Anbieten von Anknüpfungspunkten an die eigene Lebensrealität einerseits und durch mystagogische Deutung andererseits, um immer mehr Gespür zu entwickeln für die heilende Kraft der Liturgie.

³⁰² Vgl. Papst Johannes Paul II.: Instruktion „Redemptoris Sacramentum“. Über einige Dinge bezüglich der heiligen Eucharistie, die einzuhalten und zu vermeiden sind, in: Verlautbarungen des Hl. Stuhles 164 (2004), (hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz), Nr. 21.

VERSCHIEDENE ERWARTUNGEN UND WAHRNEHMUNGSBRILLEN ALS HERAUS- FORDERUNG UND CHANCE

Unterschiedliche Erwartungen

Die Ergebnisse der beiden Erhebungen im Rahmen des Forschungsprojektes haben erkennen lassen, dass die Erwartungen, mit denen Mitfeiernde in die Feier der Messe hineingehen, sehr unterschiedlich sind. In der Auswertung wurde versucht die verschiedenen Aspekte zu bündeln und so ergaben sich zwei Erwartungsschichten, die durch eine dritte, die sich aus den Interviews ergab, ergänzt werden kann:

Die individuellen biographischen Erwartungen: Auf dieser Ebene erhoffen sich Christen Unterbrechung ihres Alltages, dessen Neudeutung, sowie Kraft zu schöpfen für die Bewältigung ihrer Sorgen. Je nach Lebenssituation wird dabei die Suche nach Trost, Ruhe oder inneren Aufbruch besonders betont. In diesem Sinn ist Messfeier für sie eine „Ressource“ zur Stressbewältigung und hat daher salutogenetischen Charakter. Damit diese heilende und gesundheitsfördernde Kraft wirksam werden kann braucht es aber von Seiten des Mitfeiernden Glauben und von Seiten der liturgischen Gestaltung lebensnahe Elemente und die Sorge um Anknüpfungspunkte – durch entsprechende Konkretisierungen in der Predigt, ansprechende Liedauswahl oder stimmige Riten, die Menschen existentiell berühren und sie den „heiligen Schild“ Gottes spüren lassen.

Soziale Erwartungen: Auf dieser Ebene erwarten die Mitfeiernden Integration und Annahme durch die FeiERGemeinschaft. Messe wird für sie zum geschwisterlichen Mahl, Ausdruck des miteinander geteilten Lebens und der tragfähigen Solidarität, die sich darin ausdrückt. Die sonntägliche GemeinDeucharistie wird so zur Quelle und zum tiefsten Ausdruck der gottgewirkten Koinonia der Pfarrgemeinde. Gleichzeitig sind Menschen heute frei in der Wahl ihrer sozialen Netzwerke und dem Ausmaß ihrer Bindung an sie. Vorgeschriebene Verbindlichkeiten wirken daher oft als unfreie Außenbestimmung, die abgelehnt wird. Es wird also mit sehr unterschiedlicher Bereitschaft zur sozialen Integration zu rechnen sein, was wiederum die Herausforderung aufwirft, wie sinnvoll und verantwortlich damit im Rahmen der liturgischen Feiern umgegangen werden kann. Die Balance zwischen der Gestaltung für die „Insider“, gastfreundliche Offenheit für neue Mitfeiernde, die sich stärker einbeziehen wollen, und akzeptierend – einladende Ausgestaltung für diejenigen, die aus freier Entscheidung distante und anonyme „Sympathisanten“ bleiben wollen, wird hier von Nöten

sein. Die Ermöglichung unterschiedlicher Niveaus an Teilnahme in der Gemeindegemeinschaft oder in verschiedenen Gottesdiensten der Gemeinde wird Herausforderung bleiben.

Religiös – spirituelle Erwartungen: Hier kommt die vertikale, transzendente Dimension ins Spiel, die vermehrt wieder Bedeutung für die Gottsucher der postmodernen Welt erhält. Der Wunsch nach erlebter Gotteserfahrung und sinnfälliger Gemeinschaft mit Gott, die als „disclosure experience“ existentiell bedeutsam wahrgenommen wird, wurde sowohl bei den Interviews in den Pfarrgemeinden, als auch bei der Befragung mittels der Reactoscope Methode betont. Spirituelle Dichte bedeutet dann für die Mitfeiernden, dass in der Feier ein Zeitraum eröffnet wird, in dem jeder in die innere Zwiesprache mit Gott eintreten kann, dem Geheimnis Jesu durch die Riten näher kommen kann und Gottes Gegenwart in seinem Leben so erfährt, dass die Liturgie tatsächlich zur Feier der Relevanz von Tod und Auferstehung Jesu für das eigene Leben wird. Herausforderung wird es sein, eine Balance zwischen „action“ und „meditation“, zwischen Sensation³⁰³ und Mystik, zu finden und immer wieder falsche Gottesbilder zu entlarven, indem die erschlossenen Erfahrungen mit Gott in Dialog gebracht werden mit den biblischen und kirchlichen Gotteserfahrungen. Die Feier ist daraufhin zu gestalten, damit die Begegnung mit Christus stattfinden kann und mystagogische Vertiefung im Gottesdienst und nach diesem im gemeindlichen Rahmen anzubieten.

Nun hat die Befragung ergeben, dass die Mitfeiernden auf den drei Ebenen unterschiedlich stark ihre Erwartungshaltungen einbringen werden. Außerdem wird die Erwartung von der persönlichen Vorgeschichte entscheidend mitgeprägt sein: Menschen, die schon in lebendigen Pfarrgemeinden in Gruppen groß geworden sind, werden andere soziale Erwartungen haben als Menschen, die nie diesen gemeindlichen Kontext zu schätzen gelernt haben. Andere sind aufgrund ihrer momentanen Lebensumstände besonders ansprechbar auf die Stärkung ihrer „coping“ Strategien mit Stressoren, die auftauchen und brauchen daher mehr konkrete Lebenshilfe als andere, bei denen „alles in Ordnung“ ist. Wieder andere legen auf soziale Themen wenig Wert, weil spirituelle Orientierung oder Vertiefung im Moment für sie wichtig ist.

Sicherlich bewahrheitet sich angesichts der (lebens-)dynamischen Vielfalt an Erwartungen die Weisheit: „Allen recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann“. Aber die Sensibilität für die konkrete Feiergemeinde und deren Grundeinstellungen und die Ausrichtung im Gestaltungsstil kann doch zu einem höheren qualitativen Erleben für die Mitfeiernden führen, im Wissen um die Verantwortung, die Balance zwischen der individuellen, der sozialen und der spirituellen Dimension zu wahren. Differenzierte Stile in einer Gemeinde oder in einem

³⁰³ In diesem Kontext zu verstehen als emotionales und sinnfälliges Erleben eines Geschehens.

pastoralen Raum angesichts der differenzierten Erwartungen der Mitfeiernden zu gestalten, wird jedenfalls eine Herausforderung an die Liturgieverantwortlichen sein.

Frustration oder Gratifikation?

Die Auswertung der zweiten Phase zeigte auf, dass die Befragten größtenteils ihre Erwartungen in den Gottesdiensten, die sie mitgefeiert haben, erfüllt gesehen haben. Dennoch sahen einige ihre Erwartungen nur partiell erfüllt. Nicht erfüllte Erwartungen erzeugen im Menschen aber Frustrationen, mit denen Menschen unterschiedlich umgehen. Die Pastoralpsychologie bzw. Organisationspsychologie hat aufgezeigt, dass es viele Menschen gibt, die „Rabattmarkensammlern“ gleichen: Mitarbeiter oder Beteiligte tragen ihre Frustrationserlebnisse, die durch Nichterfüllung ihrer Erwartungen, durch Verweigerung von Belohnungen oder Ausbleiben von Erfolgserlebnissen entstehen, gedanklich in ihr „Rabattheft“ ein. Wenn dieses „voll“ ist, die Frustrationstoleranz überschritten ist, wird dieses „Heft“ eingelöst – etwa durch das zunächst übertrieben scheinende plötzliche Ausscheiden aus der Organisation aus geringen Anlässen oder der stillschweigenden inneren Emigration.³⁰⁴

Auf die Messfeier bezogen bedeutet dies: Wenn die Mitfeiernden in ihren Erwartungshaltungen ständig frustriert werden, weil sie sie nicht teilweise erfüllt sehen im Laufe der Zeit, wird irgendwann das „Rabattheft“ voll sein und sie werden wegbleiben. Der Rat, den die Organisationspsychologie an Leiter gibt, auf die Frustrationen frühzeitig zu achten und in Gesprächen zu heben, gilt dann auch für die Leitung von Gottesdiensten. Es gilt dann die Schwierigkeit der Kommunikationsaufnahme zu überwinden und immer wieder konkret auf Feedback – Möglichkeiten zu achten!

Soziale und spirituelle Erwartungen

Die Untersuchung ergab, dass soziale und spirituelle Erwartungen für die Befragten größtenteils erfüllt wurden. Dabei ist aber, wie schon erwähnt, darauf zu achten, dass nur Menschen befragt wurden, die (mehr oder weniger) häufig am gottesdienstlichen Leben ihrer Pfarrgemeinden Anteil nahmen. Es ist anzunehmen, dass diejenigen, die überhaupt nicht mehr kommen, im Laufe ihres Lebens diese Erwartungen nicht eingelöst sahen, zu bequem sind, oder durch fehlende

³⁰⁴ Vgl. Rausch, Ulrich: Auf dem Weg zu einer kreativen Gemeinde – Bausteine für eine zukunftsfähige Gemeinde. Unveröffentlichtes Skriptum für das Pastoralamt der Erzdiözese Wien, Wien 2003, 46f.

religiöse Sozialisation und Unbedeutsamkeit der erlebten Gottesdienste nie eine entsprechende Erwartung für ihr Leben aufbauen konnten.

Allgemein kann auch festgestellt werden: Je weniger sich Menschen spirituell etwas erwarten, desto weniger werden sie auch Gottes Wirken und die Lebensrelevanz wahrnehmen. Umgekehrt bedeutet dies: Je mehr aus „Besuchern“ „Beteiligte“ werden, desto höher sind auch die Erwartungen und die Gratifikationen, die das Gegenteil von Frustration bewirken: Mehr Engagement und Motivation, mehr Teilnahme.

Auswirkungen auf das Alltagsleben

Auch das Verhältnis zwischen Erwartung und deren Abdeckung auf der individuellen biographischen Ebene ist zwischen „Besuchern“ und „Beteiligten“ divergent. Je mehr sich Menschen hineinziehen lassen in die lebensverändernde Frohbotschaft, sich am Geschehen aktiv beteiligen und sich der Gottesgefahr aussetzen, desto weniger sind sie enttäuscht und desto mehr können Veränderungen im Alltag wahrgenommen werden. Wo die vertikale Dimension nicht erwartet und primär soziale Integration und Lebenshilfe gesucht wird, ist die Frustration weitaus größer: Denn Enttäuschungen auf zwischenmenschlicher Ebene oder teilweise Irrelevanz des Gesagten und Gefeierten sind verkräftbarer, wenn diese nicht einzige Motivation sind teilzunehmen, sondern die Suche nach Gott an erster Stelle steht.

Alltagsrelevanz ist daher nicht nur eine Frage der verbalen Gestaltung, sondern zuerst eine Frage der Offenheit für Gott, oder anders gesagt: Je mystischer Liturgie gefeiert wird, je mehr Menschen Gottsucher werden und Christus verwandt sind, desto eher wird Liturgie zum existentiellen Anliegen mit unmittelbarem Bezug zum Ganzen des Lebens. Zu diesem gehören neben seelischer Gesundheit auch gesunde Beziehungen, wie die Salutogenese-Forschung aufzeigt. Wenn Gottesdienst solche gesunden Beziehungen fördert und durch das Gefeierte im gemeindlichen Kontext ermöglicht, ist die Eucharistie gottvoll und erlebnisstark und erfüllt sicherlich größtenteils die Erwartungen. Für sich allein betrachtet wäre das aber eine Überforderung an die Messfeier: Denn es darf nicht übersehen werden, dass sie eingebettet ist in den gesamten Kontext kirchlich-gemeindlichen Handelns. Wiederum bedeutet dies, dass je mehr Christen in die Koinonia der Gemeinde eingebunden werden, sie die heilen Beziehungen dort einüben und erleben können und im Gottesdienst neu von Christus Heilung der gebrochenen Beziehungen und Feier der Einheit untereinander erfahren können – und dies wiederum ein mehr an Lebensrelevanz und Zufriedenheit mit dem Gottesdienst bedeutet. Je weniger Christen eingebunden werden, oder je mehr sie in der Gemeinde nur Verdoppelung der unheilvollen Beziehungen ihres sonstigen Lebens vorfinden, desto eher werden sie sich auch vom liturgischen

Leben der Kirche abwenden: „Unus christianus, nullus christianus“ —Wie Tertullian schon formulierte.

Aus diesen Überlegungen lässt sich schlussfolgern, dass für die Gottesdienstgestalter die Kunst Menschen am Geschehen zu beteiligen und in den gemeindlichen Kontext zu integrieren von entscheidender Bedeutung ist. Auch wenn sich der Blick in dieser Arbeit vornehmlich auf die Entwicklung der Gottesdienstqualität konzentriert, ist jedoch mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, dass das Thema nicht ohne eine Gemeindeentwicklung zu betrachten ist. Wenn die Pfarrgemeinde nicht als Heil-Land erfahrbar ist, hilft auch eine noch so sinnenfällige Gottesdienstfeier nicht. Aber vielleicht erzeugt diese genügend Dissonanz, Herausforderung und Visionsschub, um unheile Strukturen zu heilen und Gemeinde zu verlebendigen.

Erwartungen an die Predigt und deren Enttäuschung

Wie die Untersuchung gezeigt hat, stellen die mitfeiernden Christen und Christinnen besonders hohe Erwartungen an die Predigt. Im Vordergrund stehen dabei glaubhafte Darstellung und Bezug zum persönlichen Leben. Es stellte sich aber auch heraus, dass hier teilweise wenig Zufriedenheit vorherrschte, da in den Augen der Mitfeiernden zuwenig Kopf und Herz angesprochen werden und Humor, lebendiger Geist, sowie Konzentration auf das Wesentliche zu kurz kommen. Je enttäuschter Mitfeiernde von der Predigt waren, desto enttäuschter waren sie vom Gottesdienst überhaupt.

Für den, von der Notwendigkeit häufiger Gottesdienste gestressten Prediger bedeutet dies immer mehr sich selbst als Glaubender einzubringen und weniger als Theologe zu lehren. Überzeugend wirken nicht intellektuell schlüssige Überlegungen, sondern Zeugnis des eigenen Suchens und Ringens mit dem Wort Gottes: „*Was wir gesehen und gehört haben [...] das verkünden wir euch*“ (1 Joh 1,1—3). Aber auch rhetorische Schulung wird von Nöten sein!

Andererseits ist der Verwortung und der Konzentration auf die verbale Ebene entgegen zu steuern – aus eucharistie—theologischen Erwägungen heraus: War früher der Wortgottesdienst nur „Vormesse“ und Vorspiel für „das Wesentliche“, so ist dieses Verhältnis heute oft ins Gegenteil verkehrt: Die Gestaltung des Wortgottesdienstes und die „message“ sind wesentlich, allenfalls die Kommunion, alles „dazwischen“ monotoner Ritus, der ertragen wird, aber nicht lebendiger Vollzug ist. Die Aussagen der Befragten zum Hochgebet sprechen hier eine deutliche Sprache. Entwicklung von Messqualität wird daher verstärkt sich der Qualität des eucharistischen Teils widmen müssen und der wechselseitigen Verzahnung von Wort Gottes und eucharistischen Gaben.

Irritationen (Ärger)

Neben der Ent—Täuschung von Erwartungen hat die Studie auch erhoben, welche Elemente bei den Mitfeiernden Ärger oder Irritation hervorrufen und daher beobachtet werden müssen. Qualitätsentwicklung im Gottesdienst hat darauf zu achten, dass diese Irritationen möglichst gering gehalten werden, soweit dies möglich ist. Denn manche Ärgernisse beziehen sich auf Grunddifferenzen, die Menschen mit der realen Kirche von heute austragen (etwa Ärger über die zu geringe Beteiligung von Frauen an der Leitungsfunktion der Kirche oder die Entscheidung der nicht Zulassung von Geschiedenen Wiedererheirateten zur Kommunion³⁰⁵).

Ein weites Feld von Irritationen bietet die musikalische Gestaltung, an die ganz unterschiedliche Erwartungen gestellt werden – worauf im Folgenden noch genauer einzugehen ist.

Was von Seiten der Priester her zu gestalten möglich ist, ist die Verbesserung der eigenen „ars celebrandi“ in Abstimmung mit den Gegebenheiten der konkreten Pfarrgemeinde, mit der ein Priester feiert. Schon im Vorfeld ist hier sicherlich vermehrt auf liturgische und rhetorische Ausbildung zu achten und Bewusstsein bei den Priestern zu wecken, dass reiner Ritenvollzug, oder tiefe Frömmigkeit zu wenig ist um qualitativ voll Messe zu feiern.

Der „(in)ars praesidendi“ des Priesters entspricht aber auch eine (in)ars celebrandi der Gemeinde: Ist es Aufgabe des Priesters durch seine Person Gottes Gegenwart im Ganzen zum Leuchten zu bringen³⁰⁶, so ist die innere Disposition der Mitfeiernden entscheidend, ob Gottes Gegenwart in ihnen zum Ziel kommt, oder sekundäre Erwartungen prägend bleiben. Faktoren dieser Disposition sind etwa Offenheit und Ansprechbarkeit auf Gott hin, Beteiligung am Gemeindeleben und Gespür für das, was das eigene Leben prägt und wo Wandlung dankbar entgegen genommen werden kann.

³⁰⁵ Obwohl dies natürlich ein Missverständnis ist, wie der Autor weiß, da das Problem die mangelnde Reue ist, daher keine Absolution möglich ist und in weiterer Folge erst keine Kommunion. Jedoch soll im Rahmen dieser Arbeit nicht näher auf die Problematik eingegangen werden. Irritation erzeugt dabei vor allem auch der jeweils individuelle Umgang der Gemeinden mit dieser Problematik: Was in der einen Pfarrgemeinde nicht möglich ist, ist in der nächsten vielleicht doch erlaubt.

³⁰⁶ Wobei der Charakter des „opus operatum“ nicht abgestritten wird, nur ist die Disposition des Priesters nicht ohne Belang, denn sie kann es erleichtern oder erschweren in die Gegenwart Christi einzutauchen. Natürlich feiert auch ein Priester, der jeden inneren Bezug verloren hat und den Ritus herunterleiert genauso „effektiv“ die Messe wie ein Priester, der voll des Geistes den Ablauf gestaltet – aber jener erste wird auf Dauer eher Menschen vertreiben und abschrecken, während jener zweite eher Menschen anzieht und sammelt.

Abschließende Ermunterung

.. die unterschiedlichen Erwartungen aufzugreifen und sich dessen bewusst zu sein, dass Menschen mit biographischen, sozialen und spirituellen Motivationen an der Feier teilnehmen werden und dies eine differenzierte Ausgestaltung erfordert, die den Erwartungen auf allen Ebenen gerecht werden kann.

.. bei allen sozialen Wünschen und Lebenshilfen die Ermöglichung der Verwurzelung in Gott den Vorrang hat. In diesem Sinn wird ein Gottesdienst qualitativ voll sein, wenn er mystagogisch hilft, Gott im eigenen Leben zu entdecken und gemeintheologisch hilft, heile Beziehungsnetze aufzubauen und zu festigen.

.. die Menschen am Gottesdienstgeschehen aktiv zu beteiligen und im und über die Messe hinaus danach zu trachten, dass die Mitfeiernden eingeladen sich fühlen am Gemeindeleben teilzunehmen, damit aus „Besuchern“ immer mehr „Beteiligte“ werden.

.. an die Priester, auf die eigene „ars celebrandi“ und besonders auf die Predigt als wichtigen Baustein zu achten und sich lebenslang darin zu üben (wie jeder Künstler in seinem Fach immer Lernender bleibt).

.. an die Pfarrgemeinden, auf ihre Entwicklung zu achten, vor allem auf ihre Beziehungsstrukturen und ihre Visionen. Liturgiequalitätsentwicklung und Gemeindeentwicklung werden sich gegenseitig befruchten und verstärken, damit Gemeinde für viele zum Heil-Land werden kann. Das eine wird ohne das jeweils andere nicht ans Ziel kommen, da Eucharistiefeier immer Ausdruck der Feierkultur einer konkreten Gemeinde ist und Gottesdienst eine der existenziellen Grundvollzüge der Kirche ist.

EIN QUALITÄTSMERKMAL: VIELFALT AN GOTTESDIENSTFORMEN

Erlebnisorientierte Messgestaltung?

Wie die ganze Kirche so ist auch dies Messfeier ausgespannt zwischen Tradition und (post)modernen Lebensstilen, an der Schnittstelle zwischen „Kundennähe“ und „Identität“, die sich im Schatz der Überlieferung und in der Feier der Gottesdienste spiegelt. Tradition, stehend für Selbstvergewisserung und Beheimatung begegnet dem Menschen in seinem konkreten kulturell geprägten Umfeld und mit seinem konkreten Erleben und Empfinden. Wenn die Spannung nach einer Seite aufgelöst wird, entsteht entweder eine religiöse Sonderwelt, in der Menschen Gottesdienst in der Art eines „Museumsbesuches“ vollziehen, oder ein willkürliches Experimentierfeld, in dem das Gefeierte nicht mehr wiedererkennbar zum Vorschein kommen kann, sondern ständig neu erfunden und Liturgie ständig neu konstruiert werden muss. Eine zeitgemäße Gottesdienstgestaltung muss so die alte, anvertraute Botschaft, die verkündet wird, in die jeweilige Lebenswelt der Gemeinde hineinbuchstabieren, damit diese im Licht des Evangeliums auf Reich Gottes hin verwandelt werden kann. Der Vorgang ähnelt, wie im Abschnitt über „Gottesdienst als offenes Kunstwerk“ dargelegt, der Inszenierung eines Theaterstückes, dessen Inhalt, der durch vielfältige Symbolisierungen lebendig wird, neuen Sinngehalt im Heute erlangt, durch den gemeinsamen Symbolisierungsprozess.

Diese Lebenswelt der Menschen ist heute sehr bunt und vielgestaltig. Wie im Kapitel über die Erlebnisgesellschaft dargelegt wurde, handeln die nach persönlicher Autonomie strebenden Menschen in den Wohlstandsgesellschaften des Westens nach der Maxime des „schönen Erlebens“. Der Messbesuch und die Glaubenszugehörigkeit ist in einer Welt des Marktes der Möglichkeiten (auch am religiösen Sektor), Sache persönlicher Entscheidung und bleibt angesichts der grundlegend flexiblen Einstellung im pluralistischen Lebensgefüge immer vorläufig. Der dritte Schluss ergibt sich aus den gesellschaftlich beobachtbaren Bildungen von „Stilgruppen“, wo Menschen sich informell aufgrund ähnlichen ästhetischen Erlebnisstils in „Szenen“ strukturieren und in gemeinsamen Aktivitäten und in Symbolen und in deren Sprachlichkeit Identität und Halt finden. Wenn das stimmt, dann bedeutet dies, dass Menschen, die am Gottesdienst teilnehmen, hier – zumindest ansatzweise – ihre Stilgruppe vorfinden können und dass sie besonders jene Messen mitfeiern werden, deren Gestaltung ihrer „Erlebnisorientierung“ entgegenkommt.

Aus diesem Befund ergibt sich, dass Gottesdienst dann erfolgreich sein wird, wenn er die Erlebnisstile der Mitfeiernden ernst nimmt und differenzierte Formen ausprägt. Es sei erinnert an das, was Tebartz van Elst schrieb: Dass eine konstruktive Sammlung der Christen zu spezifischen Formen von Liturgie, die auch den Präferenzen der ästhetischen Milieus entsprechen, ein Zeichen der Zeit sei.³⁰⁷ Erwartungen an den Gottesdienst sind daher nicht rein individuell und biographisch bestimmt, sondern auch präformiert durch die jeweilige Vorliebe im ästhetischen Werten der Stilgruppe. Die Ergebnisse der Untersuchung haben in der Differenzierung zwischen denen, die primär Gemeinschaft suchten und denen, die mehr spirituelle Vertiefung für das persönliche Glaubensleben erwarteten das ansatzweise zum Ausdruck gebracht. Es war ja auch ein Ziel der Forschung, diese unterschiedlichen Gestaltungsvorlieben der Mitfeiernden näher zu bestimmen, um „zielgerechter“ die Messfeier gestalten zu können: Denn, unterschiedliche Wahrnehmung der „Inszenierung“ bedingt auch die Notwendigkeit auf die jeweilige Erlebnisrationalität einzugehen und dann jene Saiten in der Feier besonders zum Klingen zu bringen, durch welche die konkreten Mitfeiernden die Feier als „schön“, als „erlebnisstark“ und letztlich dann auch als „gottvoll“ empfinden.

Konsequenzen: Vielfältige Formen und ausdrucksstarke Rituale

Eine Verpackung, die den Inhalt ins rechte Licht rückt

Die Konsequenz heißt daher, genau auf die prägenden Erlebnisorientierungsstile der Mitfeiernden zu achten und im zweiten Schritt dann entsprechende Gestaltungen anzubieten. Diese Vielfalt findet ja de facto schon statt, nur wird sie selten bewusst wahrgenommen und als zeitgemäße Katholizität und nicht als Uneinheitlichkeit eingeschätzt. In der Großstadt Wien findet sich eine große Bandbreite an unterschiedlich gestalteter Eucharistiefiern — vom traditionellen Hochamt mit Darbietungen klassischer Chorwerke, bis zu den großen Jugendeventmessen „find–fight–follow“.

Jedoch gibt es schon ein Grundkriterium, um legitime (und auch notwendige!) Vielfalt von willkürlichem „Wildwuchs“ zu unterscheiden: Ob die jeweilige Gestaltung dazu dient, das Zentrum dessen, was da gefeiert wird, transparent zu machen und eben angepasst an die besondere „Brille“ der Mitfeiernden, die Herrlichkeit des Auferstandenen zum Erstrahlen zu bringen, oder ob die Gestaltung eher Selbstzweck und quasi Ersatzgrund ist, an der Eucharistiefier teilzu-

³⁰⁷ Vgl. Tebartz- van Elst: Gemeinde, 543.

nehmen. Ich stimme hier dem zu, was Redtenbacher und andere Autoren betonen³⁰⁸: Messfeier ist keine „Mitmachshow“ und kein, an alle „Kundenwünsche“ anpassbares Event – aber sie soll in sinnhaften und sinnhaften Ausdrucksformen und in entfalteter Symbolsprache das Aufscheinen (Epiphanie) der Schönheit Christi sichtbar werden lassen. Nicht die schöne Gestalt, sondern das Entdecken des „Schön Seins“ der Menschen, ihres Miteinanders und der Schöpfung von Gott her ist Referenzpunkt – gerade auch im und durch das Hässliche des Leidens und des Todes. Erlebnisorientierte Gestaltung bedeutet dann einen Zeit– Raum, eine Spiel – Raum den Mitfeiernden zu eröffnen, wo sie sich dies neu schenken und zusagen lassen dürfen.

Beispielhafte Stil – Milieus

Becks unterscheidet in seiner Arbeit über die Erlebnisgesellschaft vier typische Erlebnismilieus, die auch unterschiedliche und für sie jeweils typische Erwartungen hegen und auf gewisse Gestaltungsweisen besonders ansprechen. Wie bei jeder Typisierung wird man dabei bei jedem Menschen und jeder Gruppierung mehr oder weniger Anteile der Spezifika aller Milieus finden, wobei ein Anteil dann doch prägend sich auswirken wird. Aus diesen Differenzierungen und Zuordnungen lassen sich dann durchaus Kriterien für die Gestaltung von Messfeiern und Gottesdiensten im allgemeinen für das jeweilige Milieu auffinden.

Kriterien für Menschen im „Niveau – Milieu“

Diese Menschen haben hohe Qualitätsansprüche, ein gewisses „Niveau“ und Flair ist ihnen wichtig³⁰⁹. Die Suche nach „Erhabenem“ ist Ausdruck ihrer Gesinnung, die Suche nach „Großartigem“, Faszinierendem, wobei auf Formen (und oft weniger auf Bedeutungstiefe) Wert gelegt wird. Die Wahrnehmung ist kontemplativ, auf genaues Hinsehen und Hinhören ausgelegt.

Für Menschen, die diesem Niveau angehören, steht Gottesdienst auch unter dem Anspruch Kunstgenuss zu sein. Bei Messfeiern werden sie ihr Erleben danach bewerten, ob z.B. der Kantor technisch fehlerfrei und musikalisch ansprechend gesungen hat, oder ob Art und Gepflegtheit der Gewänder der Akteure der niveauvollen Atmosphäre angepasst sind. Alles Übertriebene und die „modernen Inszenierungen“ liegen ihnen fern, da sie konservative und klassische Stile bevorzugen, die über Jahrhunderte schon sich als erhaben über vergängliche Zeitströmungen erwiesen haben. Der Priester ist erhabener Zelebrant, der Gott im Kult repräsentiert.

³⁰⁸ Auf die Gefahr der undifferenzierten Anpassung wurde im Kapitel 3 schon hingewiesen.

³⁰⁹ Vgl. Becks: Erlebnisgesellschaft, 159 – 185.

EIN QUALITÄTSMERKMAL: VIELFALT AN GOTTESDIENSTFORMEN

Erlebnisaspekte, die wir von diesen Menschen aufgreifen könnten, um für diese Menschen ansprechende Messfeiern zu gestalten, sind beispielsweise folgende:

Aufgreifen der klassischen und auch der modernen Kunst und Kultur. In Predigten könnten z.B. Kunstwerke in den Mittelpunkt gestellt werden und auch ihre religiösen Dimensionen erschlossen werden in der Einladung zur kontemplativen Schau. Die Eucharistiefeier kann auch in ihrem kulturellen Eigenwert in den Blick kommen, mit ihrer widerständigen und ansprechenden Symbolwelt. Kritisch ist dann aber auch die Spannung zwischen Kult und Sakrament zu beachten.

Achtsamkeit auf eine ästhetisch anspruchsvolle Raumgestaltung, Sorgfalt bei den Gewändern und dem liturgischem Geschirr, Bedachtsamkeit darauf, was auch Körperhaltungen ausdrücken und Niveau im sprachlichem Ausdruck, der nicht Alltagssprache sein soll, aber auch nicht unverständliches „Kirchenlatein“.

Auch an die Musik dürfen immer künstlerische Ansprüche gestellt werden, seien es chorale Vorträge, Gemeindegänge, modernes Liedgut, oder Kantorensoli. Nicht Perfektionismus, aber auch nicht Menschen verjagende Jammergesänge, oder dilettantisch vorgetragene Gitarrenmusik sollten hier das Motto sein.

Kritisch einzubringen für Menschen des Niveau – Milieus ist immer wieder die Tugend des Verzeihens, des Defizits und die Haltung des unterwegs Seins, die auf „Perfektion“ ausgerichtet ist (die aber Geschenk Gottes und nicht machbar ist) aber auch realistisch sieht, dass immer wieder das „noch nicht“ gilt und Entwicklung immer möglich ist und das, was schon da ist, wertschätzt.

Kriterien für Menschen im „Harmonie – Milieu“³¹⁰

Menschen im „Harmonie – Milieu“ treibt der Wunsch nach Geborgenheit, Sicherheit und Auflösung aller Dissonanzen an. Lebenspraktische Themen, Gemütlichkeit und ästhetisch konservative Gestaltungen sind für den, Experimente scheuenden (Klein—)bürger adäquat. Der religiöse Erlebnishorizont ist für sie die Erwartung von Shalom und Geborgenheit von Gott her, mit oft regressiven Tendenzen in die „heile Welt“ der eigenen Kinder und Jugendzeit zur psychologischen Entlastung. Religion ist dann Bewältigung der Unberechenbarkeit des „Heute“. Neben der Stabilität, die religiöse Riten geben, zählt auch fixe soziale Zugehörigkeit und Wertschätzung von „Traditionen“, die Kontinuität garantieren, zu den coping Strategien dieser Menschen.

Wiederum seien einige Aspekte genannt, die von diesem Milieu aufgegriffen und für sie positiv eingesetzt werden können:

³¹⁰ A.a.O., 201 – 218.

Familiarität: Die Feier der Eucharistie bildet und vertieft kirchlich verbindliche Gemeinschaft, sie bindet Christen zurück an die „familia Christi“. Alles, was Gemeinschaftsbildung im und nach dem Gemeindegottesdienst am Sonntag fördert, ist hier aufzugreifen. Kritisch ist die Wahrung der jeweilig gewünschten Nähe und Distanz zu beachten und gesellschaftskritische Töne einzubringen. Gottesdienst darf auch nicht zur „religiösen Kuschelecke“ verkommen.

Entängstigung durch die Mitfeier: Gerade für diese Menschen kann sich die therapeutische Wirkung der Messfeier gut entfalten, wenn ihnen die Angst vor der hochkomplexen Umwelt ein Stück weit genommen werden kann, durch die gemeinsame Erinnerung, die nicht zur Nostalgie wird, sondern positive Regression ist, die vergangene (auch negative) Erfahrungen aufgreift und durch die Begegnung mit Christus heute neue Zukunftsperspektiven eröffnet, ohne zu vertrösten.

Wertschätzung und Entfaltung des reichen Traditionsschatzes der römisch katholischen Kirche, der dort zum Tragen kommt, wo er neu mit Sinn gefüllt und in Riten symbolisch stimmig ausgefaltet wird. Segensfeiern und Gesten, welche die ganze Schöpfung als vom wohlwollenden Gott getragen erfahren lassen, werden dafür viele Ansatzpunkte liefern.

Kriterien für Menschen im „Selbstverwirklichungsmilieu“³¹¹

Menschen, die bewusst „alternativ“ sein wollen und Originalität suchen, sind diesem Milieu zuzurechnen. Becks beschreibt sie als stark „Ich“ dominante Typen, für die sich die Welt nach ihnen bzw. ihrem Ideal auszurichten hat. Greenpeace – Aktivistinnen, Grün – Alternative, NGO's, Menschenrechtsaktivisten, Revolutionäre und viele bildende Künstler, aber auch Christen und Christinnen, die bewusst auf der Suche nach ihrer Identität sind, wird man wohl hier antreffen. Der religiöse Erfahrungshorizont für diese Menschen ist die Utopie, das Ziel die Veränderung des Bestehenden, das als, nicht dem Ideal entsprechend abgelehnt wird. Engagement und Aktivität, um dem Neuen den Weg zu bahnen, unter Einsatz ihrer konsequenten Lebensgestaltung, ist ihr Wesenszug. Becks sieht realistisch, dass aufgrund der großen Stildifferenz wenige einen Zugang zur Messfeier finden werden.

Wiederum aber könnte einiges von den „Alternativen“ gelernt werden, die vergessene Dimensionen unserer Messfeiern aufzeigen und dieses innovativ zur Gestaltung einsetzen:

Die Grundtendenz entspricht ja dem zentralen Anliegen der Umgestaltung der Welt auf Reich Gottes hin, als neues Miteinander der Menschen und neuem Umgang mit der Natur, durch die Schöpfungsverantwortung gegenüber Gott.

³¹¹ A.a.O., 230 – 246.

Das, was die „Alternativen“ lernen müssen ist aber die christlich realistische Sicht, dass das Ziel keine Utopie ist und trotz aller Notwendigkeit des Engagements nicht vom Bemühen des Menschen allein abhängig ist, sondern nur von Gott her erhofft werden kann.

Ihr Wunsch nach innovativen Formen, die auch kritisch – befreiende Funktionen annehmen können und daher immanent politisch (im Sinne der Gesellschaftspolitik) werden, entspricht der Dimension jeder Eucharistiefeyer, die den aktuellen Rahmen sprengt.

Ihrem Empfinden nach bedarf es auch mehr dialogische Formen der Beteiligung am Feiergeschehen, durch die sie sich selber auch ausdrücken können und so neu Orientierung und Identität zugesprochen bekommen. Experimente, Einladung zu persönlicher Beschäftigung mit dem Gehörten und dann zur Mitteilung des Erfahrenen und kontemplative Formen als konzentrierte Selbsterfahrung sind für diese Menschen ansprechend.

Stille als Zeitraum, der eröffnet wird als Schutzraum um zu sich und zu Gott zu finden, wird gewünscht. Beispielhaft für die Gestaltung von Gottesdiensten für dieses Milieu ist die Art von Taizé — mit bewusst gestalteten Stillezeiten, einfachen Liedern, mehrsprachigen Kurzlesungen aus der Hl. Schrift und „alternativer“ Raumgestaltung, wo jeder selbstbestimmt kniet, liegt, steht oder sitzt.

Kriterien für Menschen im „Unterhaltungsmilieu“³¹²

Becks beschreibt Menschen dieses Milieus als Typen, die nach hedonistischen Prinzipien leben, für die das „hier und jetzt leben“ entscheidend ist und nicht das Streben nach höheren Prinzipien, tiefer Selbsterkenntnis oder in langweiliger Harmonie. Möglichst intensives Erleben in einer möglichst großen Anzahl von Aktivitäten außerhalb der Berufszeiten, wo man „funktionieren“ muss und daher nicht „leben“ kann, ist Ziel. Gerade diese Menschen bewerten daher zumindest unterbewusst die Erlebnisse nach ihrem „Unterhaltungswert“ und ob sie „intensiv stimulieren“. Viele Jugendliche, aber auch andere Mitbürger (mit eher niedrigem Bildungsniveau) werden hier einzuordnen sein.

Das religiöse Grundmotiv für sie ist der „Exzess“, der Flucht aus dem „grauen Alltag“ im Rausch der Gefühle und der Betäubung der Vernunft ermöglicht. Exzessivitätserfahrung ist dann Herstellung eines numinosen Elementargefühles, schlechthin des Gefühles der Abhängigkeit und der gegenseitigen Zusammengehörigkeit derer, die hier „ausflippen“, Gefühl aber auch der endlich zweckfreien Freiheit, wo jeder tun und lassen kann, was er will. Von daher sind die religiösen Gefühle eher vage bestimmt, mit einem nicht explizit christlichen Gottesbild, bei vielen auch antiinstitutionell geprägt, aber nicht atheistisch.

³¹² A.a.O., 263 — 295.

Auch hier ist Becks realistisch: Wenige dieser „Unterhaltungstypen“ werden außer bei Event-Gottesdiensten an der sonntäglichen Eucharistiefeyer teilnehmen, die nicht gerade mitreißend exzessive Elemente aufweist. Dennoch ist auch hier manches zu lernen und kann richtig angewendet bei der Gestaltung zur Bereicherung werden:

Biblische Zeugnisse, wie der Tanz Davids um die Bundeslade bezeugen, dass zum Gottesdienst auch exzessive Elemente gehören dürfen, da er ja Fest und Feiercharakter hat. Die oft als steif empfundene Stilik zu durchbrechen, durch das Einfließen lassen von freien oder alternativen Feierformen, wie liturgische Tänze, Mitklatschen oder Mittanzen bei Gesängen, oder freie Lobpreisgebete, können hier Anknüpfungspunkte sein.

Die Messfeier richtig verstanden hat „keinen Zweck“, wie Guardini betonte³¹³, und erlaubt den Feiernden einfach als Menschen vor Gott zu stehen, das Leben dankbar zu feiern und so dem alltäglichen Leben neuen Sinn zu geben, ohne daraus flüchten zu müssen. Nachträgliche Instrumentalisierung der Liturgie durch den Anspruch katechetisch oder ethisch etwas zu lehren ist zu vermeiden, um die Eucharistie in ihrer Feier-Qualität zu erhalten.

Auf der anderen Seite ist auch anspruchslose Trivialisierung zu vermeiden, denn immer setzt der Mitfeiernde in der Eucharistiefeyer sich der Wandlung aus, die Einladung zur Metanoia wird immer ausgesprochen. „Tua res agitur“, existentielle Betroffenheit ist Anspruch. Bei der Gestaltung darf Gottesdienst daher nicht in die Nähe des „Trivialschemas“ kommen, wo nur Inszenierung zählt, ohne inhaltliche Implikationen.

In der übersättigten Mediengesellschaft wird alles „Infotainment“ immer mehr „Entertainment“, um die abgestumpften Sinne zu erreichen. Die pseudoreligiöse Sprache der Werbebranche, die bewusst auf die unterbewussten Konnotationen von Bildern, Symbolen und Wörter anspielt um die tiefen Wünsche des Menschen zu aktivieren, nivelliert aber religiöse Themen und banalisiert sie auf Konsum hin. Daher muss Gottesdienst auch bewusst hier Differenz aufzeigen und darf sich nicht auf dieselbe Ebene begeben. Messfeier soll und braucht nicht zu „entertainen“, will auch nichts „verkaufen“ und verspricht auch nicht Instant-Erfüllung von Lebensträumen. An die Gestaltung ist vermehrt der Anspruch zu stellen, Menschen gezielt aus der Konsumhaltung zu holen und durch Beteiligung klarzustellen, dass christliche Liturgie zu feiern den Einsatz der ganzen Person erfordert.

³¹³ Die entsprechenden Literaturhinweise finden sich im Abschnitt „Die Messfeier bringt nichts“.

Die Eucharistiegemeinschaft — Gesamtgemeinde als Gemeinschaft von Stilgruppen

Sollte man also am besten nur noch „Zielgruppen“ Gottesdienste feiern, klassische Hochämter für Menschen im „Niveau“ Milieu, Familiengottesdienste für Harmonie – Bedürftige, Taizé Gottesdienste für Alternative und Eventgottesdienste für die „Entertainment“ Sucher?

Sicherlich sind diese und noch viel differenziertere Feiergestaltungen je nach lokaler Situation gut und empfehlenswert, aber dennoch bedarf das spezifische Christliche der Feier auch der Sprengung der ästhetischen Verengung und Gruppenbildung. Wo, wenn nicht in der Eucharistiefeier kann Gesamtgemeinde als versöhnte Verschiedenheit von ganz unterschiedlichen Ansätzen und Erwartungen erfahren werden? Denn genau das ist ja Gotteserfahrung in der Feier der Eucharistie, dass Christus ein neues Miteinander der Menschen stiftet, in dem alle Andersartigkeit als nicht Trennendes erscheint, sondern als Bereicherung durch den anderen.³¹⁴ Je vielfältiger und offener die verschiedenen Stilgruppen in derselben Feier angesprochen und die Elemente zu einem stimmigen Ganzen integriert werden, desto qualitätsvoller wird die sonntägliche Eucharistiefeier erscheinen. Nicht Monokulturen befruchten den Boden, sondern Mischtypen. Die sonntägliche Eucharistiefeier als Feier der ganzen Gemeinde und der ganzen Weltkirche ist sicherlich dort sehr deutlich, wo tatsächlich bei einer einzigen Feier alle zusammenkommen!³¹⁵

Das Beispiel der Familiengottesdienste

Die drei untersuchten sonntäglichen Gemeindeeucharistien in der ersten Studienphase waren gute Beispiele der Milieu Anpassung und der gelebten Vielfalt an Gestaltungsformen: Es waren so genannte „Familiengottesdienste“, wie es sie in vielen Pfarrgemeinden heute gibt. Von den „traditionellen“ Messen sind sie durch folgende Punkte unterschieden:

Augenmerk liegt meist auf der Ausgestaltung des Wortgottesdienstteiles, mit Schwerpunkt Predigt, wo kreativ, anschaulich und auch kindgerecht der Inhalt vermittelt werden soll.

³¹⁴ Vgl. Zeindler: Gotteserfahrung in der Gemeinde, 231ff.

³¹⁵ Vgl. Die deutschen Bischöfe: Pastorales Schreiben Mitte und Höhepunkt des ganzen Lebens der christlichen Gemeinde. Impulse für eine lebendige Feier der Liturgie, Die deutschen Bischöfe 74, Nr. 33.

Zweites Unterscheidungsmerkmal ist meist auch die andersartige musikalische Gestaltung: Im Familiengottesdienst herrscht meist „Neues geistliches Liedgut“ (NGL) gespielt von Gitarristen und Bands vor.³¹⁶

Da die Zielgruppe „Familien“ sind, ist zu erwarten, dass die Mitfeiernden als Familie kommen. Meist spricht diese Form der Gestaltung also Familien mit kleinen Kindern an, die Gemeinde wird daher „lebendiger“ sein, der Geräuschpegel höher, die Bereitschaft mit zu gestalten aber auch.

Es hat sich gezeigt, dass der Anteil der „Beteiligten“, also derer, die sich über den Gottesdienst hinaus in der Gemeinde engagieren, größer ist als in „traditionellen“ Messen. Auf der anderen Seite ist aber auch die Fluktuation größer, da viele Familien am Wochenende auch anderes planen.

Die stärkere Beteiligung zeigt sich auch darin, dass in vielen Pfarrgemeinden die Familiengottesdienste von ehrenamtlichen Teams mitgestaltet und teilweise auch ausgeführt werden (wo z.B. extra Kinderwortgottesdienste gefeiert werden)

Die Zugangsart der Menschen wird eher emotional geprägt sein und von der starken Erwartungshaltung (harmonische) Gemeinschaft zu erfahren. Vertiefung dieser Gemeinschaft wird durch ein „Pfarrcafé“ zusätzlich möglich, das für die Familien sehr hohen Stellenwert einnimmt.³¹⁷ Gerade der Ansatz emotionale Betroffenheit zu wecken ist wichtig: Denn die Emotionen gehören zur ganzheitlichen menschlichen Erfahrungswelt. Durch sie bewerten Menschen das Wahrgenommene und verleihen Ereignissen persönliche (Un)Wichtigkeit.

Deutlich wird durch den hohen Zuspruch der Zielgruppe, welche positiven Effekte die „Erlebnisorientierung“ und die bewusste Profilbildung von Gottesdiensten für die ganze Gemeinde haben. Denn es zeigt sich, dass die meisten MitarbeiterInnen in Pfarrgemeinden auch über die Familiengottesdienste gewonnen werden können.

Weitere Beispiele für solche Gottesdienstprofile, auf die an dieser Stelle aber nicht näher eingegangen werden soll, sind Jugendmessen im Stil der in Wien 2003 stattgefunden „fight–find–follow“ und „link–lose–live“ Rockmessreihen, oder das ganz andere Profil der Festgottesdienste in der Schubertkirche, wo Chöre die „deutsche Messe“ und andere Schubertmessen zu Gehör bringen.

Abschließende Ermunterung

³¹⁶ In keiner der drei besuchten Gottesdienste wurde das „Gotteslob“ verwendet!

³¹⁷ Einige Interviews haben dies auch bestätigt, siehe dazu das Unterkapitel „Gottesdienst als Feier der konkreten Pfarrgemeinde: Der Gottesdienst fängt an, lange bevor er beginnt“.

Aus dem sakramentalen Wesen der Kirche ergibt sich die Notwendigkeit der Beachtung der Lebensumstände und der Erwartungshaltungen der Christen, die an der Sonntagsmesse der Pfarrgemeinde teilnehmen. Dazu gehören auch ästhetische Vorlieben und das Wahrnehmen der Unterschiedlichkeit der „Erlebniserwartungen“. Das bedeutet die Ermunterung in der eigenen Gemeinde genau hinzusehen, wer welcher „ästhetischen Stilgruppen“ zuzurechnen ist und an diesen Zielgruppen orientierte Gestaltungen der Eucharistiefeier anzubieten.³¹⁸

Gerade in der Stadt ist die Vielfalt unterschiedlicher Gottesdienstformen eine Chance. Dies bedeutet eine Ermutigung für Gemeinden, ihre spezifischen Ressourcen zu entdecken und zu entfalten im Wissen, dass sie nicht alle Bedürfnisse abdecken können und müssen. Die Vernetzung der unterschiedlichen Angebote wird immer wichtiger werden.

Eine Haltung der Wertschätzung den unterschiedlichen Feierformen und den unterschiedlichen Menschen gegenüber, ist innerhalb der Gemeinden und zwischen den Pfarren zu fördern.

Die legitime und notwendige Vielfalt von Feierformen meint nicht eine Zunahme, sondern eine Reduktion der Anzahl der Sonntagsgottesdienste. Sie verlangt vom Vorsteher der Eucharistie aber auch von den Mitfeiernden eine Vielsprachigkeit in den Feierformen. Diese Vielsprachigkeit ermöglicht es auch, dass die sonntägliche Eucharistie nicht zu einer Nischenveranstaltung einzelner Interessensgruppen verkommt, sondern als die zentrale Feier der Gemeinde erfahrbar bleibt.

³¹⁸ Der erste Schritt bleibt das Hinsehen und Hinhören. Man wird sich dann nicht an pastoralen Ideen oder an „das muss es bei uns auch geben“ Aktionen orientieren, sondern im Zentrum wird immer die Frage Jesu sein: „Was willst Du, dass ich Dir tue?“

VERBUNDEN UND SOLIDARISCH – QUALITÄT DURCH GEMEINSCHAFT

Eine Gemeinschaft, die trägt

Die Ergebnisse der Befragung ergaben, dass zumindest ein Teil der Befragten in der Gemeinde stabile Beziehungsnetze sucht und auch findet. Diese soziale Motivation war eines der stärksten Motive der Messteilnahme mit rund 40% in den Pfarrgemeinden (wobei in Familiengottesdiensten das mit 74% noch viel stärker ausgeprägt war) und tragendes Motive der „Beteiligten“, die das „Mahl mit Freunden“ jeweils sehr hoch bewerteten. Wie die Unterscheidung der „Beteiligten“ und der „Besucher“ aber deutlich werden lässt, steht dabei nicht einfach spontane Kameradschaft im Vordergrund, sondern Beziehungen, die sich auch im sonstigen Leben bewähren und von liebevoller Aufmerksamkeit und gemeinsam geteiltem Freud und Leid geprägt sind.

Diese tragfähigen Beziehungen werden in der sonntäglichen Gemeindeeucharistie und in deren Umfeld am deutlichsten und verstärken und aktualisieren sich durch das gemeinsame Sich-Beziehen auf den Grund des gemeinsamen Feierns. Wie Interviewpartner betonten, ist das gegenseitige vertraut sein für sie ein starker Impuls teilzunehmen und sich zu beteiligen. Wie die zweite Phase der Untersuchung auch aufzeigte sind „Beteiligte“ — also diejenigen, die auch über den Zeitraum der Messfeier hinaus sich kennend Kontakte pflegen und sich für die Gemeinschaft einsetzen — im Durchschnitt zufriedener und erfahren trotz mancher Irritationen (durch ihre Einsicht in die aktuellen Problemlagen) mehr Gratifikationen als „Besucher“. Wie auch aus den Wortmeldungen deutlich wurde, nehmen manche „Beteiligte“ auch einen Gottesdienst, der sie etwa aufgrund der Art des Priesters in geringem Maß anspricht in Kauf, weil ihnen das gemeinsame Feiern mit ihnen vertrauten Menschen ein großes Anliegen ist.

Das Anliegen der Theologie, dass, miteinander Eucharistie feiern und gemeinsames Leben der Christen und Christinnen in der Gemeinschaft der Kirche miteinander verzahnt ist, korreliert mit den Wünschen vieler Gläubiger nach einer solidarischen und tragfähigen Gemeinschaft. Verstärkt wird der Trend durch die gemeinschaftsbildenden Mechanismen der Erlebnisgesellschaft, die aber deutlich werden lassen, dass auch christliche Gemeinschaftsnetze vor allem in der Großstadt nicht selbstverständlich sind, sondern Ergebnis von Entscheidungen beziehungs mobiler Menschen. Gerade dort, wo durch die vielen Möglichkeiten, sich Beziehungen zu wählen die sozialen Netzwerke instabil werden und Freiheit als „sich nicht entscheiden müssen“ angesehen wird, kann die verbindliche und tragfähige Gemeinschaft einer Pfarrgemeinde für viele salutogenetische

Funktion bekommen – denn das Erfahren gelingender menschlicher Beziehungen ist einer der wesentlichen Faktoren für seelische Gesundheit.³¹⁹ Und vor allem in der Feier der Eucharistie kann durch die Wandlung der Gemeinschaft der Kirche das neue Miteinander und Füreinander, das „Reich Gottes“, konkret werden, zumindest für die Dauer der Feier:

„Dennoch ist die Liturgie der Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt. Denn die apostolische Arbeit ist darauf hingeeordnet, dass alle, durch Glauben und Taufe Kinder Gottes geworden, sich versammeln, inmitten der Kirche Gott loben, am Opfer teilnehmen und das Herrenmahl genießen. Andererseits treibt die Liturgie die Gläubigen an, dass sie, mit den ‚österlichen Geheimnissen‘ gesättigt, ‚in Liebe eines Herzens sind‘.“³²⁰

Eucharistie und kirchliche Geschwisterlichkeit stehen also in einem sich verstärkenden Verhältnis zueinander – doch auch hier gilt der eschatologische Vorbehalt des „Schon-und-noch-nicht“, die Erkenntnis, dass die Kirche immer im Alltag dazu unterwegs ist, zu werden, was sie ihrem Wesen nach ist, nämlich Leib Christi. Von der Seite des Menschen aus kann diese Heilsdynamik zugeeckt und im Moment unwirksam gemacht werden: Entweder, weil durch die Gestaltung der sonntäglichen Eucharistiefeier die gemeinschaftliche Dimension des Christ Seins unterbetont oder gar gestört wird, oder weil durch das alltägliche Verhalten der Mitfeiernden ein neu entstandenes Miteinander gleich wieder im Keim erstickt wird und nicht wachsen kann.

Wenn es also stimmt, dass „Beteiligte“ die Messfeier zufriedener miterleben und kirchliche Gemeinschaftlichkeit und Eucharistie in einem engen und entscheidenden Zusammenhang stehen, ist das konkrete und positive Erleben gemeindlicher Communion im Gottesdienst und darüber hinaus wesentliches Qualitätskriterium für die Sonntagsmesse.

Gemeindetheologische Implikationen

Die sonntägliche Gemeindeeucharistie ist der Integrationspunkt der pfarrlichen Gemeinschaft schlechthin. Seelsorge, die sich nicht um die Messfeier annimmt und sich nicht als Zentrum des Gemeindelebens sieht, geht also am Wesentlichen vorbei. In einer Zeit der knapper werdenden Ressourcen, vor allem an MitarbeiterInnen, ist es dann eine Frage der Prioritäten, wohin die Kräfte fließen. Aus dem vorstehend Erwähnten sei hier deutlich dafür plädiert, in die reiche Ausgestaltung der Messfeiern Kraft, Zeit und Einsatz fließen zu lassen, denn das

³¹⁹ Wie im Abschnitt über die „Salutogenese“ näher erläutert wurde. Der gemeindetheologische Zusammenhang ist hierfür besonders wichtig.

³²⁰ SC 10.

„Wohnen im Geheimnis Gottes“ (Mystik) ist nährende Wurzel für das Leben der Gemeinde.

Die Früchte dieser Gottesverbundenheit, die sich natürlich nicht in der Feier der Sonntagsmesse erschöpfen, sind dann Gemeinschaft³²¹, Zeugnis und Solidarität – die Grunddimensionen kirchlichen Handelns, die sich wiederum in der Feier der Eucharistie verdichten und deutlich werden: Denn die „Mission“ des Wachhaltens und Aktualisierens des neuen Lebens in Christus, durch Wort (Lehre, Verkündigung), Tat („Werke der Liebe“, Diakonia) und das beispielhafte Leben miteinander (Gemeinschaft), wird nirgendwo so deutlich wie in der Feier der Sonntagsmesse – trotz aller Defizienz und „Rückfälle“ in das Leben des „alten Menschen“. Damit diese Re-Präsentation von Kirche tatsächlich zum Klingen gebracht, erfahrbar wird dass die Gemeinde feiert, was sie ist und sein könnte von Gott her, sind daher Vollzüge in der Messfeier zu gestalten, die diese Bezüge deutlich werden lassen:

Förderung des Bewusstseins, dass nicht (nur) einzelne Gläubige für sich ihre Gottesbeziehung vertiefen, sondern das „Wir“ entscheidend ist, dass danach strebt über den formalen Rahmen hinaus ein „Wir“ zu bleiben. Ein wesentliches Gemeinschaftselement wäre die Kommunion: Da diese meist nur als Empfang des „realen“ Leibes Christi gesehen wird und nicht auch als Verleiblichung des „mystischen“ Leibes Christi, der umfassenden kirchlichen Gemeinschaft³²², bleibt es beim Nebeneinander einzelner Christen. Vielleicht liegt es auch an der Art und Weise des praktizierten Kommunion Austeilens, das eher in Vereinzelung führt, als den Kommunionempfang als gemeinschaftliches Tun empfinden lässt?

Communio bedeutet Kommunikation. Diese gilt es auch jenseits des Rahmens des Gemeindegottesdienstes zu ermöglichen und in einer Kultur des entschiedenen verbindlichen Miteinanders münden zu lassen. Auf der anderen Seite ist auch eine Kultur der Gastfreundschaft zu pflegen, die respektiert, dass viele Christen an der Sendung der Kirche nur bedingt teilhaben und ihr Christsein im Alltag auf ihre eigene Weise leben wollen, ohne stärkere Bindung an eine konkrete Pfarr— Gemeinschaft.

Es gilt das Bewusstsein zu fördern, dass die Gemeinschaft nicht Selbstzweck ist, sondern Kirche immer „für“ andere sich von Gott in Dienst nehmen lässt (Pro –

³²¹ Vgl. Zulehner, Paul M.: Pastoraltheologie, Bd. 2: Gemeindepastoral. Orte christlicher Praxis, Düsseldorf ³1995, 91ff.

³²² Wobei es da ja im Laufe der Theologiegeschichte zu einer bemerkenswerten Umkehrung kam, die die Bedeutungsverhältnisse widerspiegeln: Denn in den ersten Jahrhunderten wurde die Kirche als „realer“ und die Hostie als „mystischer“ (sakramentaler) Leib Christi gesehen! Erst das erneuerte sakramentale Denken des Zweiten Vatikanischen Konzils von der Kirche als Wurzelsakrament hat das Verhältnis heute wieder ins richtige Licht gerückt.

Struktur) – denn sie ist als „lumen gentium“ „*Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit*“.³²³ Nirgendwo wird diese Mission deutlicher als in der Eucharistiefeier, die – wie alle Hochgebete deutlich werden lassen – Einheit stiftet und aktualisiert – mit Christus und untereinander, mit allen Christen, allen Lebenden und Verstorbenen, mit der ganzen Schöpfung.³²⁴ Selten jedoch wird diese „katholische“ Dimension des sich in Einheit setzen mit allen betont. Liegt dies nicht auch daran, dass in Pfarrgemeinden die *Communio* eher als „Kuschelecke“ gesucht und aufgebaut wird, weil die einzelnen letztlich sich da etwas für sich selber suchen, denn als gemeinsame Stärkung, um wieder für andere da zu sein? Liegt es nicht auch am grundsätzlichen Selbstverständnis der Christen, dass es primär um die eigene „Heiligkeit“ geht? Alle missionarischen Ansätze sind jedenfalls zu fördern, die deutlich werden lassen: Wir sind nicht nur für uns selber da. Sammlung ist um der Sendung willen da, und Sendung um der Sammlung aller willen. Dies gilt auch für die „missionarische“ Frage, ob die Mitfeiernden versuchen, andere für die Gemeinde und die Messfeier zu gewinnen!

Dieses Füreinander wird auch in konkreten Taten der Nächstenliebe sich verleblichen, und dies sollte nicht nur im eigenen Sektor „Caritas“ der Gemeinde geschehen. Caritas ist der Kern der Eucharistie: Denn der gefeierte Lebensvollzug Christi, das „Leben für den Freund, für alle hinzugeben“ drängt nach existentiellen Nachvollzug im kirchlichen Leben, wie im Leben des Einzelnen. Diesen wesensgemäße Zusammenhang Eucharistie – Diakonie gilt es also bewusst zu gestalten und deutlich werden zu lassen – etwa durch den Hinweis, dass die Kollekte die konkrete „Opfergabe“ ist, welche die Mitfeiernden zum Altar bringen und „Caritas“ ist.

Die Gottesdienstgemeinschaft konkret

Die Forschung hat gezeigt, dass Gottesdienst immer vom gemeindlichen Umfeld, in dem er gefeiert wird, wesentlich mitgeprägt wird: Denn der Gottesdienst fängt lange an, bevor er beginnt. Spannungen, Konflikte oder Erfahrungen von positivem Miteinander fließen in die Messfeier ein und bestimmen die Atmosphäre mit. Auch erheblich ist, welche Gruppierungen miteinander hier feiern, denn selten kommt die ganze Pfarrgemeinde zu einer einzigen Messfeier zusammen. Ist in Zielgruppengottesdiensten oder bei Messen anlässlich besonderer gemeinsamer Erlebnisse (z.B. Messen auf Lagern oder Wallfahrten) die Gottesdienstgemeinschaft eher homogen, ist der Vorteil die stärker empfundene Gemein-

³²³ LG 1.

³²⁴ Deutlich wird dies unter anderem in der Kommunionepiklese der Schweizer Hochgebete: „... lass uns eins werden im Heiligen Geist *mit ihm und untereinander*“.

schaftlichkeit, es besteht die Gefahr der Milieuerengung und des Kreisens um sich selbst („Insider“-Tendenz, Gottesdienstgemeinde ist eher geschlossene Gesellschaft³²⁵). Ist die Gottesdienstgemeinde eher bunt und divergent kann die höhere Vielfalt befruchtend, einladend und öffnend sein, es besteht die Gefahr dann aber eher darin, dass die unterschiedlichen Erlebnisstile der Gruppen in gegenseitigem Unverständnis und (wenn ständig nur die Vorlieben einiger Gruppierungen zum Zug kommen) in Entfremdung münden³²⁶, oder vieles im unverbundenen Nebeneinander auch unverbindlich wirkt.

Die zweite Spannung ergibt sich daher aus der Frage „wer gehört zu uns“. Denn fast jede konkrete Gottesdienstgemeinde setzt sich zusammen aus Christen und Christinnen, die zur „Kerngemeinde“ gehören, solchen, die „nur“ über die Sonntagsmesse Kontakt zur Pfarre pflegen und manchen, die tatsächlich „Gäste“ in dieser Pfarre sind. Es wird heikle Aufgabe bleiben das Gleichgewicht zwischen gastfreundlicher Offenheit und entschiedener Verbindlichkeit zu wahren – in einer Stärkung des Taufbewusstseins, das die Sendungsdimension der Kirche betont und Erkenntnis, dass Christ sein sich nicht nur im Gemeindekontext realisieren lässt. Als Konsequenz der Inhomogenität wird auch die stärkere Rücksichtnahme auf die „Fernstehenden“ bei der Gestaltung von Messfeiern zu legen sein.

Drittens sind Störungen zu vermeiden, die durch Unpünktlichkeit³²⁷ und mangelnde Rücksichtnahme aufeinander entstehen — wobei sich aber gezeigt hat, dass diese Irritationen nicht so stark sind wie Ärger über die Art des Priesters oder über die Ausformung der Predigt – und dies umso mehr die Menschen „Beteiligte“ sind.

Konsequenzen: Ermunterungen

Förderlich für die Qualität der Liturgie wird es daher sein, möglichst viele Begegnungsmöglichkeiten zur Vernetzung der Mitfeiernden anzubieten, damit aus einer Ansammlung von Christen unterschiedlicher Teilnahmeintensität am Ge-

³²⁵ Vgl. Becks: Erlebnisgesellschaft, 103. – Er beschreibt hier gut die Gruppendynamik, die die Gefahr homogener Mileus beschreibt, was auch auf manche Pfarrgemeinden und die kirchliche Situation an sich zutreffend ist: Konzentration auf die Binnenkommunikation, gemeinsame Wertungen, Konservativität des momentanen Zustandes, Beschäftigung mit sich primär, zunehmende Abgrenzung nach außen um Identität zu fördern, Präferenz der Sozialkontakte.

³²⁶ Vgl. Thaler: gottesdienstliche Gemeinde, 20f.

³²⁷ Ein Problem vieler Wiener Pfarrgemeinden. Es steht zu vermuten, dass es zumindest im deutschen Sprachraum ein allgemeines Problem ist. Es könnte (auch für die Hebung der Qualität) interessant sein, die Ursachen zu erforschen: Liegt es daran, dass der Beginn der Messfeier als unerheblich betrachtet wird?

meindeleben die „eine“ feiernde Gemeinschaft (als Gemeinschaft von Gemeinschaften) wird. Einen hohen Stellenwert dabei werden alle gemeinschaftsbildenden Rituale und Zeichenhandlungen einnehmen, welche die Zusammengehörigkeit verdeutlichen können – wie das Hände reichen beim Vater Unser, das Brotbrechen, der Friedensgruß oder Begrüßungsriten.³²⁸ Auch sind alle Möglichkeiten des gemütlichen und zwanglosen Beisammenseins, wie im Pfarrcafé, im Jugendkeller oder beim Plausch an der Kirchentür zu fördern, nicht allein spezifisch bezogen auf die Vormittagsmessen.

Neben diesen gemeinschaftsbildenden Angeboten gilt es aber auch, die rituelle Distanz zwischen dem Ritus und der konkreten Feiergemeinde zu überwinden. Dies gelingt durch Bezüge zum gemeinschaftlichen Leben und dem in die Feier Hineintragen von geteiltem Freud und Leid, Hoffnungen und Enttäuschungen. Die Gestalter von Gottesdiensten werden ermutigt aktuelle Fragen und Themen der Gemeinschaft anzusprechen und Deutungen im Licht des Evangeliums anbieten, damit die Feier wirklich zur Feier der Beteiligten wird.

Im sonntäglichen Gemeindegottesdienst ist es kaum möglich, das eigene Lebenszeugnis (Martyria) als Christ vorkommen zu lassen. Dabei ist Glaubensgemeinschaft wesentliche Funktion der Sonntagsmesse: Christen sprechen einander den Glauben zu und stärken einander darin.³²⁹ Gemeinschaften, die sich über ihren Glauben und ihr Leben austauschen, bilden daher ein Umfeld für glaubwürdiges und anziehendes sakramentales Feiern. Die Ermöglichung von verschiedenen Weisen des Glaubenszeugnisses in der Messfeier kann sowohl für die Plausibilität der Glaubensgemeinschaft, als auch für die existentielle Tiefe des Feierns sehr förderlich sein.

Die Gottesdienstgemeinde steht in der Spannung zwischen Verbindlichkeit und Offenheit. Gemeinden und Liturgieverantwortliche sollen sich ermuntert fühlen, nicht nur auf die verbindliche Kerngemeinde zu achten, sondern auch Offenheit

³²⁸ Obwohl liturgisch damit die Funktion des Friedensgrußes als Besiegelung des Gebetes nicht hinreichend beschrieben ist. In den Augen der Mitfeiernden erhält der Friedensgruß aber vor allem sozialen Charakter, als Ersatz einer Begrüßung, die ansonsten nicht stattfindet. Wie wäre es, statt die Nivellierung des Friedensgrußes hinzunehmen, tatsächlich einen Begrüßungsritus an den Beginn der Messe zu stellen? Meist kommen die einzelnen Mitfeiernden ja zu unterschiedlichen Zeitpunkten, oder zu spät, setzen sich, ohne rechts oder links zu sehen, in die Bankreihen, und wenn die Messe beginnt singen sie, aber gegenseitige Interaktion kommt erst beim Friedensgruß tatsächlich vor. Wenn man nach der Begrüßung auffordert, sich die Nachbarn neben, vor und hinter einem genau anzusehen und sie unter Nennung des Namens (soweit der Andere unbekannt ist) mit einem Händedruck – oder welche Formen sonst lokal üblich sind – zu begrüßen, dann entsteht ohne großen Aufwand schon ein viel stärkeres Vertrautheitsgefühl. Eine andere Form habe ich in den USA kennengelernt: Dort begrüßte der Diakon alle und bat, dass sich Gäste oder Neuzugezogene kurz vorstellen.

³²⁹ Vgl. Emeis: Ausverkauf, 64.

gegenüber jenen zu fördern, die nicht am liturgischen Leben der Gemeinde regelmäßig teilnehmen. Für manche, die im Glauben noch unterwegs sind, wird es Gemeinde-„katechumenale“, einladende und begleitende Schritte in die volle sakramentale Versammlung hinein, bedürfen. Auch „Besucher“ sollten wertgeschätzt werden – Menschen die „nur“ am Gottesdienst teilnehmen und in ihrem Alltag vielleicht auf sehr selbstverständliche Weise ihren Glauben leben. Dort, wo sie als Fremde oder als Gäste in Erscheinung treten, bringen sie den Reichtum des Anderen und Unbekannten mit, was deutlich wird, wenn manche vor Ort selbstverständliche Dinge, auf einmal hinterfragt werden.

Auch wer mit Kirche zum ersten Mal in Berührung kommt, sollte damit rechnen dürfen, willkommen zu sein. Die alte Tugend der Gastfreundschaft erweist sich als eine neue Perspektive, gerade auch Menschen zu begegnen, die zunächst punktuell mit der Kirche in Kontakt treten: Einen gelassenen und herzlicheren Umgang ohne pastorale Gewalt ist all jenen zu ermöglichen, die anlässlich von Taufen, Erstkommunion, Hochzeiten, Begräbnissen, für sehr beschränkte Zeit den Boden der Gemeinde betreten.

Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass Formen von Gottesdiensten notwendig sind, die in der Art der Gestaltung auf Menschen, denen der christliche Glaube bisher fremd (geworden) ist, besonders Rücksicht nehmen.³³⁰ Diesen Menschen sollte durch eine einfache und verständliche Gestaltung, durch das Ansprechen von Themen, die alle Menschen berühren, sowie durch die Vermeidung von „Kirchensprache“ der „Einstieg“ so niederschwellig wie möglich gemacht werden.

Die Aufgabe des Vorstehers der Liturgie, des Priesters, der die Messe feiert, wird es auch sein, auf die Spannungen zu achten und diese sinnvoll zu gestalten. Die Kunst des Vorstehens bedeutet auch, dass der Priester in seiner Gestaltung darauf achtet, dass Gemeinschaft überhaupt entstehen kann, dass Einzelne sich in die Gemeinschaft einklinken können, durch Riten oder Interaktion; dass sich die Gottesdienstgemeinde als Gemeinschaft von Gruppierungen konstituieren kann als versöhnte Pluralität; dass sich die einzelnen Gottesdienstgemeinden in den großen Zusammenhang der Gesamtgemeinde integriert wissen; dass die Gesamtgemeinde sich in Einheit weiß mit der Gemeinschaft der Diözese und ihrem Bischof auf dem Hintergrund der Gemeinschaft der Weltkirche; dass sie sich schließlich in der vertikalen Dimension verbunden weiß, mit Christus und der Kirche des Himmels. Der Priester ist durch seine Weihe und seine Sendung in die konkrete Pfarrgemeinde schon Garant und Zeichen dieser wachsenden Gemeinschaftsdimensionen, die sich in der Messfeier, besonders im Hochgebet,

³³⁰ In diesem Zusammenhang sei etwa an die Diözese Erfurt erinnert, wo es zu Weihnachten im Dom einen eigens gestalteten Weihnachtsgottesdienst für Menschen gibt, die oftmals gar nicht Christen sind. Solche Feiern können auf dem Weg der eigenen religiösen Suche begleiten und respektvoll und herzlich einladen, den Weg des Glaubens mit zu gehen.

VERBUNDEN UND SOLIDARISCH – QUALITÄT DURCH GEMEINSCHAFT

zwiebelschalenartig entfalten. Die Vorsteher der Messfeier dürfen ermutigt sein, diese Gemeinschaftsdimensionen, je größer sie auch sein mögen, allenfalls kritisch einzubringen, um Tendenzen der „Insider“ Mentalität entgegen zu wirken.

SPIRITUALITÄT DER MESSFEIER: LEBENSRELEVANZ BEDEUTET QUALITÄT

Diagnose: Relevanzverlust

Als häufigste und realistischste Ursache der Abnahme der Anzahl der „liturgieaktiven Christen“ ist der manchmal schleichende, manchmal deutlich angesprochene, Relevanzverlust der Mitfeier der Messe zu nennen. Es gibt viele, auch aktive Gemeinden, in denen viele Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen aktiv sind, aber trotzdem der „Gottesdienstbesuch“ gering ist.³³¹ Menschen bleiben also neben entstandenen Irritationen deshalb weg, weil die sonntägliche Eucharistiefeier zu wenig mit ihrem „realen“ Leben im Alltag zu tun hat und die verbale wie nonverbale Kommunikation eine Sonderwelt bildet, einen ausgegrenzten liturgischen Bereich, mit einem speziellen Sinnsystem und Symbolen – die aber nur dort Bedeutung besitzen. Wie Ebertz feststellt sinkt die liturgische Nachfrage dort, wo der Doppelbezug des Ritus auf kultisch—dogmatische Authentizität einerseits und auf aktuellen Lebensbezug andererseits schwach bleibt.³³² Dann lässt das Gehörte und Gefühlte die Mitfeiernden „kalt“, sie sind nicht existentiell betroffen und in ihrem Alltagsleben gestärkt oder verwandelt.³³³ Viele erleben es so als schwierig, das eigene Leben und das, was in der Liturgie gefeiert wird, zur Deckung zu bringen – wobei diese Distanz sich auch in der Sprache und in der Symbolik wieder findet: Die Symbolgestalten sind nicht selbstredend, die Sprache theologischer Fachjargon, die Lieder entweder alt und fremd oder neu und nichts sagend.³³⁴

Für dieses Auseinanderfallen von „Leben“ und „Liturgie“ sind viele miteinander verwobene Gründe zu benennen, die sich aus dem gewandelten kulturellen Kontext und aus einer zunehmend feststellbaren Entfremdung zur biblischen Gedankenwelt und dem Grund christlichen Seins ergeben. Wie Jörns treffend analysiert, liegt die kognitive Dissonanz tief, da auch viele gläubige Christen von ihrem Selbstverständnis und ihrem Menschenbild kaum Zugang haben zum biblischen Lebensgrund christlicher Gemeinden.³³⁵ Als Beispiel nennt er das

³³¹ Vgl. Jörns, Klaus—Peter: Der Lebensbezug des Gottesdienstes. Studien zu seinem kirchlichen und kulturellen Kontext. München 1988, 108. – Er stellt dies zwar für die evangelische Kirche fest, doch darf dies analog auch für die römisch katholische Kirche angenommen werden, wie es die Situation in vielen Pfarrgemeinden auch belegt.

³³² Vgl. Ebertz: liturgische Handlungen, 28.

³³³ A.a.O., 111.

³³⁴ Vgl. Sauer: Gott feiern, 31.

³³⁵ A.a.O., 32.

mangelnde existentielle Bewusstseins von Sünde (die er grundlegend versteht als „das Leben auf etwas anderes bauen als auf Christus“) und der Notwendigkeit der Feier der Eucharistie, als Dienst der Versöhnung und Entlastung von der Sündenmacht, die auch am Boden der Kirche(n) präsent ist.³³⁶ Der soteriologische Lebensbezug der Eucharistie wird also für die Mitfeiernden nicht so einseitig um zu erkennen, dass sie ihr Leben ständig neu „befreien“ lassen müssen, um sich wieder neu vom „Neuen Leben in Christus“ magnetisieren zu lassen, einer Eisennadel gleich, die sich durch Magnetisierung wieder neu einpendelt.

Und man darf nicht vergessen, dass Distanz und „fern“ sein immer Relationsbegriffe sind, die vom jeweiligen Standpunkt betrachtet den jeweils anderen als „fernen“ sehen. Beide Aussagen sind daher richtig: Dass Menschen dem Gottesdienst fremd geworden sind (d.h. nicht mehr christlich leben) und dass der Gottesdienst den Menschen fremd geworden ist (nicht Zeitgemäßheit der Gestaltung). Von unserer Seite her können wir daher die Menschen näher an christliche Lebensweise heranführen – durch eine mystagogische Pastoral, die das Leben im Licht des Glaubens zu deuten hilft und religiöse Erfahrungen im Kult erschließt. In diesem Abschnitt wird vor allem auf diesen Pol eingegangen;

die Messgestaltung „Kunden näher“ gestalten, durch Eingehen auf Bedürfnisse der Mitfeiernden, aber ohne die eigene Identität aufzugeben. Die Befragung im Rahmen der Gottesdienstqualitätsuntersuchung diene ja diesem Zweck.

Statt über Wandel und Entfremdung zu jammern ist es daher pastoraltheologische Aufgabe, die Veränderung zu verstehen und sie zu gestalten. Was kann so für eine existentielle Betroffenheit der Mitfeiernden getan werden? Wie kann Wissen und Verständnis gefördert und das eigene Leben der Mitfeiernden so angesprochen werden, dass die Eucharistie kein, neben anderen Dingen des Lebens unverbunden stehender Bereich ist?

Dem Alltagsleben Raum geben: ars vivendi ist ars celebrandi

Der vermutlich am meisten zitierte Satz von Karl Rahner ist, dass der Fromme der Zukunft ein „mystischer“ Christ sein wird, oder er kein Christ mehr sein wird.³³⁷ Gemeint ist mit „mystisch“ hier die Fähigkeit, Gott in (oder besser hinter) allen Dingen des Lebens zu sehen und zu finden – das eigene Leben als Teil der großen Heilsgeschichte im Licht des Evangeliums zu betrachten und auf diesem Hintergrund zu deuten. Die aktuellen Entwicklungen, dass nur mehr 4%

³³⁶ Vgl. Jöns: Lebensbezug, 111–119.

³³⁷ Vgl. Zahlhauser: spirituelle Theologie, 276.

im Durchschnitt der Katholiken in Wien an der sonntäglichen Gemeindecucharistie teilnehmen, scheinen Rahner nachhaltig recht zu geben: Wir feiern und reden zu viel und leben zu wenig als Christen.

Denn wie der Philosoph Philippe Béguerie festhält spielt sich unser Leben in drei aufeinander aufbauenden Dimensionen ab: Erstens in dem, was wir leben und erfahren (auf einer vorreflexiven Stufe), zweitens in dem, was wir Wissen und uns bewusst machen (Reflexion) und drittens in dem, was wir feiern — aufgrund unseres lebensbedeutsamen Wissens.³³⁸ Feiert ein Mensch also Eucharistie ohne Lebenserfahrung und reflektiertem Lebenswissen, *ist* sie nicht relevant für ihn und bedeutsam, sondern traditioneller Ritenvollzug. Andererseits wird ein Mensch, der sich sein Leben aus dem Glauben her aufbaut und im gefeierten Gottesdienst keinen adäquaten Ausdruck dieses Glaubenslebens findet, so dass es *seine* Lob und Dankfeier wird, die Mitfeier sein lassen, weil die Feier zu wenig *lebensnah* ist.

Die Lebendigkeit des Glaubens bedeutet also die Fähigkeit, das alltägliche Leben mit dem biblischen Zeugnis von Tod und Auferstehung Jesu in Zusammenhang zu bringen und es zu lebensbedeutsamen Wissen zu verdichten: Die Kunst als Christ zu leben, wodurch Liturgie und Leben koextensiv werden.³³⁹ Die Lebendigkeit der Liturgie ist dann die Fähigkeit diese so zu gestalten, dass die Lebenserfahrungen und das Lebenswissen der Mitfeiernden aktiviert und angesprochen wird und noch einmal im Licht der „großen“ Heilsgeschichte lobend und danken gedeutet und tatsächlich gefeiert werden kann. *Ars vivendi* und *ars celebrandi* bedingen einander so wechselseitig.

Deutlich wird dies im Gebetsleben eines Menschen, wo die Bandbreite menschlichen Lebens in Beziehung mit Gott gebracht wird. In diesem Sinne ist das gemeinsame Beten der Christen, die ekklesiale Dimension, Grundform aller Gottesdienste und entzieht die Gottesbeziehung der individuellen Beliebigkeit. Das Schreiben der deutschen Bischöfe „Mitte und Höhepunkt des ganzen Lebens der christlichen Gemeinde“ geht sogar in seiner theologischen Betrachtung der Eucharistie vom diesem spirituellen Grundcharakter der Messfeier aus und plädiert dafür, dass die Gemeinden zuallererst Schulen des Gebetes sind, ohne allerdings einer Pädagogisierung der Liturgie das Wort zu reden.³⁴⁰

Erster Schritt einer Pastoral, die diese Schritte unterstützt, wird es also sein, diese Fähigkeit im Menschen zu stärken und in Gruppen sowie im Gottesdienst selber bewusst Räume zu öffnen (etwa durch Stille), dass das Gehörte und Gefühlte in lebendigem Dialog mit der eigenen Lebenserfahrung treten kann. Pastorseminar, Gemeindeerneuerung und andere Aktionen sind zu fördern, die

³³⁸ Vgl. **Béguerie, Philippe**: Liturgie und Leben, in: LS 29 (1978), 304 – 308.

³³⁹ Vgl. Redtenbacher: Liturgie und Leben, 13.

³⁴⁰ Vgl. Die deutschen Bischöfe: Mitte und Höhepunkt, Nr. 5–9.

Menschen unterstützen, biographisch ihren Glauben durchzubuchstabieren und im Leben auch umzusetzen und dabei Unterstützung durch andere gläubige Christen zu erfahren. Sammlung und Sendung, Gemeinschaft und Glaubenszeugnis werden dann automatisch wieder mehr als zwei Seiten einer Medaille gesehen. Wie in der Philosophie gilt auch für die Liturgie daher analog: „Primum vivere, deinde celebrare.“

Ars celebrandi: Das Leben einbringen und Mitspieler Gottes werden

Wo das Leben in die Feier der Eucharistie tatsächlich einfließt und in Berührung kommt mit dem präsenten Lebensvollzug Christi im Pascha Mysterium, dort eröffnet sich ein dialogischer Spielraum für die Mitfeiernden, der den destruktiven und schädlichen „Gesellschaftsspielen“ auf der Lebensbühne eine ganz andere Dynamik, ein „anderes Spiel“ entgegensetzt.

Durch die Ebene des Wortes und der Zeichen wird jeder Anwesende eingeladen, zum Mitspieler zu werden, sich mit dem persönlichen Leben einzubringen und durch die Mitfeier sich verändern zu lassen. Wie Karl—Heinrich Bieritz es beschreibt „[...] wir hatten eine Bühne – besser wohl: einen „Spielraum“ – betreten, hatten Rollen übernommen in dem Stück, das da lief. Wir waren zu Darstellern geworden, und zwar zu Darstellern unserer eigenen Lebens—Geschichten auf den fremden Brettern dieses Welt – Theaters: Wir spielten uns selbst [...] Und indem wir uns spielten, spielten wir uns in das Geschick Jesu hinein. Oder umgekehrt: Indem er dieses Geschick für uns unter den Zeichen des Mahles inszenierte, spielte er uns – mit unseren kleine Geschichten – in seine große Geschichte ein.“³⁴¹ Das Wort, das Arno Schilson geprägt hat, wird hiermit beschrieben: Schicksalsgemeinschaft mit Jesus, die hier inszeniert wird. Die Mitfeiernden werden zu Darstellern der aktuellen Relevanz vom Kreuzestod und dessen Selbstdeutung durch Jesus Christus, ihnen wird ein Spielraum eröffnet, ein vorbereiteter Erschließungs— und Entscheidungsraum.³⁴²

Ob Menschen nun diesen Erschließungsraum nutzen, hängt, wie Bieritz festhält, primär von der Ebene der persönlichen Lebenshandlungen ab, ob die Feier „einen Sitz im Leben“ hat, wie auch Bibliker wie Gerhard Lofink betonen: Eucharistia, Lobpreis, wirkt gekünstelt und ist nur ritueller Vollzug ohne Relevanz, wenn er „theoretisch“ bleibt und nicht zurückgebunden wird an konkrete Lebenserfahrungen, in denen das Handeln Gottes an einem selbst erfahren wurde. Eucharistia braucht daher immer konkrete Anamnese, sich Erinnern an das

³⁴¹ Bieritz, Karl-Heinrich: Spielraum Gottesdienst, in: Schilson, Arno (Hrsg.): Drama „Gottesdienst“. Zwischen Inszenierung und Kult, Stuttgart, 92.

³⁴² A.a.O., 93.

Leben der vergangenen Woche und wie darin Gottes verborgenes Wirken erfahren wurde.³⁴³ Wie Sauer schon einmahnt, sollte daher am Beginn des sonntäglichen Gottesdienstes nicht nur ein Schuldbekenntnis stehen, sondern auch ein gemeinsames Sich erinnern stehen an all das, was Gott an einem in der unmittelbar vergangenen Zeit und im Ganzen des Lebens getan hat.³⁴⁴

Dies setzt natürlich die Glaubensentscheidung voraus, die Entscheidung eben das eigene Leben auch dahingehend deuten zu wollen und Einüben in diese Betrachtungsweise, sprich: gelebte Spiritualität im „Sakrament des Alltages“.³⁴⁵ Michael Schneider beschreibt diese Wechselwirkung von Eucharistie und Alltag treffend so: *„Gottes Wirken wird aus dem Alltäglichen herausgeholt und Anlass zu erneuten Lob. Weil die Gemeinde Gott in allen Dingen wirken sieht, dankt sie in der Eucharistie nicht nur für die früheren, sondern auch für die gegenwärtigen Heilstaten; umgekehrt enthält jede Eucharistie die Aufforderung, heute im Alltag nach Gottes Heilshandeln zu suchen und zu fragen“*.³⁴⁶

Eine weitere Dimension dieser Verwobenheit ist die prophetische Dimension dieses „Gegenspieles“ zur Welt: Jede Eucharistie ist Feier des neuen Mit und Füreinanders, Dank an Christus, der in seiner Hingabe für die Freunde die höchste Liebe manifestiert hat und seine Jünger einlädt, es ihm gleich zu tun. Eucharistie ist dann „gefährliche“ Erinnerung, denn wer sich auf sie (existentiell) einlässt, wird hineingenommen in diesen Liebesvollzug des Gebens des Lebens für die Freunde (Joh 15, 9 - 17). Ein Spiel, das sich sukzessive auf die ganze Welt ausdehnen soll und fruchtbar wird in der konkreten Hinwendung zum Nächsten, in den organisierten, wie alltäglich spontanen Formen der Caritas. Caritas, die darauf zielt, die Lebensumstände des konkret „Nächsten“ zu verbessern und zu wandeln, so dass dieser Mensch dem „Leben im Schalom“ näher kommen kann – manchmal auch einfach, damit der andere überlebt, materiell oder spirituell. Lebensbezug der Eucharistie ist daher nicht nur verwoben mit persönlicher Spiritualität, sondern auch konkret gelebter Solidarität und Nächstenliebe.

Umgekehrt muss die Gestaltung der Sonntagsmesse diesen Formen des Einbringens des Lebens auch Raum geben, denn wie die Untersuchung auch aufgezeigt hat, wollen Menschen auch mit ihren Hoffnungen und Ängsten, mit ihrer Freude und ihrer Trauer und ihren Sorgen „vorkommen“. Wie Bischof Joachim Wanke

³⁴³ Vgl. Richter, Klemens: Eine mystagogische Liturgie. Wunsch und Wirklichkeit nach einem Vierteljahrhundert, in: Richter, Klemens / Schilson, Arno: Den Glauben feiern. Wege liturgischer Erneuerung, Mainz 1989, 125ff.

³⁴⁴ Vgl. Sauer: Gott feiern, 215f.;

³⁴⁵ Vgl. Schneider, Michael: Das neue Leben. Geistliche Erfahrungen und Wegweisung, Freiburg im Breisgau u.a. 1987, 198 – 218. – Er weist hier auf die brennende Frage hin: „Rechnet der Christ heute nicht viel zu wenig damit, dass Gott immer noch in der Geschichte handelt?“

³⁴⁶ A.a.O., 203.

von Erfurt es ausdrückt: Es braucht die Offenheit, sich in Fragen des Glaubens ins Herz schauen zu lassen. Möglichkeiten dies zu „inszenieren“ gibt es viele:

In der Predigt, die von persönlichen Glaubenserfahrung des Predigers spricht, oder wo Gemeindemitglieder eingeladen werden, Zeugnis zu geben;

in der Formulierung von Fürbitten oder Danksätzen durch die Gemeinde;

in der gefüllten Stille, die persönliche Auseinandersetzung erlaubt;

im Zugehen aufeinander beim Friedensgruß;

im gemeinsamen Brechen des Brotes und im gemeinsamen Essen;

in Zeichen, die deutlich machen, dass hier etwas berührt wird, was für das eigene Leben und die Beziehungen untereinander von Relevanz ist.

Abschließende Ermunterungen

Die vorfindbare Dissonanz und rituelle Distanz zwischen Sonntagsmesse und Lebensdeutung vieler Christen kann auf zwei Weisen abgebaut werden: Erstens durch mystagogische Pastoral zur Erschließung der sakramentalen Dimension des Alltages und zweitens durch mystagogische Gestaltung der Eucharistiefeier, die Feier des gedeuteten Lebens ist und einlädt Leben in Schicksalsgemeinschaft mit Christus zu gestalten.

Je mehr Gottesdienstgestaltung auf die Bedürfnisse und das konkrete Lebensumfeld der Mitfeiernden eingeht, desto attraktiver und vor allem relevanter für die Mitfeiernden wird die Sonntagsmesse werden.

Mystagogische Pastoral im Sinne der Hilfestellung zur Entfaltung einer Spiritualität des Alltages, die Christen zunehmend aufmerksam werden lässt auf die Spuren des Handelns Gottes in der eigenen Lebensgeschichte, „zahlt sich aus“. Denn erst durch die Deutung des Lebens, nicht als Aneinanderreihung von „Zufällen“ und geschüttelt werden durch ein blindes „Schicksal“, sondern als Geführt werden durch den lebendigen Geist Christi und Leidensgemeinschaft mit dem verlassenen und auferstandenen Christus, wird die Mitfeier der Eucharistie existentiell bedeutsam.

Die Gestalter von Gottesdiensten seien ermutigt, möglichst viel Zeit und Raum für das Hereinholen der persönlichen Lebensumstände in die Feier zu investieren. Dies kann in Form von Dank für Schönes und Wertvolles, von Für— Bitten, bei Sorgen und Ängsten, oder von Lebenszeugnissen, ausgesprochen oder im stillen Gebet vor Gott gebracht werden. Dafür gilt es immer wieder Anknüpfungspunkte zu schaffen und durch Stille es zu ermöglichen gedanklich „nach zu kommen“.

Gottesdienst wird dann auch nicht harmlos sein, sondern „gefährliche“ Erinnerung, die Menschen zur Metanoia führt, dadurch, dass sie sich auf das „neue Spiel“ Christi einlassen und zum Mitspieler werden.

Je „mystischer“ die Gottesdienstgestaltung wird, desto „politischer“ wird sie auch werden, denn Gott „mischt die Mitfeiernden auf“, damit sie sich „einmischen“ in die unheilvollen, lebensfeindlichen und unmenschlichen Strukturen der „Welt“. Eine Ermunterung auch, Caritas und Eucharistie immer in einem Näheverhältnis zu sehen und dahingehend auch Themen konkret gelebter Solidarität in die Gestaltung mit einzubeziehen (und zu deuten).

IDENTIFIKATION DURCH PARTIZIPATION: QUALITÄT DURCH TEAMGEIST

Die Messe zwischen One—man Show und Mitmachfest

Untersuchungen der Vergangenheit und die Ergebnisse der Gottesdienstqualitätsuntersuchung legen nahe, dass mangelnde Möglichkeiten der aktiven Teilnahme sich negativ auswirken auf das Feierverhalten der Christen. Nicht zu Unrecht wird kritisiert, dass „aktive Teilnahme“ meist ein Ideal bleibt, Predigten im Vorlesungsstil vorgetragen werden und zusammen mit der „celebratio versus populum“ eine Atmosphäre des Frontalunterrichtes schaffen, in der der Priester der Lehrer und Experte, die Christen die stummen Schüler sind.³⁴⁷ Mag diese Analyse auch übertrieben wirken, so ist es sicher richtig, dass viele Katholiken in der Messfeier eine relativ passive Konsumentenhaltung einnehmen. Sicherlich hängt dies auch zusammen mit der persönlichen Einstellung zur Feiergemeinschaft („Beteiligte“ sind generell „aktiver“ als „Besucher“) und mit dem grundlegenden pastoralen Schisma zwischen „nicht kompetenten Normalchristen“ und den „geweihten Experten des Klerus“, wodurch die Mitfeiernden generell Verantwortung und Gestaltungsmacht eher an die Experten abgeben, die für sie eine Dienstleistung vollziehen.

Andererseits erleben viele, die sich an der Gestaltung und Ausführung von „Familiengottesdiensten“ und Jugendmessen beteiligen, dies als bereichernd und erfüllend. Die Aussagen der Interviewpartner bei der Untersuchung haben dies auch deutlich belegt. In den besuchten Sonntagsmessen waren die liturgischen Aufgaben gut verteilt und viele Anwesende auch „aktiv“. Die Kritik aber, dass Aktivismus zum Ersatz für inhaltliche Betroffenheit und zur Selbstdarstellung werden kann, darf als Gefahr nicht übersehen werden. Gottesdienst ist eben keine „Mitmachshow“ oder gruppendynamisches Element.

Grundsätzlich aber ist das Gefühl, am Geschehen teilzuhaben und es auch mitgestalten zu können, ein wesentliches Element seelischer Gesundheit, wie Christoph Jacobs aufgezeigt hat.³⁴⁸ Partizipation erhöht das Gefühl der Bedeutsamkeit der eigenen Anwesenheit und des persönlichen Wirkens, ohne dass Leitung

³⁴⁷ Vgl. Stachel, Günter: Lernen und Feiern – Religionspädagogik und Liturgie, in: KatBl 109 (1984), 698 – 709, hier 702f.

³⁴⁸ Vgl. Jacobs: Salutogenese, 135. – Für das Gefühl der Bedeutsamkeit („meaningfulness“) des Lebens braucht es eine Teilhabe am Entscheidungsgeschehen. Das Mitwirken dürfen am Erlösungsprozess gibt christlich verstandenen Leben eine besonders tiefe Bedeutsamkeit. Wo wird das in der Messfeier konkret?

deswegen negiert werden müsste. Dies gilt umso mehr für die Messfeier, in der jeder Christ durch die Taufe eingeladen ist an der Erlösung mitzuarbeiten. Doch wird dies in der Gestaltung konkret? Wie müssen Gottesdienste gestaltet sein, dass sie die Mitfeiernden aus ihrer Konsumentenhaltung herauslocken?

Gottesdienst hat keine Zuseher: Das Erbe der liturgischen Bewegung

Gerade die aktive Teilnahme der Gläubigen am Geschehen, am „liturgischen Akt“, wie Guardini schrieb, war eines der wichtigsten Anliegen der liturgischen Bewegung des letzten Jahrhunderts, das in der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils auch umgesetzt und betont wurde:

„So richtet die Kirche ihre ganze Sorge darauf, dass die Christen diesem Geheimnis des Glaubens nicht wie Außenstehende und stumme Zuschauer beiwohnen; sie sollen vielmehr durch die Riten und Gebete dieses Mysterium wohl verstehen lernen und so die heilige Handlung bewusst, fromm und tätig mitfeiern, sich durch das Wort Gottes formen lassen, am Tisch des Herrenleibes Stärkung finden. Sie sollen Gottdanksagen und die unbefleckte Opfergabe darbringen nicht nur durch die Hände des Priesters, sondern auch gemeinsam mit ihm und dadurch sich selber darbringen lernen. So sollen sie durch Christus, den Mittler, von Tag zu Tag zu immer vollerer Einheit mit Gott und untereinander gelangen, damit schließlich Gott alles in allem sei.“³⁴⁹

Die aktive Teilnahme ist also wesentlich, um immer tiefer in die Dynamik der Vereinigung mit Gott hineingezogen zu werden. Gerade die Wiederentdeckung, dass die ganze Versammlung Trägerin des gottesdienstlichen Geschehens ist und nicht nur der Priester, prägt die Grundhaltung der erneuerten Liturgie³⁵⁰, nachdem die Theologen die Kirche als Grundsakrament tiefergehend reflektiert hatten.³⁵¹ Das gemeinsame Priestertum, begründet mit 1 Petr 2,9 und verdeutlicht durch die Aussagen der Kirchenkonstitution des Konzils³⁵², begründet auch die gemeinsame „Liturgiefähigkeit“ und die Verpflichtung zur aktiven Teilnahme aller.³⁵³ Vor allem Romano Guardini sorgte sich um die Reinheit des „liturgischen Aktes“, der „Geist der Liturgie“ stand dabei zentral im Mittelpunkt des

³⁴⁹ SC 48.

³⁵⁰ Vgl. Weismayer, Josef: Sakrament Kirche – Sakramente der Kirche, in: Zulehner, Paul M. (Hrsg.) / Auf der Maur, Hansjörg / Weismayer, Josef u.a.: Zeichen des Lebens. Sakramente im Leben der Kirchen - Rituale im Leben der Menschen, Ostfildern 2000, 154; Thaler: gottesdienstliche Gemeinde, 71.

³⁵¹ Vgl. dazu die Werke Romano Guardinis und Odo Casels, Otto Semmelroths SJ oder Karl Rahners SJ.

³⁵² Vgl. LG 10.

³⁵³ Vgl. SC 14.

Interesses, denn Liturgie war für ihn Volksliturgie (kommend aus der pastoral liturgischen Bewegung). Aus dieser Sorge erwuchs das Anliegen der liturgischen Bildung, wie sie im folgenden Abschnitt auch propagiert werden wird.

Dennoch scheint es, dass dies in der Praxis oft nur schwer umsetzbar ist und allzu oft die Bemühungen um eine stärkere Beteiligung, ein noch immer unerfülltes Desiderat sind und die verschiedenen Arten und Grade der Partizipation innerkirchlich auch umstritten sind. Die Kunst des Beteiligens als Intervention gegen die Komsumhaltung im Gottesdienst wird nun auf verschiedenen Ebenen zu entfalten sein, ausgehend einerseits von den jeweils ganz persönlichen Voraussetzungen, die jeder Gläubige mitbringt, andererseits von den strukturellen Gegebenheiten, die Beteiligung eher fördern oder behindern können.

Formen der *actuosa participatio*

Erster Schritt: Grundlegung durch liturgisch – mystagogische Bildung

Kern der pastoralliturgischen Bewegung war auch das Ziel, den Mitfeiernden Ablauf und Sinn der Liturgie verstehen zu lassen. Auch die Liturgiekonstitution widmet der liturgischen Aus- und Weiterbildung einige Kapitel.³⁵⁴ Aus heutiger Sicht wird die Notwendigkeit einer solchen liturgischen Bildung immer stärkeres Augenmerk zu bekommen haben, da viele Getaufte durch die seltene Teilnahme am sakramentalen Leben der Kirche und die Krise der Glaubensstradition in der Familie wenig, bis keine Kenntnis vom Ablauf sakramentaler Feiern und deren tieferer Bedeutung zu haben scheinen. Ältere, die sich noch an die Gottesdienste ihrer Jugend erinnern, werden nicht verstehen, warum jetzt sich so vieles verändert hat. Wer jedoch nicht versteht, warum eine Veränderung geschieht, oder überhaupt nicht weiß, wozu eine symbolische Handlung passiert, der ist frustriert und kann nicht am Geschehen teilhaben. Immer deutlicher wird, wie die Praxis auch in den Pfarrgemeinden zeigt, dass man Verständnis für die liturgischen Vollzüge nicht voraussetzen kann. Wie der Liturge Rudolf Sauer feststellt sind viele, die zum Gottesdienst kommen, im Grunde genommen in einer (prä)katechumenalen Stadium ihres Christseins. Um aktive Teilnahme am Gottesdienst für diese Mitchristen zu fördern, sind also zunächst einmal mystagogische Katechesen notwendig, welche es erlauben die eigenen Erfahrungen im Gottesdienst tiefer zu deuten und den Sinn der einzelnen Handlungen deutlich zu erfassen.

³⁵⁴ Vgl. SC 14 – 19.

Dabei sind nicht so sehr Einweisungen im Sinne einer Erwachsenenbildung gemeint, sondern mystagogische Einübungen, die im Vollzug der „Initiation“ gipfeln. Wie Jetter feststellt, dienen Rituale der emotionalen und elementaren Vergewisserung und müssen nicht intellektuell zutiefst verstanden werden. Das Ritual kommt nicht durch Interpretation ans Ziel, sondern durch den mithandelnden Vollzug, durch Interaktion, handelnde Partizipation.³⁵⁵ Mystische Verstehenshilfen für die zentralen christlichen Vollzüge, die Störungen und kognitive Dissonanzen beseitigen helfen und einladen mit zu handeln, können da eine große Hilfe sein.³⁵⁶ Guardini hat die mystagogische Predigt beschrieben als ein deutendes und bildendes Sprechen, das nicht erklärt und ermahnt, sondern die inneren Sinne löst und den Menschen in das heilige Geschehen hineinführt und den Vollzug in Bewegung bringt.³⁵⁷ Ziel ist die existentielle Betroffenheit, so, dass kirchliche Feiern und Vorgänge die Anwesenheit Gottes im Herzen eines jeden Menschen urpersönlich spürbar machen, helfen, dass Gott immer schon in ihrem Leben gewirkt hat.³⁵⁸

Einübendes Feiern in katechetischen Gottesdiensten und Erfahrungsaustausch in Gruppen, wo über Schwierigkeiten und Glaubenserfahrungen im Gottesdienst gesprochen werden kann, werden immer mehr wesentliche Elemente der Pastoral in Pfarrgemeinden sein, will man dem Wunsch der erneuerten Liturgie entsprechen und wirklich Gottesdienste für die Mitfeiernden qualitativ gestalten.

Damit Eucharistiefiern „mystagogische“ Feiern sind, wurden schon einige Konturen erarbeitet, die hier wieder in Erinnerung gerufen werden sollen³⁵⁹:

Vorsteher und Gemeinde müssen über eine *ästhetische Kompetenz* verfügen, die sich in einer ansprechenden Raum und Musikgestaltung äußert und in einem Vorrang des Ästhetischen vor dem Ethischen.

Eine entwickelte Sprachkultur, die nicht Alltagssprache ist und nicht schlechte Übersetzung aus dem Lateinischen.

Konzentration auf eine transparente und einsichtige Struktur des Gottesdienstes, auch verknüpft mit biblischen Texten, die einzelne Handlungen deuten und teilweise korrigieren können.

Eine ganzheitliche Kommunikation.

Anbieten von (prä)katechumenalen Gottesdienstformen in Offenheit für die „kirchenfernen Treuen“ – beispielhaft sind hier die Formen, die im Bistum Er-

³⁵⁵ Vgl. Jetter: Symbol, 107,120.

³⁵⁶ Vgl. Schilson: Feier und Heiliges Spiel, 88f.

³⁵⁷ Vgl. Sauer: Gott feiern, 217.

³⁵⁸ Vgl. Zulehner: Aufbrechen, 74,79.

³⁵⁹ Vgl. Sauer: Gott feiern, 214 – 221; Richter: mystagogische Liturgie, 109 – 133.

furt praktiziert werden.³⁶⁰ Neue Symbolhandlungen aus dem Alltag der Menschen können dort aufgegriffen und christlich gedeutet werden.

Der Zusammenhang zwischen Feier und Veränderung des Alltages soll deutlich spürbar werden: „Je mystischer, desto politischer“.

Gerade in der heutigen Zeit sind „Oasen der Stille“ gefragt und auch in der Gestaltung von Eucharistiefiern zu beachten – in der Spannung zwischen persönlichen und gemeinschaftlichen Gotteslob.

Förderung der Identifizierung mit dem Geschehen, durch Beteiligung an der Gestaltung der Feier im Vorfeld und echte Delegation von Aufgaben und Verantwortung. Dann wird es „unser“ Gottesdienst, nicht nur „Chefsache“.

Die Eucharistiefier muss die Sehnsucht wecken, Christ zu sein und zur Gottesdienstgemeinde zu gehören. Rudolf Sauer meint nicht zu Unrecht, dass Liturgie heute oft *nicht* als Lernort des Glaubens, gesehen durch das Primat der Sozialpastoral, für die Gott instrumentalisiert wird.³⁶¹ Die Trennung von Spiritualität und Liturgie gilt es, wie in den Ostkirchen zu überwinden.

Den Gottesdienst als Fest deutlich werden lassen, in dessen Mittelpunkt das Handeln Gottes an den Einzelnen, wie an seiner Kirche heute deutlich wird.

In Homilien und mystagogischen Katechesen sollte die Brücke zwischen Wort— Gottesfeier und Eucharistiefier gespannt werden, damit die beiden Teile nicht unverbunden nebeneinander stehen bleiben. Themen von mystagogischen Predigten könnten auch Heilige Zeichen und Orte, Gesten und Gebärden, die Elemente der Eucharistiefier, das Kirchenjahr, Sakramentalien, geistliche Lieder und Gebete etc. sein.

Beteiligung über die konkrete Feier hinaus

Wenn auch im Gottesdienst selber meist die liturgischen Aufgaben gut verteilt sind und es in den meisten Pfarrgemeinden Ministranten/innen, Lektoren/innen, Kommunionhelfer/innen und Musiker/innen gibt, so ist die Vorbereitung der Gemeindegottesdienste mit Ausnahme der Familiengottesdienste, der Kinderwortgottesdienste und der Jugendmessen meist „Chefsache“. Meist gibt es nur zur Vorbereitung der speziellen Kindergottesdienste Teams, oder Bibelrunden, die Ideen für den Prediger liefern.

Aus dem Wesen der Gemeindeliturgie folgt aber, dass die Gestaltung der Feiern Sache der ganzen Gemeinde ist. Je mehr Mitfeiernde in die konkrete Vorberei-

³⁶⁰ Beispiele findet man unter <http://kathweb.de/bistum—erfurt>. Ein Beispiel für solche Gottesdienste ist die „Ökumenischer Segnungsgottesdienst für alle, die partnerschaftlich unterwegs sind“ am Valentinstag.

³⁶¹ Vgl. Sauer: Gott feiern, 204.

tung mit einbezogen werden, desto mehr wird die Messe „ihre“ Feier und desto höher wird die Relevanz und Resonanz des Gefeierten. Natürlich werden sich anfangs wenige die Mitwirkung bei den Überlegungen, wie der konkrete Sonntagsgottesdienst aussehen soll, zutrauen – und manche „Profis“ werden es den „Laien“ absprechen wollen hier Kompetenz zu haben. Aber gerade hier ist liturgische Bildung als Ermächtigung zur Teilnahme an der Gestaltung gefragt, wobei das tiefere Verstehen der Liturgie von denjenigen selber dann angestrebt wird. Das Risiko also einzugehen und bewusst MitarbeiterInnen einzuladen, auch bei „normalen“ Sonntagsmessen ihre Wünsche und Vorstellungen einzubringen, wird sich lohnen und zu einer höheren Teilnahmefrequenz und größeren Treue zu „ihrem“ Gottesdienst und „ihrer“ Gemeinde führen. Das bezeugen auch die vielen, die in den Pfarren „KiWogos“ oder Familienmessen gestalten und kreativ und lebensnah die Frohbotschaft Kindern und Erwachsenen näher zu bringen vermögen. Dass auch viele Erwachsene meinen, dass sie sich von den Kinderwortgottesdiensten mehr angesprochen fühlen, überrascht daher nicht.³⁶²

Welche Formen von gemeinsamen Vorbereitungen kann es da geben? Sicherlich ist dies zuerst eine Frage der Prioritätensetzung in der Pastoral, ob die Sonntagsmesse allen Beteiligten zu viel wert ist, dass sie gerne die knappe Ressource Zeit dafür einsetzen wollen – und dafür eventuell anderes lassen. Teams könnten sich regelmäßig treffen und gemeinsam Lieder aussuchen, Gestaltungsgedanken für die Predigt überlegen, Glaubenserfahrungen austauschen anhand der Schriftstellen, Fürbitten schreiben, Kyrierufe aussuchen, Meditationsgedanken für die Zeit nach der Kommunion sich überlegen, oder welche Symbolhandlung besonders hervorgehoben und mystagogisch gedeutet werden soll.

Neben der gemeinsamen Vorbereitung ist auch die gemeinsame Reflexion wichtiges Element einer entwickelten „Qualitätssicherung“. Meist wird nur im inoffiziellen Rahmen über Stärken und Defizite des liturgischen Feiervollzuges in den Gemeinden gesprochen. Selten werden daraus Konsequenzen gezogen. Es gilt im Sinne einer nachhaltigen Weiterentwicklung der Qualität des Feierns, eine Kultur des Reflektierens, Dankens, Wertschätzens und der kritischen Würdigung zu fördern.³⁶³ Dazu müssen auch geschützte Zeiträume geöffnet werden, in denen diese Reflexion „sine ira et studio“ stattfinden kann – etwa im Fachausschuss Liturgie des Pfarrgemeinderates. Eine „Dank und Kummerbox“ beim Eingang der Kirche aufgestellt, könnte Möglichkeit sein auch anonym seine Meinung kundzutun.

³⁶² Vgl. dazu die Aussagen im Abschnitt über die „Gemeinsame Gestaltung von Gottesdiensten“

³⁶³ Vgl. Gerhards: Gott ist bei euch, 62f.

Beteiligungsformen aller Mitfeiernden

Die tätige Teilnahme aller Mitfeiernder ist sicherlich hinsichtlich der Art der Aktivität differenziert zu sehen. Die Konzilstexte legen ja zunächst größten Wert auf die *actuosa participatio* im Sinne der existentiellen Betroffenheit und des Mitvollzuges der Eucharistie, damit das Leben des einzelnen, wie der Gemeinde gewandelt wird. Im Kult soll das ganze christliche Leben, das sich im der zur Eucharistie versammelten Gemeinschaft symbolisiert, liturgisch zum Höhepunkt gelangen (anabatische Dimension). Die Verschränkung der Lebenshingabe Christi und der eigenen Lebenshingabe im Mit und Füreinander der Christen ist der „eigentliche Gottesdienst“ (Röm 12,1). Um also diese innere Beteiligung zu erreichen, sind Anknüpfungspunkte notwendig, die für die Mitfeiernden die unmittelbare Lebensrelevanz einsichtig machen.

Erster Ausdruck der inneren Beteiligung ist das gemeinsame Singen und Beten als Ausdruck der gemeinsamen Eucharistia, also des gemeinsamen Dankens und Lobens Gottes, das am dichtesten im eucharistischen Hochgebet ausgesprochen wird. Nicht nur als Lob der Heilstaten Gottes in ferner Vergangenheit, sondern als Dank für selber erfahrenes Lebensheil und Befreiung aus aller Sklaverei dieser Welt, das seinen Ursprung nimmt im Pascha Transitus von Tod und Auferstehung Jesu Christi. Das Hochgebet als Sache der ganzen Gemeinde und jedes einzelnen herauszustreichen, auch wenn es stellvertretend vom Priester gebetet wird, ist wichtigstes Ziel und größte Herausforderung bei der Förderung der Teilnahme aller Mitfeiernden.³⁶⁴ Eine Weise ist die Unterbrechung des Hochgebetes durch gemeinsam gesungene Akklamationen (der didaktische Methode der Leseverzögerung, um die Aufmerksamkeit zu steigern ähnlich), wie auch das Konzil vorschlägt³⁶⁵, ebenso ist das „heilige Schweigen“ gerade heute ein wichtiges Kontrast – Gestaltungselement.

Tatsache aber ist es durch die Umstände heutiger Lebenskultur, dass dort, wo die Möglichkeit zur bewussten und gestalterischen Interaktion entfällt, die Langeweile wächst. In den traditionellen Messfeiern ist dies besonders während des „Predigtvortrages“ der Fall, wo Untersuchungen gezeigt haben, dass etwa 50% angaben, da „abzuschalten“, gegenüber nur 7% bei Liedern dies aussagten und 22% bei den Lesungen.³⁶⁶ Aktivierende Interaktionsformen sind daher insgesamt wichtig im Gottesdienst, um die Anwesenden zu „Mitspielern“, zu „Beteiligten“ zu machen – wobei aber festzuhalten bleibt, dass „*actuosa participatio*“ nicht mit „Aktivismus“ gleichzusetzen ist. Wenn in der Liturgie die innere, spirituelle Dimension vernachlässigt wird, und in Folge dessen sich Langeweile einstellt, kann man dieser nicht durch ständige Veränderung und Anpassung von

³⁶⁴ Vgl. Thaler: gottesdienstliche Gemeinde, 75—77.

³⁶⁵ Vgl. SC 30.

³⁶⁶ Vgl. Meffert: Liturgie teilen, 102f.

Riten, sondern nur durch die Besinnung auf die Dimension des Mysteriums Herr werden.

Beteiligung durch Ausfaltung der liturgischen Dienste

Schon der Text der Liturgiekonstitution spricht davon, dass die Ministranten/innen, Lektor/innen, Kommentatoren die Mitglieder der Kirchenchöre einen wahrhaft liturgischen Dienst vollziehen. Sie sind nicht „Aushilfspriester“, die gnadenhalber vom Priester Aufgaben delegiert bekommen oder „Wichtigtuere“ (wie Kritiker meinen), sondern haben aufgrund des gemeinsamen Priestertums Anteil an der Fei ergestaltung, als Dienst für die feiernde Gemeinde und als Vertreter der Gemeinde³⁶⁷, genauso wie der Priester haben sie daher ein „Amt“ inne. Liturgie ist so ein „symbolisches Rollenspiel“.³⁶⁸ Immer noch ist aber die klerikalistische Engführung zu beklagen, die die Eucharistie nur als „Sache der Priester“ sieht, die „dafür geweiht sind“. Unbeschadet der Richtigkeit dessen, dass der Priester einen nicht auswechselbaren und nicht beliebigen Dienst innehat, ist es bedenklich, dass die lehramtlichen Äußerungen der letzten Zeit wieder stärker davon ausgehen, dass Kommunionsspender nur im „Notfall“ eingesetzt werden dürfen und eigentlich nur der Priester „zelebriert“.³⁶⁹

Die Verteilung der liturgischen Dienste ermöglicht es, auch sehr deutlich zu machen, dass der Gottesdienst nicht „one man show“ ist, sondern die Beteiligung mehrerer Gemeindemitglieder erfordert. Die konkrete Ausgestaltung dieser liturgischen „Rollen“ lässt aber manche unbefriedigt zurück, weil ihnen die Rolle entweder zuviel abverlangt oder zu wenig partizipative Möglichkeiten aufweist. Das Einbringen eigener Vorstellungen auch in das Verhältnis zwischen Gemeinde und ihrem Liturgen birgt natürlich auch die Gefahr der Selbstdarstellung. Wichtig wird es daher für die Liturgiequalität sein, dass der Willkür Grenzen gesetzt werden (Rollenkonformität) und gleichzeitig genug Freiraum gelassen wird zur persönlichen Gestaltung (Authentizität).

Die Untersuchung in den Pfarrgemeinden hat besonders aufgezeigt, dass die meisten Personen, die liturgische Dienste vollziehen, authentisch in ihrer Funktion empfunden werden, wenn sie als gläubige Mitchristen erlebt werden, die mit ihrer Person, ihrem Bemühen und ihrer Kompetenz ihr Amt ausfüllen. Dies wirft ein bezeichnendes Licht darauf, dass neben Engagement auch Befähigung zu diesen Diensten nötig ist, um die Feier gelingen zu lassen und nicht Irritationen hervorzurufen. Denn ein Problem ist oft die mangelnde Qualifikation und mangelnde Befähigung derer, die liturgische Dienste übernehmen. Lekto-

³⁶⁷ Vgl. Hahne: *arte celebrandi*, 326f.

³⁶⁸ Vgl. Jetter: *Symbole*, 149.

³⁶⁹ Vgl. *Redemptoris sacramentum*, Nr. 42. Es wird sogar angeregt, dass man den Sprachgebrauch, dass die Gemeinde feiert, unterlassen soll!

ren/innen, die undeutlich, zu leise oder unbetont vortragen, stören eher den Mitvollzug, als das sie ihn heben. Kommunionsspender, die unangemessen gekleidet und lieblos Gläubige „abspeisen“, sind ebenfalls nicht sinnvoll einzusetzen. Musiker, die dilettantisch ihr Instrument benutzen, erzeugen ebenfalls kaum feierliche Atmosphäre.

Eine Kultur der Förderung und Kompetenzvermittlung ist daher im Sinne der Qualität notwendig. Lektorenschulungen und Kommunionhelferkurse, die auch mystagogisch den Sinn des eigenen Dienstes verdeutlichen und gleichzeitig zur qualitätvollen Ausübung des Dienstes befähigen, gibt es schon – werden aber nicht immer genutzt. Auch mangelnde Koordination und „Spontaneinteilungen“ knapp vor Messbeginn sind – auch wenn es manchmal nicht anders möglich sein wird – eher zu vermeiden. Denn es ist auch für die Zuhörenden deutlich ersichtlich, ob der Vorleser sich mit den Text vorher auseinandergesetzt hat und um die wichtigen Passagen weiß, durch entsprechende Betonung, oder ob er den Text zum ersten Mal vielleicht liest und sinnentstellend spricht. Auch das Einüben des Sprechens mit Mikrofon ist gerade bei Messen, wo zum Beispiel Jugendliche Lesungen oder Fürbitten sprechen, sehr sinnvoll.

Ars praesidendi: Die Kunst des Priesters, die Feier zu leiten

Die Rolle des Priesters hat sich im liturgischen Verständnis durch die Reform des Zweiten Vatikanischen Konzils ebenfalls durchgreifend gewandelt, auch wenn dies weder von den Texten des Konzils, noch von den postkonziliaren Dokumenten deutlich in den Blick genommen worden ist. Der Priester ist nicht mehr primär „Ritualist“, der als Stellvertreter Christi spricht und als Stellvertreter der Gemeinde den Ritus vollzieht, dem die anderen bloß beizuwohnen bräuchten. Priestermangel und die damit (zumindest in Mitteleuropa) verbundene neue Fragestellung, wie Gemeinden ohne Priester den Sonntag liturgisch feiern können und die Frage der Gewichtung, ob es sinnvoller ist einen gemeindefremden Priester „einzufliegen“, oder lokale Bezugspersonen den Gottesdienst leiten zu lassen, lässt das Profil des „Vorstehers der Gemeinde“ in neuem Licht erscheinen.

Die Hauptaufgabe der Rolle des Leiters ist weiterhin, Christus gegenüber der Gemeinde zu repräsentieren und mit der Gemeinde das Mysterium, das sich vollzieht, zu feiern. „Ars praesidendi“ bedeutet dann auch, die Gemeinde zusammen zu führen, dass sie eben zur Gemeinschaft der Erlösten wird, die Gottes Heilstaten an ihr im Heute preisen kann und gemeinsam eintauchen kann in den biblischen Erfahrungsraum Gottes, dass sie sich als Teil der weltweiten und umfassenden „katholischen“ Kirche versteht.³⁷⁰ Der Priester soll also den Dienst der Einheit in horizontaler wie vertikaler Ebene vollziehen — nicht Kraft der

³⁷⁰ Vgl. Hahne: *arte celebrandi*, 332ff.

Glaubwürdigkeit des christlichen Lebens seiner eigenen Person, sondern Kraft der besonderen existentiellen Inanspruchnahme durch die Weihe.

Die Art und Weise aber, wie der Priester der Eucharistie vorsteht, ist für die Qualität der Feier von primärer Bedeutung. Wie die Ergebnisse der Untersuchung in den Gemeinden und mittels der Reactoscope Methode aufgezeigt haben, erzeugt neben der Predigt die Art und Weise des Priesters am meisten Irritation oder auch Begeisterung für die Messfeier. Die „ars celebrandi“ des Priesters prägt also das Erleben der Gläubigen wesentlich mit, was aufgrund der Dominanz der Rolle des Priesters (vor allem im eucharistischen Teil und in der Vorbereitungen) kaum verwunderlich ist. Wie der Priester die Gemeinde persönlich oder unpersönlich anspricht und ansieht, wie er persönliche (Un)betroffenheit von dem, was er sagt und symbolisch vollzieht, durch nonverbale und verbale Kommunikation zeigt, wie er „präsent“ ist, all das trägt zum Gelingen oder Misslingen der Qualität der Feier bei – unbeschadet der objektiven Unabhängigkeit des Sakramentes von der „persönlichen Würdigkeit“ des Priesters, wie die Kirche seit den ersten Jahrhunderten immer festgehalten hat. Aber so wie gesamtkirchlich das inkarnatorische sakramentale Prinzip gilt, so ist auch hier festzuhalten, dass die menschliche Seite das eigentliche Wesen eher entdecken lassen kann oder es schwerer machen kann, die Tiefe des Wirkens Christi hinter allem (allzu) „Menschlichen“ zu entdecken.

Eine Weise, sich dieser Kunst des Vorstehens zu nähern, hat Karl Heinz Bieritz mit „liturgischer Präsenz“ bezeichnet und verglichen mit der Kunst eines Schauspielers seine Rolle auszufüllen³⁷¹: Denn durch die „Präsenz“ wird im Theater das Unsichtbare sichtbar. „Präsenz“ meint, als Person in der Rolle gegenwärtig zu sein, ohne sich selbst in Szene zu setzen und zu inszenieren – und trotzdem bleibt es immer dieser besondere Schauspieler, der hier spielt. Der gute Liturg ist daher so präsent, dass er sich mit seiner ganzen Person in die Rolle hineinbegibt, mit ihren kommunikativen und symbolischen Vollzügen, ohne sich selbst zu predigen und zu feiern. Dies verlangt einerseits Selbstbewusstsein und Klarheit über die eigene Person und andererseits ein Abstand nehmen können von sich selbst. Präsenz ist auch Sache der konzentrierten und gesteigerten Selbst und Fremdwahrnehmung, des gleichzeitig „In-zwei-Welten-Seins“. Präsenz verlangt Aufmerksamkeit einerseits auf die eigene Glaubwürdigkeit durch existentielle persönliche Betroffenheit und durch Kontakt mit der Heiligen Schrift und der Tradition (so wie eben ein Schauspieler seine Rolle und deren Hintergrund gut kennen und selber nachvollziehen können muss) und andererseits auf die Verständlichkeit durch Augenmerk auf die Gegenwart und die Offenheit für die Lebenswirklichkeit der Menschen, die mitfeiern (so wie ein Schauspieler mit seinem Publikum in Wechselwirkung tritt). Der Liturge muss mit sich und seinem Leben „in Kontakt bleiben“, sich selber als Betroffener und

³⁷¹ Vgl. Bieritz: Schauspiel, 74 – 80.

mit Hineingenommener in den Pascha Transitus wissen – denn nicht in der existentiellen Dimension unterscheidet sich der Weihpriester von der Gemeinde, wie schon Augustinus festhielt: „Mit euch bin ich Christ, für euch bin ich Bischof“. Persönliche Authentizität bleibt das Herzstück des liturgischen Dienstes: Denn, wie Interviewpartner meinten, wo der Priester nur als „Beamter ohne Feuer und Ausstrahlung“ spürbar wird, unabhängig ob er pathetisch oder monoton spricht, geht etwas Wesentliches ab.

So wie ein Schauspieler neben der technischen Beherrschung auch seine Bühnenpräsenz einübt, so ist es auch für die Priester eigentlich notwendig neben der „technischen“ Beherrschung des liturgischen Ablaufes auch seine Präsenz als Vorsteher einzuüben, in der Spannung zwischen Rolle und Individualität, Glaubwürdigkeit und Verständlichkeit, Ritusvollzug und persönlicher Ausgestaltung. Dazu gehören neben rhetorischer Schulung und Weiterentwicklung auch verstärkte Kompetenz in der bewussten Kontrolle der eigenen Körpersprache in Gestik, Mimik, Körperhaltung und aller nonverbalen Signale wie z.B. die der Bewegungsabläufe – was in den folgenden Ausführungen über die nonverbale und verbale Kommunikation im gottesdienstlichen Ablauf gezeigt wird. Wesentlich ist aber auch die gelebte authentische Spiritualität, die persönliche Auseinandersetzung, nicht nur mit den biblischen Texten um eine Predigt vorzubereiten, sondern mit dem eigenen Leben und der Glaubenserfahrungen darin. Weiters ist auch ein persönlicher Gemeindebezug wichtig und Teil der Kunst des Vorstehens des Gottesdienstes. Die Interviews haben deutlich gemacht, dass Mitfeiernde sich viel mehr eingebunden und angesprochen fühlen, wenn durch Blicke und Worte deutlich wird, dass der Vorsteher die Anwesenden kennt und nicht allgemein einen Vortrag hält, oder einen unabänderlichen Ritus vollzieht, sondern aus seinem Wissen um die Lebensumstände der Anwesenden dahinein die Frohbotschaft übersetzt und vom Heute ausgehend die Relevanz des Gefeierten spürbar werden lässt. Wenn also gemeindefremde Priester der Feier vorstehen, geht zumindest diese Dimension der *ars praesidendi* verloren. Eine eingehendere Diskussion um den pastoral verantwortbaren Umgang mit „priesterlosen Gemeinden“, die auf regelmäßige Eucharistiefeier am Sonntag nicht verzichten wollen und können, würde aber hier den Rahmen sprengen und es sei hier auf die breite Literatur zu diesem Thema verwiesen.³⁷²

Von daher ist auch die Frage der persönlichen Rezeption und Ausgestaltung liturgischer Texte von Bedeutung. Eine der häufig wiederkehrenden Momente, wenn man Gläubige nach den „Vorstehergebeten“ fragt, ist deren Unverständlichkeit und daher Bedeutungslosigkeit für die Gemeinde. Die „Verflüssigung“

³⁷² Z.B. Zulehner, *Aufbrechen*, 86 – 96; Zulehner, Paul M. / Lobinger, Fritz / Neuner, Peter u.a.: *Leutepriester in lebendigen Gemeinden. Ein Plädoyer für gemeindliche Presbyterien*, Ostfildern 2003; Klöckener, Martin / Richter, Klemens / Bertsch, Ludwig: *Wie weit trägt das gemeinsame Priestertum? Liturgischer Leitungsdienst zwischen Ordination und Beauftragung (Quaestiones disputatae 171)*, Freiburg im Breisgau u.a. 1998.

der gebundenen Sprache durch persönliche Interpretation, ohne die Verbindung zur vorgegebenen Tradition zu verlieren, ist ebenso Frage der „Präsenz“ und der „ars celebrandi“ und wird ebenfalls noch genauer zu entfalten sein.

Subjektive Faktoren – persönliche Teilnahme

Kirche konkretisiert sich, wo die Einzelnen im Glauben, selber zu Akteuren werden, im liturgischen Drama, das aber nur als Werk der ganzen Gemeinde aktuell werden kann. Der Einzelne ist als schöpferischer Mensch anwesend, dem die wirksamen Bezüge zwischen der Sicherheit des Evangeliums und dem gegenwärtig in seinem Leben Möglichen, auffallen.³⁷³ Natürlich stehen die Subjektivitäten der einzelnen Gläubigen in Spannung zueinander, aber dennoch ist dies wesentliches Element für die Gottesdienstqualität und nicht reiner relativer Subjektivismus. Denn die persönliche Wahrnehmung bestimmt nicht nur die persönliche „Erlebnisqualität“, sondern seit der liturgischen Bewegung und der Liturgiereform auch wesentlich die Liturgiegestaltung.

Wie aus dem Kapitel über die persönliche Spiritualität in Beziehung zur Mitfeier der Eucharistie hervorging, gilt der alte Grundsatz „lex orandi est lex credendi“ und seine Umkehrung: Das, was man glaubt, spiegelt sich in der Art und Weise des Gebetes wider, des persönlichen wie des gemeinschaftlichen. Wo ein Mensch keine persönliche Gottesbeziehung hat, oder das Gottesbild ungeklärt ist, behindert, oder verunmöglicht das die persönliche Anteilnahme am Gotteslob. Wenn Jesus Christus auswechselbar wird und beliebig – wie soll ein Mensch das Pascha Mysterium dann feiern? Dann droht eine Funktionalisierung Gottes, das dem biblischen Zeugnis über den „heiligen“ Gott, der nicht über sich verfügen lässt, entgegensteht.³⁷⁴

Wenn man daher sich mit der persönlichen subjektiven Wahrnehmung des Gottesdienstes auseinandersetzt ist die Prämisse zu beachten, dass die Eucharistiefeier den persönlichen Glauben voraussetzt. Feiern nicht allzu oft Menschen, die nicht im Vollsinn glauben? Sollten nicht andere Feierformen im Sinne einer verantwortlichen Sakramentenpastoral dann eher angeboten werden – z.B. bei Begräbnissen, wo viele aus Respekt vor dem Verstorbenen und aus „Tradition“ an „Seelenmessen“ teilnehmen, ohne inneren persönlichen Bezug zum Gefeierten oder zur Pfarrgemeinde? Aber auch die oft vernachlässigte persönliche Vorbereitung auf den Gottesdienst, nicht nur die des Priesters, wird für eine „bessere“ Liturgie notwendig sein: Die (gemeindliche) Förderung einer Gebetskultur,

³⁷³ Vgl. Hahne: arte celebrandi, 322.

³⁷⁴ Vgl. Sauer: Gott feiern, 20–24.

von meditativen Elementen, von Symbolkultur und der Glaubenserwartung, dass „der Herr da ist“.³⁷⁵

Neben dieser Prämisse können aber auch Tagesverfassung und die aktuelle Befindlichkeit die Präsenz des Einzelnen maßgeblich beeinflussen und stören. Hier ist sicherlich die Kritik richtig, dass der Feiereinstieg heutiger Messfeiern zu wenig Raum lässt wirklich mit Leib und Seele anzukommen. Hast und Oberflächlichkeit, wie die Massenhaftigkeit von Erlebnissen behindern die Konzentration auf das Hier und Jetzt und das Einstellen auf das Gotteslob.³⁷⁶ Es wird daher zur Gemeinschaft werden immer stärker notwendig sein, Räume des Ankommens zuzulassen, in denen gegenseitige Begrüßung und Abstand vom „draußen“ zu bekommen – ohne davor zu flüchten – möglich sind. Sinn dieses „Vorraumes zur Liturgie“ wäre es, gesammelte Anwesenheit und Offenheit für das Kommende zu bilden und die Gemeinschaft aufzubauen durch die Ermöglichung der Erfahrung, dass jeder, der kommt, mit und nebeneinander, aber auf dem selben Weg im Leben geht.³⁷⁷

Konkrete Formen wurden schon vorgeschlagen und können angesichts lokaler Gegebenheiten angewendet und erweitert werden:

(Zumindest in der wichtigsten Gemeindemesse) ein „service d'accueil“ einzurichten: Gemeindemitglieder nehmen Ankommende in Empfang, begrüßen sie, bringen sie ev. zum Platz, geben ihnen Liedbücher oder Texte zum Mitfeiern, stellen ihnen den Sitznachbarn vor, wenn dies notwendig ist.³⁷⁸

Eine „Statio“ vor dem Messbeginn mit der Begrüßung aller Mitfeiernden, persönlichen Worten durch den Diakon, Priester oder durch andere und Wahrnehmung auch unbekannter Personen, die begrüßt werden.

Gemeinsame Liedprobe und Einsingen, das mit dem offiziellen Eröffnungslied seinen Abschluss findet.

In der Einleitung sollte der Vorsteher nicht das Evangelium vorwegnehmen oder sagen, was die Gemeinde hören wird, sondern eine Brücke schlagen von den Lebensereignissen, die im Kopf herumgehen und dem, was hier gefeiert wird. Schuld, Enttäuschung und lobpreisender Dank fließen in das Geschehen von Schuldbekentnis, Kyrie und Gloria ein.

³⁷⁵ Vgl. Stachel: Lernen und Feiern, 705 – 709.

³⁷⁶ Vgl. Harnoncourt, Phillip: Te deum laudamus. Lobpreis Gottes, eine Grundform christlicher Existenz, in: Häußling, Angelus A. (Hrsg.): Vom Sinn der Liturgie. Gedächtnis unserer Erlösung und Lobpreis Gottes, Düsseldorf 1991, 100.

³⁷⁷ Vgl. Thilo: therapeutische Funktion, 61.

³⁷⁸ Vgl. Baumgartner, Josef: De arte celebrandi. Anmerkungen zur priesterlichen Zelebration, in: HID 36 (1998), 4.

Wichtig ist auch genügend Zeit für die Stille zu lassen, damit die Gedanken zur Ruhe kommen können. Sammlung, Staunen und Schweigen sind wichtige Voraussetzungen für eine aktive Teilnahme an der Feier.³⁷⁹

Diese Entwicklung von bewusst geöffneten Zeiträumen des „Ankommens“ erlaubt es, die Feiernden mehr „dort abzuholen, wo sie stehen“ und vermindert den Einfluss der eigenen Befindlichkeit.

Durch die Untersuchung hat sich aber auch gezeigt, dass die räumliche Positionierung der Gläubigen in der Kirche einiges aussagt über ihre persönliche Teilnahmeintensität. Es hat sich gezeigt, dass die Mitfeiernden dadurch, wo sie sich hinsetzen oder stellen, auch ihre innere Nähe oder Distanz zum Feiargeschehen zum Ausdruck bringen. Im Sinne der Freiheit des Einzelnen ist es daher nicht sinnvoll, sie „nach vorne zu zwingen“, aber Formen sind zu entwickeln, die das langsame Hinweinwachsen ermöglichen.

Natürlich hat sich auch aufgrund unterschiedlicher Erwartungshaltungen und persönlicher Präferenzen eine unterschiedliche Beurteilung von Störfaktoren gezeigt. Menschen die Innerlichkeit und Stille suchen, stören laute Kinder mehr als Menschen, die Gemeinschaft und „action“ suchen. Gemeinde — Foren, in denen Austausch darüber stattfinden kann, könnten das gegenseitige Verständnis erhöhen und die „Störung“ dann reduzieren helfen.

Das Ziel der Bemühung auf diesem Sektor kann daher nicht sein, alle persönlichen Störfaktoren zu beseitigen, aber im Rahmen der Möglichkeiten diese weitgehendst zu reduzieren und die weise und entlastende Gebetsbitte zu befolgen: „Um die Kraft zu ändern, was man ändern kann, anzunehmen, was man nicht kennen kann, und um die Weisheit beides zu unterscheiden.“

Abschließende Ermunterungen

Es wird sinnvoll sein, viel Energie und Engagement darauf zu verwenden, möglichst viele Mitfeiernde auf je unterschiedliche Art und Weise am Feiargeschehen aktiv zu beteiligen. Denn Partizipation erhöht das Gefühl der Zugehörigkeit, sowie der Identifikation und salutogenetisch gesprochen, ist Partizipation am Geschehen mitbestimmend zur Entwicklung eines Kohärenzgefühls. Teilhabe als persönliche Gestaltungsbefähigung lässt den heilenden Charakter der Liturgie deutlicher erstrahlen.

Durch die Einladung mitzumachen und gemeinsam Verantwortung für das Feiargeschehen zu übernehmen wird einerseits die Konsumentenhaltung der Gläubigen überwunden und andererseits die, der heutigen Liturgie nicht mehr ent-

³⁷⁹ Vgl. Harnoncourt: *Te deum laudamus*, 101.

sprechende Engführung auf den Priester als „alleinigen Liturgen“. Denn die ganze Gemeinde ist Trägerin des Gottesdienstes und die aktive Teilnahme ist auch wesentlich, um immer tiefer in die Dynamik der Vereinigung mit Gott hineingezogen zu werden.

Wichtig wird es dafür auch sein, alle Formen von Liturgiekatechese und mystagogischer Pastoral zu fördern und dort gemeindliche Prioritäten zu setzen. Das Ziel von deutenden Predigten und Begleitworten in der Feier selbst ist es nicht, „Regieanweisungen“ zu geben, sondern existentielle Betroffenheit zu fördern, durch Konnotationsbrücken zwischen Liturgie und dem Erfahrungsraum der Anwesenden und den „Hebammendienst“, die Anwesenheit und das Wirken Christi im Leben der Mitfeiernden ins Bewusstsein zu heben.

Durch neuartige und kreative Gottesdienstangebote im Vorfeld der Sakramente kann neu die Lebensrelevanz der Liturgie wie in Erfurt auch glaubensfernen Menschen nahe gebracht werden. Mut und von der Tradition getragene Kreativität sind hier Herausforderungen für die Gemeinde. Wie die Erfahrungen in Erfurt und von Gemeinden, die ähnliches versuchen, zeigen, zahlt sich aber der Einsatz dafür aus.

Eine besondere Ermunterung ist es, eine neue Kultur der gemeinsamen Vorbereitung und Gestaltung von Messfeiern auch jenseits von besonderen Familienmessen oder Kindergottesdiensten aufzubauen. Dies fördert einerseits die liturgische Kompetenz der Beteiligten und andererseits auch den Reichtum an Ausdrucksformen, Ideen und Breite von vorkommenden Erfahrungen im Glauben. Dass jene, die mitdenken und mitplanen sich mehr mit dem Geschehen identifizieren, braucht nicht extra erwähnt zu werden. Es würde sich auszahlen, mehr Zeit und Energie dafür aufzuwenden und dazu Menschen zu ermutigen. Auch eine gemeinsame Reflexionskultur ist nötig, will man die Qualität sichern und aus Fehlern und Wahrnehmungen dritter lernen.

Gemeinsames Singen und Beten ist die Form, wie alle sich beteiligen können. Vor allem eine Ausgestaltung des eucharistischen Hochgebetes mit Akklamationen und Formen, die persönlichen Dank und Gottes befreiendes Handeln im Leben der Christen verdeutlichen, ist vordringlich.

Eine gute Verteilung der liturgischen Dienste und deren ausgewogene Aufteilung auf Männer und Frauen, Junge und Ältere ist wichtig, damit Eucharistiefeyer nicht zur „one-man-show“ wird. Neben der persönlichen und engagierten Ausübung dieser Rollen ist auch Befähigung zur kompetenten Durchführung im Sinne der Qualität von Gottesdiensten anzuraten, damit nicht durch Lektoren, die zu leise oder falsch betonend lesen oder durch unpassend sich benehmende Kommunionsspender es zu Irritationen kommt.

Vor allem die Priester sollten ermutigt sein, sich nicht nur um liturgisch richtigen Vollzug zu bemühen, sondern wie ein Schauspieler sich in „Präsenz“ zu

üben. Dies bedeutet Aufmerksamkeit auf die verbale wie nonverbale Wirkung, auf engagierte Ausfüllung der Priester — Rolle mit der eigenen Person ohne sich selber dabei in den Vordergrund zu spielen, sondern Christus in den Mittelpunkt zu stellen, Authentizität und Stehen in der rituellen Tradition und persönlich existentielle Betroffenheit sowie ein Kennen der Gemeinde. Diese „ars praesidendi“ wird lebenslange Aufgabe sein, um die zu sorgen sich aber lohnt.

Die subjektive Wahrnehmung der Einzelnen gilt es als bleibenden Faktor anzuerkennen. Alles ist allerdings zu unternehmen, um vermeidbare Störquellen auszuschalten. Vor allem die Verlangsamung am Beginn der Messfeier, um mit Leib und Seele ankommen zu können und eine gesammelte Aufmerksamkeit der sich konstituierenden Feiergemeinde zu erreichen, wird gestalterische Aufgabe sein. Formen wie „Empfang beim Kirchentor“, „Begrüßung am Beginn“, „sich gegenseitig grüßen“ sind Beispiele solcher Zeiträume, die ein persönliches Ankommen fördern und den Übergang in die Feier der Messe erleichtern.

GOTT MIT ALLEN SINNEN ERFAHRBAR MACHEN – QUALITÄT OHNE WORTE

Die Kraft der Symbole

Die Brückenköpfe zum „Jenseits“

Untersuchungen des amerikanischen Kirchensoziologen Dean Hoge haben aufgezeigt, dass die Wahrnehmung der christlichen Botschaft am deutlichsten über die Liturgie und ihre Symbolhandlungen wird.³⁸⁰ Gerade die heutige stresserfüllte Welt mit ihrem Zwang zur Wahl und ihrer zunehmenden Unsicherheit erzeugt das Bedürfnis nach Riten und Symbolhandlungen, um der Angst vor Mobilitätsverlust entgegenzutreten und das große Lebensglück jenseits der sichtbaren Wirklichkeit zu erahnen beginnen. Wie Tebartz van Elst festhält ermutigen die Forschungsergebnisse, Spuren des Christlichen im neuen ästhetischen Interesse und am „Life style“ zu finden und die Kraft der Symbolwelten wieder auch für den Gottesdienst neu zu entfalten.

Die Kommunikation des Gottesdienstes ist ganzheitlich menschliches Tun und daher symbolische Interaktion mit großem Bedeutungsüberschuss, der im Handeln freigesetzt wird. Wodurch haben Symbole aber solche anthropologisch existentielle Kraft?

Symbole können als Brückenköpfe zum „Jenseits“ betrachtet werden und als einfache Kommunikation ohne viel Worte. Allgemein gesprochen ist Symbolisierung die Wahrnehmung einer konkreten Gestalt und aller mit ihr verwachsenen Konnotationen. Das eröffnet einen „Bildraum“, der auf das „Mehr“, das „Dahinter“ verweist. Symbole können so als Brückenkopf auf das „weite Land“ dahinter definiert werden.³⁸¹ Sie ermöglichen so analoges Sprechen, und sind daher auch die Sprache aller Religionen. Denn Symbole erlauben es, mittels eines sichtbaren Gegenstandes eine unsichtbare Wirklichkeit bewusst werden zu lassen und diese zu erfahren. Liebe, Hass, Trauer, Freude und Sorge, Sinn, Protest und Zustimmung – all diese geistigen Wirklichkeiten werden durch Sym-

³⁸⁰ Vgl. Tebartz- van Elst: Gemeinde, 702.

³⁸¹ Gerade „Life style“ Gruppen zeichnen sich durch hohe symbolische Interaktion aus. Wer beim anderen bestimmte Merkmale wie Kleidung, Haartracht, bestimmte Musik oder bestimmte Gegenstände findet, braucht nicht mehr viel zu sagen, er weiß, dass er einen gleich gesinnten vor sich hat, oder – bei negativen Assoziationen – der andere eine potentielle Gefahr darstellt.

bolhandlungen wie einen Kuss, eine Ohrfeige, das Schreiben und Verbrennen von Abschiedsbriefen, das Tanzen, das Verbrennen von Fahnen oder Schwenken von Transparenten u.s.w. ausgedrückt und gemeinsam erfahren. Im religiösen Bereich wird diese Tiefendimension auf Gotteserfahrung hin geweitet: Die menschlich ambivalenten Grunderfahrungen des Lebens werden religiös unterfangen und ihnen neue Sinndeutung zugeschrieben, um neu mit ihnen umzugehen.

Gleichzeitig ist Symbolisierung also auch die Fähigkeit, sich mit der wahrgenommenen Wirklichkeit in einen gemeinsamen Lebenszusammenhang zu stellen, da mit dem Symbolisierten auch die eigenen damit verbunden Hoffnungen und Erwartungen und Emotionen aktiviert werden.³⁸²

Symbole bieten durch ihre, mittels Konnotation hergestellte Beziehung zwischen ungleichen Dingen den Vorteil, nicht den Erfahrungsraum durch eine eindeutige Definition einzuengen, sondern vermögen – gerade weil sie analoge Kommunikation sind — durch Aufstoßen eines Deutungsspektrums gerade den Erfahrungsraum zu weiten und neue, bisher nicht erahnte Dimensionen mit ein zu beziehen. Durch Symbole wird so in der jeweils individuellen Erfahrung deutlich, dass der einzelne hier nicht bloß Einmaliges erfährt, sondern er in eine menschliche Grundsituation hineingestellt ist, mit der umzugehen sich die Menschheit schon immer beschäftigt hat. Symbole machen dann das beleuchtete Stück Wirklichkeit transparent, auf ganzheitliche Erfahrung einer menschlichen Grundsituation und verleihen so der aktuellen Handlung „Bedeutungsschwere“. Sie machen Adressaten zu Mitspielern und lassen ihnen Raum, sich einzubringen und sie sind dabei gleichzeitig auch integrativer als jede Definition.³⁸³

Symbole tragen daher immer schon die Möglichkeit des „Transzendierens“ in sich. Interessant ist auch ihre soteriologische, befreiende Kraft: Sie machen den Menschen zum Spieler an den Grenzen seiner Existenz, sie unterstützen ihn in der Sinnsuche an den Rändern des nicht Beherrschten und nicht Notwendigen, drücken die zwiespältigen Gefühlslagen angesichts komplexer Lebenssituationen aus und befreien so vom Druck des Uneindeutigen. Sie lassen ihn wählen aus dem „Mehr als Lebens – Notwendigen“ und schenken ihm so neue Lebens-

³⁸² Jetter: Symbole, 66—69. – Wie in der letzten Fußnote angesprochen, werden z.B. automatisch alle Assoziationen und Lebenserfahrungen und deren Bewertungen wach, wenn das Symbol auftaucht. Vorurteile sind Ergebnisse solcher innerer „Symbolisierungen“ und weisen darauf hin, dass Symbole Wirklichkeit, im Sinne der Wahrnehmung, auch setzen und konstruieren.

³⁸³ A.a.O., 72.76. – Diese Bedeutungsschwere gilt natürlich besonders für die bewusste Reflexion von Symbolbedeutungen. Ein Stopp Zeichen kann zunächst einfach Verweis auf die Strassenverkehrsordnung sein, tiefer gesehen aber auch zur Diskussion über zwischenmenschliches Verhalten führen oder zur Erfahrung, dass Stopp Zeichen im Leben eines Menschen auftauchen können und auffordern, inne zu halten. Dieses ganze Bedeutungsspektrum ist im offenen Erfahrungsfeld der Symbole eröffnet.

möglichkeiten, die gepflegt werden müssen („Kultus“), damit der Mensch nicht wieder Knecht seiner selbstinszenierten Notwendigkeiten wird. So öffnen sie die Wirklichkeit darauf hin, dass noch mehr zu erwarten ist, als sich jetzt zeigt.³⁸⁴ Wenn man den christlichen Gottesdienst auch als „Ritus“ und als „Spiel“ sieht, so deutet sich hier die symbolische Kraft des Geschehens in der Liturgie an und die immens wichtige anthropologische Funktion dieser rituellen Symbolhandlungen, wie sie auch schon im zweiten Teil dieser Arbeit aufgezeigt worden sind.

Krise und Chance christlicher Symbolwelten in der heutigen Zeit

Wie im Kapitel über die Erlebnisgesellschaft und die neue Ritenbedürftigkeit der Menschen dargestellt wurde, ergibt sich gerade im heutigen westeuropäischen–amerikanischen Kulturkreis eine neue Symbolfähigkeit des Menschen. Die Menschen der Erlebnisgesellschaft haben ein hohes Gespür für symbolische Interaktionen, die Identität und Solidarität von Gruppen, wie das Lebensgefühl einzelner repräsentieren und hervorbringen („alltagsrituelles Handeln“). Durch die hohen Freiheitsgrade des individuellen Menschen und seiner Sehnsucht nach Sinnerfüllung sucht er Riten, die ihn ermöglichen sich zu transzendieren und existentielle „Schicksalsgemeinschaft“ mit anderen Menschen zu spüren.

Besonders deutlich wird in diesem Zusammenhang auch, dass Symbole von ihrer sozialen Abstützung leben, da die gemeinschaftsbildende Kraft in ihrer Plausibilität liegt. Wo ihre unmittelbare Plausibilität verloren geht, weil ihre Deutung nicht mehr gemeinsames Gut der anwesenden Gemeinschaft ist, geht auch die sinnstiftende Funktion verloren. Gerade darin liegt auch die Krise der christlichen Symbolwelt, die vielen Menschen heute fremd geworden ist, besonders in den Ausdrucksgestalten der gefeierten Liturgien.³⁸⁵ Viele christliche Symbolhandlungen sind unverständlich geworden, erschließen also nicht mehr unmittelbar den existentiellen Sinnzusammenhang und bringen nicht automatisch die „richtigen“ Assoziationszusammenhänge zum Vorschein. Sie werden zu „Symbolattrappen“ und Klischees, zu Riten ohne Lebensbezug. Manche Symbolattrappen werden, so Hahnes sicherlich harte und überzogene Beurteilung, sogar zu destruktiven Diabolen, die den Lebens – befreienden Sinn verschließen, weil sie eben nicht durch entsprechende lebendige Symbole oder Metaphern ersetzt werden. Zusätzlich ist die Kritik sicher gerechtfertigt, dass die rational geprägte moderne Liturgie der sinnlichen Erfahrung des „Geheimnis-

³⁸⁴ A.a.O., 69f. – Gerade die hochstilisierten und symbolträchtigen Jugendkulturen sind Ausdruck solches Spielens an den Grenzen der eigenen sozialen wie vitalen Möglichkeiten, die junge Menschen unterstützen können, einen adäquaten Lebensstil für sich zu finden und erlebte Grenzen zu sprengen.

³⁸⁵ Vgl. Meffert: Liturgie teilen, 81; Sauer: Gott feiern, 30; Jetter: Symbole, 20.

ses“ zu wenig Raum gibt. Geht es nicht oft nur um rationelles „Verstehen“ und nicht um „Gott mit allen Sinnen erfahrbar zu machen“? – Vielleicht liegt gerade darin auch für viele Erwachsene die Faszination von Kinderwortgottesdiensten, die weitaus mehr mit Symbolen arbeiten als die „Erwachsenenliturgie“.

Aus dem neuen Gespür für Symbole und Rituale ergibt sich aber gerade heute für die Kirche der Kairos, die ganzheitliche Dimension der christlichen Liturgie, besonders die der Eucharistiefeier, neu in Dialog zu bringen mit den Alltagsymbolen und –Ritualen der Menschen. Wie eingangs gesagt, nehmen die meisten Menschen die Kirche über ihre Symbolhandlungen im liturgischen Rahmen wahr, sehr deutlich an den Lebenswenden, bei denen die Kirche nach wie vor beinahe ein „Deutungsmonopol“ besitzt, auch wenn der Markt an Alternativen ständig wächst.³⁸⁶ Diese greifen den Wunsch der Menschen nach dem „offenen Himmel“ auf und lassen dessen Erfüllung schon anbrechen.

Aus der biographisch–sozialen Symbolsicht folgt ja, dass Gottesdienst ein ganzheitlich menschliches Tun ist, eine symbolische Interaktion, mit einem großen Bedeutungsüberschuss. Im Handeln der Liturgie wird diese Potenz freigesetzt: Liturgie ist ein Symbolisierungsprozess, der durch dramaturgische Maßnahmen immer neu gewonnen werden muss, da die Mitfeiernden und ihre mitschwingenden Konnotationen berücksichtigt werden müssen.

Notwendig wird in diesem Dialog aber auch sein, neue Symbole zuzulassen und alte Symbole neu mit Sinn zu füllen. Wie Karl Heinrich Bieritz in seinem Aufsatz über die Frage, ob der Gottesdienst ein „offenes Kunstwerk“ ist, darlegt, finden ständig solche Neudeutungen statt. Der sinnerzeugende Prozess entsteht dabei gerade dadurch, dass sich die in vergangenen kulturellen Kontexten erzeugten Symbole und Codes nicht reibungslos in die heutigen Codes, die von Menschen mit anderen Horizonten und daher anderen Konnotationen gebildet werden, einordnen lassen. Es ist notwendig für die Beteiligten, ihren Platz in dem, von der Liturgie eröffneten Symbolraum zu finden, d.h. einen aktuellen Sinn zu gewinnen. Neue Bedeutungen können so in das kommunikative Spiel der Gesellschaft auch eingebracht werden.³⁸⁷ Es kann also nicht darum gehen, alle Symbolhandlungen der Messfeier auszutauschen, sondern bewusst gemeinsam auch Symbolhandlungen, eine neue sprachliche, wie semiotische Form zu geben und sie gemeinsam zu deuten. Mystagogie ist hier also gefragt, die gemeinsam Sinnzusammenhänge zwischen der erfahrenen Liturgie und dem persönlichen Lebenskontext erschließt.

³⁸⁶ In diesem Zusammenhang sei auch auf die, im Kapitel über die Kraft der Rituale angesprochene, verantwortete Sakramentenpastoral und deren Grundprinzipien verwiesen.

³⁸⁷ Vgl. Bieritz: offenes Kunstwerk, 363f.

Daher: Entwickeln eines wachen Gespürs für die Gestaltung der Symbole und Riten

Gerade die „westliche“ Liturgie hat, so die Kritiker, immer in Gefahr gestanden alles zu vergeistigen und die emotionale Qualität an der Sinnlichkeit der Symbolerfahrungen zu unterschätzen. Das Äußere des Symbols wird dabei reduziert, um das Wesentliche, die tiefere Bedeutung, die im Symbol anwesende Transzendenz deutlicher zum Erstrahlen zu bringen. Dadurch wird aber das Symbol letztlich entleert, weil die emotionale Qualität des Symbols wesentlich an die erfahrbare, leibhaftige Sinnlichkeit geknüpft ist. Je mehr sie Menschen in ihrer Ganzheit, als geistig-rationale und körperliche-affektive Lebewesen ansprechen, mit bewussten und unbewussten Anteilen, desto wirkungsvoller sind sie. Der Spiritualisierung der Liturgie ist also durch eine neu eroberte Sinnlichkeit entgegenzuwirken (was richtig verstanden angesichts der inkarnatorischen Struktur – den „das Wort ist Fleisch geworden“ — nicht auf Kosten der Tiefendimension geht). Auch die Überwindung der Reduzierung der Sinne auf Gehör und Gesicht würde ein neues angesprochen Sein der Mitfeiernden bedeuten, das tiefer reicht als intellektuelle Weisheiten. Und – wie Werner Hahne richtig festhält— je reduzierter die Sinnesbereiche sind, desto mehr wirken sich Störungen in einem dieser sinnlichen Bereiche auf das ganze Erleben des Gottesdienstes aus.³⁸⁸

Es braucht also neuen Mut zur ganzheitlichen Ausfaltung des sinnlichen Charakters der Messfeier, denn die rational geprägte moderne Liturgie gibt der sinnlichen Erfahrung des „Geheimnisses“ wenig Raum.³⁸⁹ Die vorher angesprochenen „Symbolattrappen“ und leeren Riten sollten überprüft und entweder entfernt oder aber gemeinsam neu gedeutet werden durch eine entsprechende mystagogische Pastoral. Unter diesen „Attrappen“ wird dabei zweierlei verstanden: Einerseits wird alles gemeint, was ohne echte Funktion im gottesdienstlichen Geschehen nur getan wird, damit es das gibt (z.B. die Händewaschung bei der Gabenbereitung) und andererseits werden darunter die Symbole verstanden, die durch die Reduzierung ihres sinnlich leiblichen Charakters nur mehr unverständliche Restzeichen sind (z.B. hauchdünnen Hostien). Dies entspricht auch der Forderung der Liturgiereform des Konzils, die wünscht: *„Die Riten mögen den Glanz edler Einfachheit an sich tragen, durchschaubar und frei von unnötigen Wiederholungen sein. Sie seien der Fassungskraft der Gläubigen angepasst und sollen im allgemeinen nicht vieler Erklärungen bedürfen“*.³⁹⁰

Besonderes Augenmerk gilt es daher auf die sinnliche Ausfaltung der zentralen Zeichen der Eucharistie, Leib und Blut Christi, zu legen, damit nicht sekundäre Zeichen wie die Kleidung, das Licht oder Symbole aus dem Wortgottesdienst das Übergewicht bekommen. Warum nicht zumindest große

³⁸⁸ Vgl. Hahne: *arte celebrandi*, 272f.

³⁸⁹ Vgl. Deutsche Bischöfe, *Mitte und Höhepunkt*, 10f.

³⁹⁰ SC 34.

(Kon)zelebrationshostien für alle Mitfeiernden verwenden, die dann tatsächlich auch gebrochen werden – oder Fladenbrot oder selbstgebackene Brote? Warum nicht Rotwein verwenden, der viel deutlicher die Blutfarbe ausdrückt? Praktische Einwände, die dem entgegenstehen, gibt es sicher, aber die Frage ist doch, ob es nicht eines vermehrten Aufwandes wert wäre, um wirklich die Mahlgestalten in ihrer alltäglichen Sinnhaftigkeit wieder stärker erfahrbar zu machen. Angesichts des hohen Stellenwertes, den die Kommunion im Erleben der Messfeier einnimmt, wie auch die Gottesdienstqualitätsuntersuchung gezeigt hat, wäre auch das Symbol der Brotbrechung, das so oft untergeht, stärker zu betonen.³⁹¹ Genauso das Herbeibringen der Gaben, das selten wahrgenommen wird, auch weil die eigentlich konkrete Gabe, welche die Menschen mitbringen, die Kollekte ist, die aber schamhaft in die Sakristei weggebracht wird.³⁹²

Allgemein lassen sich folgende Kriterien für die Gestaltung der Symbolhandlungen und der Zeichensprache im Gottesdienst festmachen³⁹³:

Verständlichkeit und Lebendigkeit der verwendeten Zeichengestalten, Ausdruckhandlungen und Metaphern.

Einfachheit – die Zeichen sollen leicht durchschaubar, klar und prägnant sein;

Zeitgemäßheit: Das liturgische Handeln soll nicht zusätzlicher „Regieanweisungen“ bedürfen oder ständiger Erklärung was man tun wird, bevor man es vollzieht. Das Geschehen ist dann zeitgemäß, wenn die Teilnehmenden es unmittelbar nachvollziehen können und betroffen sind. Die im Alltag praktizierten Arten des Verstehens und Erzeugens von Zeichen, gilt es einzubeziehen.

Voll entfaltete Sinnhaftigkeit, um alle Sinne der Menschen anzusprechen und auch die unbewussten Tiefenschichten des Menschen zu erreichen. Alle Sinne sollten angesprochen werden und bewusster darauf hingewiesen werden: Hören und Sehen als primäre Erkenntnisquellen des Menschen werden auch in den Symbolhandlungen angesprochen, aber auch das Berühren als unmittelbare Aneignung und Betroffensein, etwa in der Kommunion, in Handauflegung oder beim Friedensgruß, das Schmecken, als sich Einverleiben bei der Kommunion, der Geruchssinn im Weihrauch, oder im Gebrauch wohlriechender Öle.

Einheitlichkeit und Öffentlichkeit: Zeichenhandlungen sind nicht individuelle Äußerungen, sondern gemeinsamer Ausdruck aller Gläubigen in der ganzen Kirche. Hier ist es sicher richtig zu betonen, dass die Messfeier nicht „Eigentum“ der Gemeinde ist, sondern Liturgie der ganzen Kirche ist. Leidet nicht gerade die „Katholizität“ heute darunter, dass keine Einheitlichkeit in vielen Zeichen

³⁹¹ Vgl. Meffert: Liturgie teilen, 93.

³⁹² Vgl. Richter, Klemens: Darum kommen wir vor dein Angesicht. Vom Sinn des liturgischen Gebets, Freiburg im Breisgau u.a. 1992, 103.

³⁹³ Vgl. Schermann, Josef: Die Sprache im Gottesdienst, Innsbruck u.a. 1987, 95 – 111; Bieritz: Schauspiel, 80 – 89.

und Riten mehr festzustellen ist und so für „Fremde“ zumindest der vertraute Rahmen nicht mehr so eindeutig hergestellt wird? Jeder Gottesdienst repräsentiert ja nicht nur die Gemeinde vor Ort, sondern das ganze Volk Gottes. Ist nicht die Uneinheitlichkeit der praktizierten Körperhaltungen während der Feier auch Ausdruck des Dissenses über Deutung und Inhalt einzelner Symbolhandlungen, wie des ganzen Gottesdienstes?

Fixe Zeichenhandlungen ermöglichen durch die Institutionalisierung Freiräume für die Aufmerksamkeit auf den angesprochenen Inhalt. Die Konzentration liegt dann nicht bei den inszenierten Handlungen, sondern bei dem, was sich durch sie ausdrücken will: Dass der auferstandene Christus in der Mitte der Feierge-meinde wirksam präsent ist.

Zeichenhandlungen sind nur sinnvoll in Wechselwirkung zwischen Interpreten und interpretierenden Gruppe. Der responsial zustimmende Akt der Gemeinde ist daher immer konstitutiv für die Zeichenhandlungen. Sicher ist es notwendig, die Funktion der Zustimmung etwa durch das „Amen“ viel deutlicher werden zu lassen – etwa durch Singen von Akklamationen, oder bewusster Herausforderung nur „Amen“ zu sagen aus innerer Überzeugung.

Inhaltlich müssen Symbole und entsprechende Handlungen wahr und authentisch sein. D.h. in institutioneller und dogmatischer Übereinstimmung mit der Lehre der Kirche und in Kongruenz mit den liturgischen Zeichenhandlungen – aber, wie auch das Konzilsdekret festhält, in Kulturation in die konkreten Lebensumstände der Menschen. Authentizität ist dann die Angemessenheit zwischen materiellem Ausdruck und vermittelter Bedeutung.

Gratuität: Gott selbst bestimmt Unmittelbarkeit des Anwesens seiner selbst in den vermittelnden Symbolhandlungen. Gotteserfahrung und Liturgie ist von Seite der Menschen aus nicht „machbar“.

Beide Pole, Wiederholbarkeit und Innovation, sind mit zu bedenken: Ekstatische Feierelemente mit starken Gefühlen und Geisterfahrungen und beruhigende Gleichförmigkeit kommen in der „liturgia semper reformanda“ vor. Wiedererkennbarkeit der Zeichen und deren Verbindlichkeit, die Identität stiftet, sind gemeinsam mit der schöpferischen Wiederholung und der bleibend notwendigen Aktualität der Feier wichtig.

Verdichtung in Gesten, die in sich stimmig sind, die statt weitschweifender Erklärungen zum Mitvollzug des „liturgischen Aktes“ einladen.

Ermutigung zur Langsamkeit, denn die liturgische Festform ist mehr meditativ und Kontrapunkt zur „instant“ Kultur, wo alles so schnell und „light“ wie möglich sein soll. Entschleunigung und den Mut, nicht alles „so kurz wie möglich“ zu machen, sondern zu „zelebrieren“, lässt Liturgie als ästhetisches Kunstwerk qualitativvoll erscheinen.

Anerkennung der Fremdheit statt Verbiederung, denn in der Liturgie sind die geistlichen Ausdrucksformen der definitiven Bestimmtheit entzogen und ins Allgemeingültige gehoben. Diese „rituelle Distanz“, die Menschen heute oft als emotionale Distanzierung und „Fremdes“ entgegenkommt, sollte aber nicht durch plumpe Anpassung an das Gewohnte der Menschen, also durch Trivialisierung, aufgelöst werden. Sonst gerät Liturgie in die Nähe des Klischees, also wo dem Symbol seine Vielsinnigkeit, Widersprüchlichkeit, Fremdheit genommen wird. Besonders virulent ist dies in der Frage der Metaphern des Gottesbildes: Wird nicht nur der „Vater- / Muttergott“ verkündet, und Gott allzu oft trivialisiert und seine absolute Andersartigkeit verdrängt? Eine „theologia negativa“ wäre gerade in der Verkündigung im Gottesdienst wichtig.

Andere Elemente nonverbaler Kommunikation

Neben den Symbolhandlungen, die meist Verbindung von verbalen und nonverbalen Elementen sind, spielen auch andere nonverbale Kommunikationsarten beim Gesamteindruck mit, vor allem die Codes, die der Vorsteher der Liturgie meist unbewusst aussendet und von den Gläubigen unbewusst rezipiert werden und zu einer „stimmigen“ Grundstimmung, oder zu Irritationen führen können.

Zu den nonverbalen und nonvokalen Signalen gehören Mimik, Blick, Gesten, Körperbewegungen und Gestik, Körperhaltung und Kontakt, Tastsignale, das räumliche Verhalten, die Kleidung und das äußere Erscheinungsbild im allgemeinen, sowie Geruchs und Geschmackssignale. Zu den nonverbalen aber vokalen Signalen gehören Geräusche und Instrumentalmusik, die verbalen, vokalen Signale sind dann Sprache und Gesang.³⁹⁴

Im Sinne des ganzheitlichen liturgischen Handelns, das alle Sinne des Menschen anspricht und leibhaftig Handeln Gottes heute erfahrbar macht, darf auch die Bewegungsdimension christlicher Liturgie nicht unterbewertet werden. Haltungen, Gebärden, liturgischer Tanz und Bewegungsmuster der Beteiligten sind nicht „egal“, sondern sind ein nicht zu vernachlässigender Bestandteil der Kommunikation. Diese unbewusste Körpersache ist symbolische Sprachform, die notwendig analog, uneindeutig bleibt, aber verschleierte Gefühle deutlich werden lässt. Eine Rezeption der Kinesik und Einübung der Vorsteher von Liturgien in den bewussteren Umgang mit diesen Signalen wäre im Sinne der Liturgiequalität anzuraten. Denn wie Hahne treffend feststellt: *„Die Beschäftigung mit den Beobachtungen der Kinesik [...] könnte helfen zu begreifen, warum so viele verbale Äußerungen um Gottesdienst furcht— und erfolglos bleiben. Wer*

³⁹⁴ Vgl. Wenz, Helmut: *Körpersprache im Gottesdienst. Theorie und Praxis der Kinesik für Theologie und Kirche*, Leipzig ²1996, 14ff.

*mit seiner Körpersprache eine andere Botschaft sendet als die von ihm in Worte gefasste, kann schwerlich über— zeugen. Er ist unglaub—würdig“.*³⁹⁵

Grundsätzlich sind diese Codes deshalb wichtig, weil die vordergründige Interaktion zwischen Vorsteher und Gemeinde und innerhalb der Gemeinde das durchscheinen lässt, was in existentieller Tiefe an „vertikaler“ Kommunikation mit Gott passiert. An der Art der Ausführung kann man ablesen, ob und wie die Betreffenden tatsächlich (un) betroffen sind. Im Sakrament wird Gottes Handeln an seiner Kirche durch den Geist des auferstandenen Christus sinnhaft erfahrbar, durch Personen (wie den amtlich bestellten geweihten Priester und die Versammlung der Gemeinde), durch das Wort (das ja auch ein Symbol des Geistes sein kann), durch Realsymbole (wie Brot und Wein) aber auch durch „Inszenierung des heiligen Geschehens“ in Raum und Zeit. Das macht die Ausgestaltung und die Atmosphäre des Ortes des Gottesdienstes (in erster Linie den Kirchenraum, aber auch die Bergmesse oder den Gnadenaltar in Mariazell) ebenso wichtig wie die Körperhaltung, die Zeichen oder die liturgische Sprache.

Die nonverbale Ausgestaltung der Sinnlichkeit im einzelnen

Der **Tastsinn** des Menschen ist der unmittelbarste und intimste aller Sinne. Was nicht anfassbar ist, bleibt „unbegreiflich“. Gerade christliche Liturgie lebt grundsätzlich aus der haptischen Dimension des Glaubens, wie es auch der Beginn des 1. Johannesbriefes ausdrückt: „*Was von Anfang an war, was wir gehört haben, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände angefasst haben, das verkünden wir: das Wort des Lebens*“ (1 Joh 1,1). In der Feier sollen die Mitfeiernden nicht nur intellektuell, sondern ganzheitlich berührt werden, wobei gerade in der heutigen Zeit eine Eigenverantwortung und Freiwilligkeit, in wie weit sich Menschen in ihrem „Intimraum“, in ihrer unmittelbaren Tastumgebung, berühren lassen, zu berücksichtigen sind. Doch eine deutlichere Ausgestaltung der haptischen Dimension in der Liturgie täte der Sinnlichkeit sicher gut: Schon gibt es mehr Berührungsakte als uns bewusst werden: Das einander die Hand reichen beim Vater Unser und beim Friedensgruß, die unmittelbare Berührung beim Empfang der Kommunion, das sich Bekreuzigen. Doch auch andere berührende Symbolhandlungen haben Platz: Handauflegung und wohlthuende Segensgesten, Begrüßungs- und Verabschiedungsriten beim Kirchentor, Gegenstände zum Anfassen in der Predigt (nicht nur bei Kindern!), oder das Hineinlegen von Hostien in die Schale, die später zum Altar gebracht wird.³⁹⁶

Auch die **Körperhaltung** prägt einen Großteil der stattfindenden Interaktion. Wie oben schon erwähnt, ist eine Beobachtung der Körperhaltung der Mitfei-

³⁹⁵ Vgl. Hahne: arte celebrandi, 276.

³⁹⁶ Vgl. Wenz: Körpersprache, 56 — 60.

enden z.B. bei der Predigt von großem Wert, enthüllt sie doch Anteilnahme, Langeweile oder Ungeduld ob der Länge. Von der anderen Seite her gesehen ist gerade die Körperhaltung des Priesters und die stärkere oder schwächere Übereinstimmung von Wort und Körpersprache für das Gelingen der Kommunikation wesentlich. Spricht der Vorsteher von Zuwendung und dreht sich dabei weg und macht abwehrende Gesten, wird die Interaktion von den anderen als gestört empfunden. Körpersprache drückt auch Intensität von Gefühlen aus: Je lebhafter und ausgeprägter (aber nicht unnatürlich) die Körpersprache ist, desto lebendiger wirkt man. Auch wie liturgische Rollenträger z.B. zum Ambo gehen verrät viel von dem, was in ihnen vorgeht: (Ver)spannung oder unnatürliche Steifheit ebenso wie Zerstreutheit. Durch das Ändern der Körperhaltung (z.B. Aufstehen oder sich setzen) wird die Interaktion auch deutlich strukturiert und verändert, sodass eine Veränderung zur falschen Zeit (z.B. nach dem „mysterium fidei“ im Hochgebet) erstens störend wirkt und zweitens ein Unverständnis der richtigen Struktur und eine falsche Wertigkeit ausdrückt.³⁹⁷ Nicht umsonst sind gerade Körperhaltungen in der Messe tief ideologisch besetzt, drückt sich doch im Zeitpunkt des Aufstehens, sich Setzens und Kniens ein bestimmtes liturgisches Verständnis aus, das jeweils verteidigt wird. Für die Kunst des Feierns wird daher auch ein bewusster (aber nicht gekünstelter) Umgang mit der Körpersprache notwendig sein, ein Verdeutlichen der Bedeutung von Körperhaltungen in der Liturgie und ein gegenseitig sich auch aufmerksam machen auf falsche Gewohnheiten (z.B. dass der Priester, wenn er sitzt ständig mit den Fußsohlen wippt).³⁹⁸

Die **Gestik und körperliche Bewegungsabläufe** sind wichtige Komponenten der nonverbalen Kommunikation. Gestik kann sprachbegleitend (z.B. durch Handbewegung dabei), sprachersetzend (Achselzucken) oder sprachunabhängig sein. Positive wie negative Gefühle werden durch entsprechende Gestik transportiert, wobei gilt: Je höher die Arme erhoben sind, desto positiver ist die Aussage.³⁹⁹ Ebenso ist das Halten der Handflächen nach oben positiv besetzt. Wei-

³⁹⁷ Im vorliegenden Beispiel also das von früher übernommene Verständnis, dass die „Wandlung“, die Abendmahlsworte, das Wichtigste sei und das lange Hochgebet vor und nachher sekundär ist, da das Eigentliche nicht dort passiert. Ausgedrückt wird dies durch Niederknien zu den Abendmahlsworten, Aufstehen und sich setzen nach dem Akklamationsruf „Geheimnis des Glaubens“.

³⁹⁸ Vgl. Wenz: Körpersprache, 51–55.

³⁹⁹ Wobei nicht vergessen werden darf, dass die Interpretation der Körpersprache immer analog und kulturell bestimmt bleibt. In anderen kulturellen Zusammenhängen kann die Bedeutung der Gestik eine ganz andere sein. Um die gleiche nonverbale Aussage ankommen zu lassen, ist daher eine Anpassung an die gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten notwendig. Zum Beispiel müsste überlegt werden, ob die Orantenhaltung in allen Kulturen dasselbe ausdrückt bzw. wie die Körperhaltung dann aussehen müsste, um dieselbe Interpretation seitens der Mitfeiernden zu erreichen. Diese Aussage gilt natürlich

sen die Handflächen zum Angesprochenem, dann ist die Geste eher abwehrend, im umgekehrten Fall – begleitet von umarmender Gestik, wirkt sie einladend. Dies ist beispielhaft für die Orantenhaltung von Belang, denn wenn Priester die Hände nicht wirklich anheben und die Handflächen direkt zu den Mitfeiernden halten, wirkt die ansonsten so positive Gestik abwehrend und schwach. Für die Bewegungsabläufe von Gesten sind die Ergebnisse der Kinesik wertvoll, denn damit Bewegungen natürlich wirken, sollten sie vom Oberarm ausgehen und nicht hastig vollzogen werden, sondern bewusst und langsam, um Lockerheit und Ruhe zu vermitteln. Mit Gestik sollte nicht gespart werden, unterstreichen Gesten zum richtigen Zeitpunkt die Aussage doch, wobei sicherlich eine Anpassung an das je eigene Temperament korrekt ist.⁴⁰⁰

Noch diffiziler ist **Mimik und Gesichtsausdruck**, denn vom Spiel der Gesichtszüge gehen die wirkungsvollsten Signale aus: Wenn Mimik und Tonfall der Stimme sich widersprechen, ist letztlich die Mimik entscheidend für die Rezeption. Gefühlsart und Intensität spiegeln sich in den Gesichtszügen wider wobei „aufgesetzte“ und vorgeheuchelte Gesichtsausdrücke (z.B. stereotypes Lächeln) störend wirken. Auch hier gilt also: Die Liturgie wird durch unpassende Mimik gestört und durch passende entfaltet, denn unterschiedliche liturgische Handlungen verlangen auch verschieden angemessene Reaktionen: So kann der Priester durch seine Augenausrichtung betonen, ob er sich jetzt den Mitfeiernden zuwendet („Lasset uns beten“ – Blick auf Gemeinde mit herzlicher und offener Mimik) oder zu Gott betet („Herr, wir danken dir...“ – Blick leicht hinaufgehend oder verinnerlicht nach unten, ernste Mimik)⁴⁰¹

Auch der **Blick** des Menschen ist eine Form der Kommunikation, zumal die Augen ja als „Spiegel der Seele“ betrachtet werden. Augensignale sind also das beste „Feedback“ für den Liturgen. Beim freien Reden ist Blickkontakt zur Gemeinde möglich und fesselt die Gemeinde viel mehr, als wenn der Liturgen nur aus Manuskripten oder dem Messbuch abliest: Denn wer angeschaut wird, fühlt sich auch angesprochen (wobei es gar nicht notwendig ist dauernd hinzusehen). Eine gute Bekanntheit mit den Texten des Messbuches würde auch bei Gebeten durch Anschauen der Gemeinde bei passenden Stellen Aufmerksamkeit fördern und Interaktion ermöglichen (z.B. im dritten Hochgebet wenn es heißt „Erhöre die Gebete der hier anwesenden Gemeinde“).⁴⁰²

Auch **Geruchs und Geschmackssignale** sollten in der Liturgie entfaltet werden, wobei diese beiden Sinne auch eng miteinander verknüpft sind. Im negativen

auch für sich verändernde kulturelle Bedingungen, die sich im Laufe der Zeit im europäischen – amerikanischen Raum ergeben.

⁴⁰⁰ A.a.O., 39 – 45.

⁴⁰¹ A.a.O., 27 – 32; Kohlschein, Franz: Gibt es ein „liturgisches Gesicht“? Liturgie und Mimik, in: GD 23 (1989), 133f.

⁴⁰² Vgl. Wenz: Körpersprache, 33–38.

Beispiel spielt die Ungelüftetheit von Gotteshäusern und Ausdünstung der Mitfeiernden zu ungunstigen Geruchsassoziationen. Positiv könnte in der Messfeier dieser sinnliche Charakter durch Verwendung von Brot betont werden, das auch wie Brot riecht und schmeckt und nicht geschmacks- und geruchsneutral ist wie die gebräuchlichen O—Platten Hostien.⁴⁰³ Rotwein kann verwendet werden, der auch getrunken wird und mit dem nicht nur die Hostie befeuchtet wird. Die (richtig dosierte) Verwendung von Weihrauch hebt diese oleofaktoriische Dimension besonders hervor, ebenso wie brennende Kerzen (nie sollten daher künstliche Kerzen Verwendung finden!!), frische, duftende Blumen, Adventkränze und Weihnachtsbäume.⁴⁰⁴

Eine Art der Kommunikation, die selten als solche in den Blick genommen wird, ist die **Verwendung von feierlicher Kleidung** in der christlichen Liturgie. Ein Gottesdienst ohne feierliche Gewandung des Vorstehers wäre symbolärmer, da ja auch die Farbigkeit in ihrer Symbolhaftigkeit zur Sinnlichkeit wesentlich beiträgt und die feierliche Dimension der Liturgie unterstreicht. Zu beachten ist daher in jedem Fall die Gepflegtheit des Gewandes! „Die Vielfalt der Dienste“ – so die Allgemeine Einleitung ins Messbuch – „wird im Gottesdienst durch eine unterschiedliche liturgische Kleidung verdeutlicht. Sie soll auf die verschiedenen Funktionen [...] hinweisen und zugleich den festlichen Charakter der liturgischen Feier hervorheben“.⁴⁰⁵ Sollten nicht daher auch Lektoren und Kommunionsspendler liturgische Gewänder anlegen? Von ihrer Herkunft her war liturgische Kleidung zunächst Alltagsmode (Albe und Stola römischer Beamter), wurde aber immer mehr differenzierende „Amtsfunktionelle“ Kleidung, die nicht mehr als „Alltagsgewand“ erkennbar wurde.⁴⁰⁶ Um das liturgische Gewand nicht als Klerikergewand zu sehen (und damit auch den Dienst der Ministranten als Dienst der Pfarrgemeinde zu vernebeln) wäre es gut, wenn alle die einen liturgischen Dienst übernehmen auch entsprechendes Gewand anlegten. Andererseits würde das gemeinsame Priestertum der Gemeinde weniger zur Geltung kommen und viele, die heute diese Dienste übernehmen, davon irritiert werden. Jede Gemeinde wird aus den lokalen Gegebenheiten da zu einer reflektierten Praxisentscheidung kommen müssen. Zu vermeiden ist es aber, dass durch un-

⁴⁰³ Interessant ist, dass die ansonsten eher strenge Instruktion *Redemptionis sacramentum* hier sehr offen ist: Wichtig ist, dass das verwendete Brot aus reinem Weizenmehl besteht. Möglichst viele sollten vom gebrochenen Brot erhalten, und wenn die Anzahl der Feiernden zu groß ist, können auch kleine ungebrosene Hostien verwendet werden. Mit anderen Worten: Richtiges Brot zu verwenden wäre Normalfall! – Vgl. *Redemptionis sacramentum*, Nr. 48–50.

⁴⁰⁴ A.a.O., Nr. 76 – 90.

⁴⁰⁵ AEM Nr. 297.

⁴⁰⁶ Vgl. Meffert: *Liturgie teilen*, 83f.

passende, nicht festliche oder nicht passende Kleidung andere Mitfeiernde irritiert werden!⁴⁰⁷

Zeit und Raum sind „sprechende“ Signale. Gottesdienst wird zu einer „symbolträchtigen“ Zeit gefeiert, und in der Messfeier wird die zeitliche Dimension als „anamnhsiq“ neu im heilsgeschichtlichen Zusammenhang gegliedert, gedeutet und verweisungsstark als Gegenwart auf Zukunft hin dargestellt. Sehr deutlich prägt auch der Kirchenraum, in dem gefeiert wird, Atmosphäre und die ganze Art der Messfeier mit, wie die Untersuchung auch gezeigt hat. Gottesdiensträume sind „zu Stein gewordenes“ liturgischen Verständnis einer Zeit mit entsprechender Symbolik und Raumgliederung, die auch „Hypothek“ sind, wenn sich wie nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil die Gewichtung ändert.⁴⁰⁸ Daher werden Differenzen um Eucharistieverständnis, Rolle des Vorstehers und Messgestaltung auch besonders an der Raumgestaltung festgemacht (siehe Diskussionen um den „Volksaltar“⁴⁰⁹). Die Raumgestaltung entscheidet grundsätzlich über die Kommunikationsmöglichkeiten und ihre Ausrichtung: Eine Messfeier in einem nach vorne gerichteten Dom wird ganz anders „funktionieren“ als in einem modernen Zentralbau. Wer wann wo steht und geht drückt das Beziehungsgeflecht der Messfeier aus und prägt das Erleben der Eucharistie stark mit.⁴¹⁰ Auch die Größe des Kirchenraumes, die Lichtverhältnisse, die Akustik, die Sichtbarkeit der liturgischen Funktionsorte, die Bilder, die Skulpturen, die Sauberkeit und die feierliche Ausschmückung oder Kahlheit, die Raumtemperatur, die Entfernung zwischen Vorsteher und ersten Gemeindeplätzen – all diese Komponenten prägen eine „Atmosphäre“, die Menschen in eine gewisse Stimmung versetzt und (wünschenswerte oder nicht wünschenswerte) Assoziationen freisetzt und Mitfeiernde sich wohlfühlen lässt oder eben aktive Teilnahme erschwert.⁴¹¹ Umgekehrt erzählt der Kirchenraum auch viel über die hier feiernde Gemeinde (so wie die Wohnung viel über den Bewohner verrät⁴¹²). Der Kirchenraum an sich ist der Gemeinde meist vorgegeben, aber erstens kann alles getan werden, damit der Raum „schön“ und ästhetisch anziehend ist (un gepflegte Kirchen sind wirklich ein großes Ärgernis), funktionell gut nutzbar ist (das Licht entsprechend ist, die Sprecher gut verständlich sind, Altar und Ambo von

⁴⁰⁷ Gerade bei Gewändern ist der Geschmack natürlich sehr unterschiedlich. Für jede Pfarrgemeinde wäre es aber sinnvoll für Lektoren, Kommunionspender und andere, die liturgische Funktionen ausüben, „Richtlinien“ zu erstellen und sich nicht nur auf das Empfinden der Einzelnen sich zu verlassen.

⁴⁰⁸ Vgl. Jetter: Symbole, 146.

⁴⁰⁹ Da die ganze Gemeinde Trägerin der Liturgie ist, bedürfte es heute eben eines ganz anderen Raumkonzeptes, der den Altar in den lokalen Mittelpunkt der Gemeindeversammlung rückt.

⁴¹⁰ Vgl. Richter, Klemens: Kirchenräume und Kirchenträume. Die Bedeutung des Kirchenraums für eine lebendige Gemeinde, Freiburg im Breisgau u.a. 1998, 61f.

⁴¹¹ Vgl. Wenz: Körpersprache, 62.

⁴¹² Vgl. Redtenbacher: Liturgie und Leben, 136f.

überall gut einsehbar ist) und feierlich gestaltet ist, gemäß der liturgischen Zeit (Blumenschmuck, frische Kerzen, saubere Altartücher etc.). Aber auch eine „Kirchenpädagogik“ kann helfen, dass die Gemeinde neu den symbolischen Zusammenhang bemerkt und für die Feier der Messfeier nutzbar macht. Zu den entsprechenden Predigten und Katechesen sei an dieser Stelle ermutigt.⁴¹³

In diesem Zusammenhang ist auch die **Gestaltung der liturgischen Funktionssorte** zu beachten. Der *Zelebrationsaltar* (vulgo falsch „Volksaltar“ genannt) sollte den liturgischen Vorschriften entsprechend an einem erhöhten Platz errichtet feststehend und frei umschreitbar sein und künstlerischen Ansprüchen genügen.⁴¹⁴ Leider sind auch Jahrzehnte nach der liturgischen Reform in vielen Kirchen „Provisorien“ anzutreffen, die dem Feiercharakter nicht entsprechen. Besonders die Gestaltung des „*Tisches des Wortes*“ ist vielerorts nicht ansprechend und der Ort der Aufstellung unharmonisch gewählt. Wie Klemens Richter festhält, müsste der Ambo auch nicht unmittelbar im Altarraum aufgestellt sein.⁴¹⁵ Gerade was Altar und Priestersitz betrifft wird sehr viel Unechtes und Hässliches den Augen der Mitfeiernden zugemutet – ein neues Gespür für die ästhetische Schönheit ist ein großes Anliegen zur Hebung der Raum- und daher der Gottesdienstqualität.

Abschließende Ermunterungen

In der Erlebnisgesellschaft wächst wieder neu ein Verständnis für die Sprache der Symbole, die durch ihren analogen und transzendierenden Charakter auch die Sprache der Religion ist. Gerade im Gottesdienst ist daher ein waches Gespür notwendig für die Verwendung und die sinnliche Ausgestaltung von Symbolhandlungen, die den Bildraum eröffnen für das Unsichtbare, dass durch sie erfahrbar wird: Die wirksame Gegenwart des Auferstandenen in seinem Geist.

Die Kirche und die vor Ort Verantwortlichen brauchen daher neuen Mut zur Symbolisierung und zur ästhetischen Inszenierung der Sonntagsmesse. Statt dem Übergewicht des gesprochenen Wortes braucht es eine reichhaltige und sprechende Symbolik, die in gekonnter Präsentation wortlos und selbstverständlich wirkt. Gerade in diesem Bereich ist ein Lernen aus der Werbung sinnvoll. Diese Gesamtinszenierung muss natürlich stimmig sein und dem gefeierten Inhalt entsprechen, damit die gefeierten Symbole „kultmächtig“ werden.⁴¹⁶

Damit Menschen sich in der Feier beheimatet fühlen und emotional glückende Zugehörigkeit zur Kultgemeinde erfahren, bedarf es daher schlichter und exis-

⁴¹³ A.a.O., 135f.

⁴¹⁴ Vgl. AEM Nr. 258f.

⁴¹⁵ Vgl. Richter: gottesdienstlicher Raum, 67.

⁴¹⁶ Vgl. Schilson: Inszenierung, 60ff.

tentiell ansprechender Riten, die Wiedererkennbarkeit in ästhetischem Design bieten. Nicht Beliebigkeit und grenzenloser Vervielfachung von Symbolen im Gottesdienst soll hier geredet werden, sondern Symbolen, die Identität und Einheit stiften wie die Symbole der Stilgruppen. Die Rückbesinnung auf die elementaren Elemente christlicher Liturgie und deren sinnhafte Ausgestaltung (Brot und Wein) fördert das ganzheitliche und gesteigerte Erleben Gottes mit allen Sinnen.⁴¹⁷

Neben identitätsstiftenden Symbolen sind auch Kontrastsymbole für christliche Liturgie nötig, die für Menschen neue und unentdeckte Erlebnisräume aufstoßen und so seinen innerweltlich beschränkten Horizont weiten. Kirche kann dann der Ort sein, wo Gott neu ins Spiel des Lebens tritt, es wandelt und Erleben, proleptisches „Verkosten“, dessen wird, was einmal für immer erwartet werden kann. Die feierliche Gestaltung und die reiche „himmlische“ Symbolik, die auch immer noch „geheimnisvoll“ und fremd empfunden wird, kann diese Dimension der Eucharistiefeier besonders hervorheben.

Viele der christlichen Symbole und die mit ihnen assoziierten Handlungen erschließen sich den Menschen heute nicht mehr von selbst, sondern sind unverständlich und daher unwirksam. Es braucht daher auch Mut zu einer neuen symbolisch kritischen Zeitgenossenschaft. Das säkular – religiöse Gepräge ist eine neue Herausforderung, das religiöse und spirituelle Suchen der Menschen ernst zu nehmen und dementsprechend Symbole und Handlungen zu finden, die einerseits dem Christusgeschehen entsprechen und andererseits Selbsta Ausdruck der Lebenswelt von Menschen des 21. Jahrhunderts sind.⁴¹⁸ Dort, wo wesentliche Symbole nicht beliebig und austauschbar sind, dort gilt es mystagogisch gemeinsam den Sinnzusammenhang neu zu erschließen. Letztlich sinnlos gewordene Symbolhandlungen, die nur noch ritualisiert als spiritueller Inhalt existieren, werden zu „Attrappen“ und sollten aus der Liturgie verschwinden (z.B. die Händewaschung bei der Gabenbereitung).

Es braucht den Mut zu einer Neuendeckung der Sinnlichkeit der Messfeier, die nicht nur vom intellektuell verstandenen Inhalt lebt, um die tiefen Emotionen und Konnotationen der Mitfeiernden aufzuwecken und einen reichen Erfahrungsraum für ganzheitliche Gottesbegegnung, die bleibendes Mysterium ist, zu eröffnen. Alle Liturgieverantwortlichen seien ermuntert in den Messfeiern auch diese „geheimnisvolle“ Dimension durch Symbolhandlungen darzustellen und dies nicht zu zerreden, denn wie Thomas von Aquin schon in einem Hymnus pries: *„Gottheit tief verborgen, betend nah ich dir / unter diesen Zeichen, bist du wahrhaft hier. [...] Augen, Mund und Hände täuschen sich in dir / doch des Wortes Botschaft offenbart dich mir [...] Einst am Kreuz verhüllte sich der Gottheit*

⁴¹⁷ A.a.O., 58f.

⁴¹⁸ A.a.O., 55f.

*Glanz / hier ist auch verborgen deine Menschheit ganz / Beide sieht mein Glaube in dem Brote hier“.*⁴¹⁹

Munter zu sein gilt es auch für die bewußte Gestaltung aller Elemente der non-verbalen Kommunikation, wie die Körpersprache, die Gestik und Mimik, und den Blick, und das Ansprechen aller Sinne (auch des Geruchs und Geschmackssinnes und des Tastsinnes). Die Wirkung dieser Kommunikation darf nicht unterschätzt werden und im Sinne einer Liturgiequalität ist eine entsprechende Weiterbildung der Priester und eine ständige Kontrolle des Selbst und Fremdbildes der eigenen Person wichtig.

Die Raumgestaltung der Kirche ist der Gemeinde meist vorgegeben, doch gilt es auch hier munter zu bleiben für die atmosphärisch gute, ästhetisch ansprechende und die das Mitfeiern ermöglichende funktionelle Ausgestaltung des Gotteshauses.

⁴¹⁹ Thomas von Aquin, „Adoro te devote“, übertragen ins Deutsche von Petronia Steiner 1951.

MUSIK, WORTE UND STILLE: QUALITÄT STATT QUANTITÄT

Musikalische Ästhetik für eine Gottesdienstkultur

Cantare amantis est: Funktion des Gesangs

Für das Erleben eines Sonntagsgottesdienstes als feierliches Geschehen ist die musikalische Ausgestaltung wichtig und ist integraler Bestandteil der Liturgie – und gleichzeitig ist gerade die Frage nach dem musikalischen Stil eine der heftig umstrittensten in den Gemeinden. Nicht wenige Autoren sehen die Kirchenmusik nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil in einer Krise, die sich auch in der kargen und wenig ansprechenden musikalischen Gestaltung einer durchschnittlichen Sonntagsmesse ausdrückt.⁴²⁰ Dieser Eindruck manifestiert sich auch im Diskurs der Gemeinde, welche Lieder und welche Stile an Musik im Sonntagsgottesdienst vorkommen sollen und im oft spärlichen Mitsingen der Mitfeiernden – wodurch aus lobpreisenden Gesängen eher „Jammergesänge“ werden und der allgemeine Eindruck und das positive Erleben des Gottesdienstes stark leiden. Differenzierter beurteilt Bretschneider die allgemeine kirchenmusikalische „Notlage“: Es fehlen Neukompositionen, die ansprechende Vertonung des eucharistischen Hochgebetes ist ausständig, auch gibt es teils fehlende Übereinstimmung zwischen Vorsteher der Liturgie und den Musikern, es fehlt auch am Gespür für stimmige Orte, Zeichen, eine gestufte Feierlichkeit und die liturgischen Kontexte der Musik im Gottesdienst.⁴²¹

Auf der anderen Seite hat die musikalische Dimension der Liturgie durch die Liturgiereform einen neuen Stellenwert bekommen, da sie nicht mehr als Verschönerung der Feier angesehen wurde, sondern als konstitutioneller liturgischer Akt an sich. Dies entspricht auch der anthropologischen Sicht, dass Singen und Musik im Allgemeinen wesentlich zur menschlichen Kommunikation dazugehört: Denn Singen ist die, dem Menschen gegebene adäquate Ausdrucksform für Betroffenheit, Empfindungen und Unaussprechliches – und so kann die Heilsbe-

⁴²⁰ Vgl. Kaspar, Peter P.: Musik. Ornament am Rand der Liturgie? Impulse zur Eneuerung der liturgischen Feierkultur, in: Hld 54 (2000), 92f.

⁴²¹ Bretschneider, Wolf: Musik als wesentliches Element einer menschenfähigen Liturgie. Acht Thesen, in: Kranemann, Benedikt (Hrsg.): Heute Gott feiern. Liturgiefähigkeit des Menschen und Menschenfähigkeit der Liturgie, Freiburg im Breisgau u.a. 1999, 88.

troffenheit in der Messfeier letztlich nur besungen werden.⁴²² Vor allem Gesang ist durch die Verbindung von sprachlicher Ausdrucksform (Liedtext, „linke Hirnhälfte“) und Singweise (Melodie, „rechte Hirnhälfte“) eine sehr ganzheitliche Kommunikation des Menschen, die sowohl Intellekt als auch Gefühle berührt und daher fähig ist, die existentielle Glaubensdimension durch eine Äußerung aus der Personmitte heraus anzusprechen: „Cantare amantis est“ und „Wer singt, betet doppelt“ sind zwei Zitate von Augustinus, der diese Kommunikation als „die“ Sprache des Gottesdienstes verstand.⁴²³

Musik ist aber nicht nur die Sprache des Herzens und der Emotionen, sie ist auch Ausdruck der Harmonie und Schönheit Gottes, der Schöpfung und des Neuen Lebens in Christus: Durch den Lobpreis der Gemeinde wird der himmlische Lobpreis der Engel, in dem die Gemeinde einstimmt, vernehmbar: Die Gemeinde als Trägerin des Lobpreises wird so als Heilszeichen sichtbar, denn Mitsingen ist mehr als nur „Aktivismus“, es ist darstellendes Handeln und Glaubensvollzug, der auch sehr intensiv Gemeinschaft bildet⁴²⁴: Wer singt bejaht die Schöpfung und sein Leben, drückt Hoffnung, Zugehörigkeit und auch Gemeinschaft auf ein Ziel hin aus, bezeugt die Resonanz des Gefeierten in seinem Leben. Denn musikalische Kommunikation ist Wechselspiel zwischen Sonanz (Wer musiziert, sagt sich selber aus und etwas von ihm Verschiedenes, es ist Selbstmitteilung von Stimmung und Emotionen, bei Gesängen auch von „Information“ über den Text) und Resonanz (Musik schafft eine Übereinstimmung oder Disharmonie in der Stimmung beim Hörenden, auch bewusster durch Steigerung der Resonanzfähigkeit durch musikalische Bildung).⁴²⁵

Gestört wird dies Kommunikation wenn die musikalische Ausdrucksgestalten nicht mehr adäquat sind, also Lobpreis nicht mehr Resonanz auf die eigene Lebenssituation erzeugt und technisch, veräußerlicht und bloß intellektuell vollzogen wird, der Klageschrei über das „Halleluja“ vergessen wird.⁴²⁶ Ist die Reso-

⁴²² Vgl. Harnoncourt: *Te deum laudamus*, 104. – Auch die Wichtigkeit der Musik für die Jugendlichen entspricht dieser Auffassung: Denn heranwachsende Menschen können Stimmungen, Gefühle und Einstellungen am besten über das Hören der Musik ausdrücken, wobei die Resonanz auf eine bestimmte Musikrichtung dann ihre Stimmungslage äußert, da die verbale Kompetenz meist noch fehlt. Für die Liturgie erhebt sich die Frage, wie jugendgemäße Musik im Gottesdienst sich anhören muss, um einerseits sachgerecht und andererseits „resonant“ zu sein auf die Lebenssituation der jungen Christen. Viele Suchbewegungen und Experimente werden da notwendig sein.

⁴²³ A.a.O., 105.

⁴²⁴ A.a.O., 112f.

⁴²⁵ A.a.O., 109f.

⁴²⁶ Die Kultkritik des Amos (Amos 4,21ff) muss auch immer für die christliche Liturgie gelten: Kein oberflächlicher Lobpreis, der durch das Leben nicht gedeckt ist. Auf der anderen Seite spricht der Gesang die Tiefenschichten des Menschen an, und vermag auch vergessene und verdrängte Ich-Anteile ans Licht zu holen, wodurch Gottes Wirken spürbar gemacht wird.

nanz gegeben, stellt sich beim Singen oder Hören von Musik im Menschen die „klingende“ Stimmungslage ein und er „tönt wider“. Durch Musik im Gottesdienst wird also ganzheitlich der Mensch in Anspruch genommen und in eine gewisse Stimmungslage versetzt, soweit er mitschwingt. Auch salutogenetisch wäre es interessant zu analysieren, wie Gesang und Lebenszufriedenheit zusammenhängen: Denn wer singt ist sicherlich nicht depressiv und verzweifelt, während aufgestaute Gefühle und Traurigkeit verstummen lassen. In diesem Sinn hat der Gesang der Messfeier und der Gottesdienste an sich (gerade auch bei der Begräbnisfeier) zutiefst therapeutische Funktion.

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Musik und näherhin Gesang ist wesentliches Element gottesdienstlichen Feierns. Durch das Mitsingen geschieht ein Innewerden und eine Äußerung der eigenen Betroffenheit, ein bewusst werden der Gemeinschaft und des Gefühles, zusammen zu gehören und gemeinsam ein Ziel anzustreben. Dies passiert aber nur, wenn der Gesang authentisch ist und daher überzeugende Sonanz hat um Resonanz zu erzeugen. Musik ist genuin menschliche Ausdrucksform der Feierlichkeit und ist daher darstellendes Handeln für das, was im Menschen vorgeht und dafür, was gemeinsam gefeiert wird.⁴²⁷

Der ästhetische Charakter liturgischer Musik: Ein Streitpunkt

Liturgie ist „Kunst“ und „Schauspiel“ – im analogen Sinn verstanden – und steht daher im Spannungsfeld zwischen Objektivität und subjektiver Inszenierung. Besonders deutlich wird diese Spannung bei der Frage, welche ästhetischen Kriterien für die musikalische Gestaltung der sonntäglichen Eucharistiefeier der Gemeinde anzuwenden sind. Dass solche Überlegungen sinnvoll sind, ergibt sich zwar aus dem Anspruch, dass gerade die Musik wesentlich dazu beiträgt (oder verhindert), dass die Mitfeiernden in das sakramentale Geschehen einschwingen („Resonanz“) können, andererseits ist gerade aufgrund des Charakters der liturgischen Musik als „rituelle Musik“ und der hoch subjektiv besetzten Wertung, was jemand als „schöne Musik“ empfindet, Skepsis angebracht.⁴²⁸ Theologisch verstanden besteht ja „Schönheit“ der Kirchenmusik nicht nur darin, dass sie gefällt, sondern dass sie „angemessen“ ist, also auszudrücken vermag, was gefeiert wird. Natürlich darf nicht übersehen werden, dass Musik von hohem ästhetischem und emotionalem Wert liturgische Akte existentieller und mitreißender werden lässt, nicht so sehr durch den Text, als vielmehr durch die Stimmung, die in den Beteiligten ausgelöst wird. Wie Anthony Ruff treffend

⁴²⁷ Vgl. Harnoncourt, Phillip: Gesang und Musik im Gottesdienst, in: Schützeichel, Harald (Hrsg.): Die Messe. Ein kirchenmusikalisches Handbuch, Düsseldorf 1991, 9 – 26; Kaspar: Ornament, 93.

⁴²⁸ Vgl. Ruff, Anthony: De gustibus...?. Zum ästhetischen Charakter liturgischer Musik, in: Hld 54(2000), 83 – 91, hier 84.

feststellt sind Akademismus und Rationalismus bei der Gestaltung der Kirchenmusik in der heutigen Zeit große Hemmschuhe, da man auf die Gefühlswelt wenig Wert legt.⁴²⁹ Generell und vor allem in der Musik ist das „Schöne“ wesentlich im gottesdienstlichen Leben, da es wirkungsvolles Zeichen von Gottes Gegenwart und Handeln in der Welt ist, Epiphanie und Selbstoffenbarung Christi. Daher wird, so Ruff, dem Volk Gottes sogar Unrecht angetan, wenn liturgische Riten nicht eine ästhetische Schönheit aufweisen und der „Herrlichkeit“ des Auferstandenen durch Hässlichkeit oder Dilettantismus widersprechen.⁴³⁰ Durch die subjektive Bewertung, die aber vorgeprägt ist durch die kulturellen Deutungsmuster und die ästhetische Erlebnisrationalität der Stilgruppe und die daher bis zu einem gewissen Grad objektivierbar ist, kann sicherlich kein objektiver Maßstab für qualitativ volles Liedgut kodifiziert werden, aber durch Schulung der Aufmerksamkeit kann die ästhetische Empfindsamkeit geschärft werden. Entscheidend für die Resonanz christlicher Lieder ist dennoch zuerst auch deren Authentizität, dass sie die Gefühle, das was Menschen beschäftigt und bewegt, ansprechen und zum Klingen bringen und die Menschen auch erfahrungsmäßig einstimmen und sich einfinden können in dem, was sie da singen.

So verwundert es nicht, dass gerade bei der Wahl des Liedgutes in der Messe die Konflikte mit starken Emotionen ausgetragen werden – verbinden doch die Mitfeiernden mit den Liedern und deren Vortragsweise positive wie negative Lebenserfahrungen (die meist auch bis in die Kindheit zurückreichen) wie Zugehörigkeit, Vertrautheit oder Langeweile und Enge. Die Untersuchungen anlässlich der Gottesdienstbefragung haben auch aufgezeigt, wie divergent die Vorlieben unter den Befragten waren und welche Bedeutung der Gesang für sie in der Messfeier hat.

Ist musikalische Qualität möglich?

Die Pluralität der musikalischen Präferenzen und die unterschiedliche und oft polarisierte ästhetische Bewertung einzelner Lieder, gegeben durch die „Ekelbarrieren“ zwischen ästhetischen Erlebnisgruppen, müssen auch bei der Feier der Eucharistie berücksichtigt und anerkannt werden. Dies kann dadurch geschehen, dass alle diese Stile grundsätzlich vorkommen dürfen und ihren Platz bei der Gestaltung von Zielgruppenmessen einnehmen – die Stärke dieser Vielfalt an „Inszenierungen“ in einer Pfarrgemeinde oder zwischen Schwerpunkt-

⁴²⁹ A.a.O., 86. – Dies spiegelt sich auch in der Abwertung der „von Gefühlen triefenden Tabernakelwalzer“ seitens der intellektuell vorgehenden Priester und der anderen Liturgieverantwortlichen wider. Sicherlich ist man hier von einem Extrem (es gehe nur um die Evozierung von Gefühlen, ob die Texte theologisch richtig sind, ist egal) in das andere Extrem (es geht nur um intellektuell anspreche und theologisch richtige Texte, emotionale und musikalische Schönheit sind egal) gefallen.

⁴³⁰ A.a.O., 86.

gemeinden wurde schon als erstes Qualitätsmerkmal identifiziert. Sinnvoll wird es auch sein zumindest bei den Hauptgottesdiensten des Jahres als *eine* Gottesdienstgemeinde zusammen zu kommen. Dann sollten auch die einzelnen Gruppen mit ihrem musikalischen Stil vorkommen dürfen und einen Teil der Musik gestalten.⁴³¹

Aber auch bei allen anderen Messen gilt es zu beachten, dass Lieder so ausgewählt werden, dass möglichst alle mitsingen können. Dies war auch der Wunsch, den die meisten Befragten bezüglich der Musik in der Messe geäußert haben. Neue oder selten gesungene Lieder müssen vor Beginn der Feier geprobt werden⁴³² und möglichst am Sonntag darauf noch einmal gesungen werden. Es ist auch besser, bekannte Lieder zu wählen, die vom Text her nicht so direkt dem „Sonntagsthema“ entsprechen, als wenig bekannte und nicht einprägsame Lieder, die wenige mitsingen können.

Natürlich muss als zweites auch die Sachgemäßheit des Liedes beachtet werden und ob dieses Lied seiner liturgischen Funktion entspricht – gerade hier liegt oft vieles im Argen.⁴³³

Ganz grundsätzlich ist auch ein qualitätvoller Vollzug für das Erleben wichtig, wobei hier in der heutigen Zeit ein Hindernis auch darin zu suchen ist, dass die meisten Erwachsenen nirgends mehr singen (wenn sie nicht Mitglieder eines Chores sind) außer in der Kirche – und das (gute) Mitsingen sich für viele daher schwierig gestaltet. Zu vermeiden sind aber alle dilettantischen Vollzüge seitens der liturgischen Rollenträger: Organisten oder andere Musiker, die ihr Instrument nur mangelhaft beherrschen, Kantoren die falsch oder unverständlich singen und nicht zuletzt Priester, die durch die Töne, die sie von sich geben, lächerlich wirken entsprechen nicht der Würde des Gefeierten – bei aller menschlichen Fehlbarkeit, die auch vorkommen kann. Hier ist vor allem die gesangliche Ausbildung der Priester ein Desiderat, das zur Hebung der Qualität von Messfeiern viel beitragen kann.

⁴³¹ Hier hat sicherlich die Forderung, dass in einer Messe ein Stil durchgezogen werden sollte, Nachrang vor der Sicht, dass alle sich zumindest von einem Teil der Musik angesprochen fühlen sollten.

⁴³² Wobei erfahrungsgemäß das Zuspätkommen vieler dies faktisch sehr schwierig macht.

⁴³³ Schlimm und nicht der Funktion entsprechend ist es, wenn das Eingangslied „durchgeschliffen“ wird bis zur Gabenbereitung. Ein Gloria sollte tatsächlich ein trinitarischer Lobpreis sein, der Antwortgesang nach der Lesung ein Psalm oder ein Psalmengesang, das Sanctus wirklich ein Trishagios (und nicht die dritte Strophe von „Großer Gott wir loben dich“), und der Gesang nach der Kommunion ein Lied mit Dankcharakter. Begleitsänge sollten nicht wesentlich länger dauern als die, ihr zugeordnete liturgische Handlung (z.B. Gabenprozessionslied, Brotbrechung).

Weniger, dafür aber lebensnah und tiefgehend: Qualität der Sprache

Diagnose: Liturgischer Sprachkrebs?

Zweifellos ist die verbale Kommunikation die am meisten von der Vernunft geprägte Art und Weise des Menschen sich mitzuteilen und kann am unmittelbarsten gestaltet werden. Durch Sprachcode wie Worte vermag der Mensch seinen Gedanken und Gefühlen eine eindeutige Form zu geben und durch Interaktion wird zwischen Menschen ein fixes Gefüge von definierten Sprachäußerungen mit bestimmten Sinngehalten konstruiert. Wie die modernen Sprachtheorien aufzeigen, vermittelt der Mensch aber mehr als bloße Information, denn in verbalen Äußerungen werden auch Gefühlsinhalte, assoziative Inhalte und gedankliche Bildwelten in Metaphern mitcodiert, die der Empfänger entschlüsseln muss, will die Kommunikation verständlich sein. Daher ist Sprache eine viel raschere Art der Mitteilung als etwa Gestik oder Mimik. Gelingt sprachliche Kommunikation wirkt sie performativ: Sie konstituiert und verändert Wirklichkeit.⁴³⁴

Von daher ergibt sich die Wichtigkeit der verbalen Kommunikation im gottesdienstlichen Geschehen, deren Ziel es ist, die Wirklichkeit Gottes und dessen, was gefeiert wird, zu konstituieren und die Wahrnehmung der Mitfeiernden daraufhin zu verändern. Woher kommt dann aber die immer lauter werdende Kritik an der „Verwortung“ der Messfeier, also am Gefühl vieler Mitfeiernden, dass hier viel „heiße Luft“ produziert wird und die verbale Kommunikation trotz der Verwendung der Volkssprache seit der Liturgiereform eher weniger performativ wirkt als früher?

Sicherlich ist ein überdenkenswertes Argument, dass die lateinische Sprache für viele früher ein Symbol des wahrnehmbaren Fremden war und allein durch dieses „Daheim-sein-im-Fremden“, die Sprache viel näher an die symbolische Interaktion heranführte und in die andere Welt Gottes hineinführte als die Verwendung der Sprache, die man täglich spricht.⁴³⁵ Für andere war die lateinische Sprache aber großer Hemmschuh um zu verstehen, was da vorgeht und eine Verunmöglichung der aktiven Teilnahme. Ein Kurzschluss wäre es aber, dass Verständlichkeit des Gesprochenen allein dadurch erreicht wird, dass man die Volkssprache spricht: Denn viele metaphorischen Anspielungen und theologischen Themen, die in den Gebeten aufgegriffen werden, sind einem nicht versierten Gläubigen nach wie vor unverständlich, da er die mitschwingenden Assoziationen nicht automatisch hervorbringt und daher die „Sprachkürzel“ zur

⁴³⁴ Vgl. Hahne: *arte celebrandi*, 277f.

⁴³⁵ Vgl. Kaspar: *Ornament*, 95f.

hohlen Sprachhülle, zu Sprachstereotypen⁴³⁶ und zu ritueller Sprache werden. Die Mitfeiernden verstehen zwar den Wortlaut, nicht aber das Gemeinte – und haben keine (unmittelbare) Möglichkeit nachzufragen.⁴³⁷ Allein aufgrund des Sprachgebrauches ergibt sich ein „Sprachraum“ mit bestimmtem Vokabular, Sprachbildern, Formeln und Codes, die von außen nicht selbst – verständlich sind: Die Sprache der Liturgie wird zum „Fachjargon“, zur Sonderwelt, die mit anderen Sprachwelten oft wenig in Berührung kommt und daher nicht über die Feier hinaus performativen Charakter besitzt. Mit anderen Worten ausgedrückt bedeutet dies, dass manch gesprochenes Gebet, theologische Fachvokabeln und entsprechende metaphorische Bilder wenig „Alltagsrelevanz“ für die Mitfeiernden haben, da sie die Fremdsprache „gottesdienstlich“ nur indirekt in ihre Sprachwelt „übersetzen“ können. Es ist dann für die Gläubigen egal, ob man „Gnade“ oder „gratia“ sagt, denn das Gemeinte ist für sie „spanisch“.

Um dem abzuhelpen wird dann versucht, entweder die nicht mehr performativ und die Menschen in ihren Lebensumständen treffende sprachliche Kommunikation (seien es Lesungen, deutende Begleitworte zu Zeichenhandlungen, metaphorische Bildworte oder Gebete) zu erklären – doch kippt dadurch zunehmend das Verhältnis zwischen Wort und Zeichen, Sprache und Symbol, Mitteilung und Sinnlichkeit und es kommt zur Vervielfachung des gesprochenen Wortes – oder die sprachlichen Codes zu aktualisieren mit der Falle, zu trivial und alltags-sprachlich zu werden, wodurch das gesprochene Wort seine Eindringlichkeit und Tiefe verliert und nicht mehr angemessen die Analogie zwischen Gott und Mensch zum Ausdruck bringen kann: *„Diese Asymmetrie (Anm: zwischen Menschlichen und Göttlichen) sollte auch in der Sprache der Liturgie nachvollzogen werden, denn kein von und zu Gott sprechendes Wort kann „die Differenz von Gott und Welt von sich aus bezeichnen“ [...] Diese Differenz lässt sich dann in der Sprache [...] nur in analoger, metaphorischer, symbolischer Weise, nur in Bildern des Bekannten ausdrücken“.*⁴³⁸

Wird also nicht dem Wort die Kraft dadurch genommen, dass zu „univok“ erklärt und definiert wird, statt in analoger Bildsprache, die den Raum für das Nichterfassbare durch die immer größere Unähnlichkeit offen lässt, zu beschreiben? Denn Liturgie ist ein Kunstwerk, daher *poiesiq*, in dem die Heilsgeschichte im Gleichnis feierlich inszeniert wird und daher ist Sprache des Gottesdienstes ebenfalls Poesie und nicht „Prosa“. Es gilt daher die sensible Balance zu wahren zwischen notwendiger Verständlichkeit und Lebensnähe und analoger Bildsprache, die nicht alles erklärt aber die religiösen Erfahrungen der Menschen verdichtet.⁴³⁹ Zu vermeiden ist in jedem Fall aber der „liturgische Sprach-

⁴³⁶ Vgl. Hahne: *arte celebrandi*, 280.

⁴³⁷ Vgl. Kaspar: *Ornament*, 96.

⁴³⁸ Heine, *Emanzipation*, 259.

⁴³⁹ Vgl. Thaler: *gottesdienstliche Gemeinde*, 154.

krebs“, also die Vervielfachung von Erklärungen, Einleitungen und anderer rationeller Sprechweisen, die durch Vorwegnahme dessen, was dann gebetet, gehört oder verstanden werden soll den eigentlichen Texten und Begleitworten ihre Eindringlichkeit nimmt und sie außerdem missbraucht um die Gemeinde zu pädagogisieren oder zu moralisieren (zum Beispiel geschieht dies oft in den Fürbitten, wo versteckt in einer Bitte an Gott eine erwartete Handlungsweise der Gemeinde intendiert wird.).⁴⁴⁰ Diese verdeckten Intentionen sind in Sprechakten des Gottesdienstes jedenfalls zu vermeiden, da sie den zweckfreien Raum der Liturgie neuerlich verzwecken, Gebetssprache missbraucht und unehrlich sind.⁴⁴¹

Zweckdienlicher sind sicherlich Predigten, die Liturgie – mystagogisch auf Zusammenhänge aufmerksam machen oder bestimmte Metaphern biblisch herleiten und auf heutige Verhältnisse gut hindeuten.

Kriterien für eine gelungene verbale Kommunikation in der Messe

Die Bemühungen um eine „ars celebrandi“ bedeuten auch eine angemessene Sprach- und Sprechkultur in der Messe, denn fehlt eine adäquate Formung der Texte und ist der Sprechakt rhetorisch nicht angemessen, leidet die Erlebnisqualität sehr stark in den Augen der Mitfeiernden.⁴⁴² Folgende grundsätzliche Kriterien, sollten beachtet werden⁴⁴³:

Der Sprecher sollte achten auf

Seine Verständlichkeit in Semantik, Syntaktik und Phonetik. Sätze sollten einfach, klar und anschaulich sein und kein Satz sollte mehr als 17 Wörter enthalten und möglichst wenige Gliedsätze aufweisen. Lautstärke, Betonung, Sprechtempo und Sprachmelodie, Klangfarbe und Tonhöhe — all diese Komponenten können zu einem positiven Eindruck beitragen oder die Kommunikation stören (z.B. wenn der Sprecher zu leise ist, falsch betont, zu schnell spricht, keine Pausen macht zum Mitdenken, aufgereggt und schrill spricht). Die rhetorische Weiterbildung für alle, die im Gottesdienst das Wort ergreifen, ist angesichts der Bedeutung der Sprache für die Messfeier ein „Muss“ der Qualitätssteigerung.

Ansprechen möglichst vieler;

⁴⁴⁰ Vgl. Pahl, Irmgard: Wie heute sprechen in der Liturgie?, in: Kranemann, Benedikt (Hrsg.): Heute Gott feiern. Liturgiefähigkeit des Menschen und Menschenfähigkeit der Liturgie, Freiburg im Breisgau u.a. 1999, 114.

⁴⁴¹ Vgl. Deutsche Bischöfe: Mitte und Höhepunkt, 13.

⁴⁴² Vgl. Haunerwald, Winfried: Sprachkultivierung und Gottesdienst. Zur sprachlichen Relevanz einer liturgischen Textsortenlehre, in: *HID* 56 (2002), 241.

⁴⁴³ Vgl. Schermann: Sprache, 116–126.; Wenz: Körpersprache, 91.; Haunerwald: Sprachkultivierung, 242–245.

Die dialogische Struktur;

Gemeinschaftscharakter, welche die innere Spannung zwischen dem „Ich“ und dem inklusiven „Wir“ erzeugt und Verbundenheit ausdrückt, auch mit der Universalität der Kirche.

Allgemeinheit und Offenheit seiner Aussagen;

Glaubwürdigkeit der einzelnen Sprechakte (auch für sich selber);

Liturgische Bewegung (katabatisch – diabatisch – anabatisch) in der Sprache nachzuvollziehen;

Inhaltlich gilt es für ihn zu achten auf

Wahrhaftigkeit und Echtheit des Gesprochenen (keine falsche Innerlichkeit oder unechte Herzlichkeit, das wirkt auch dann „unecht“);

Homogenität und Konsistenz des Inhaltes, dem auch nicht durch relativierende Sprachfloskeln die Eindringlichkeit genommen werden darf;

Symbolisch–metaphorische Bildersprache ist wegen ihres analogen Charakters der begrifflichen Sprechweise vorzuziehen. Es gilt aber ent– „sprechende“ Metaphern zu finden;

Dass Sprache die nonverbalen Ausdrucksformen integriert und die räumlichen, zeitlichen, akustischen, visuellen, odiofaktorischen und haptischen Codes verdichtet und verflechtet, wenn sie diese deutet ohne sie zu ersetzen.⁴⁴⁴

Unter dem Aspekt der festlichen Feier sollte beachtet werden

dass die Sprache funktionsgerecht ist – also den unterschiedlichen Redegattungen im Gottesdienst angepasst ist. Informationen („Wir singen Lied Nummer.“) sind eine ganz andere Art der Rede als eine Proklamationen („Der Herr sei mit euch“), ein anamnetisches Gebet („Wir preisen dich, denn du hast.“), eine Bitte („Wir bitten für.“), ein Lobpreis Gottes („Durch ihn und mit ihm.“) oder eine Homilie. Die Adressaten sollten immer beachtet werden, auch in der Art und Weise des Sprechens und der Körperhaltung (Ein Gebet ist gerichtet an Gott, eine Predigt an die Anwesenden);

die Wiederholbarkeit und Wiederverwendbarkeit der Texte – liturgische Texte sollten keine „Gebrauchstexte“ sein, die nur ad hoc auf Situationen passen und dann wie Einweghandschuhe weggeworfen werden;

⁴⁴⁴ Zum Beispiel ist es Unsinn, wenn der Priester „Herr, wir bringen Brot und Wein.“ betet und die Gaben schon vorher auf dem Altar gestanden sind. Dann wird ein, den Vorgang deutendes Gebet spiritualisiert und die ganzheitliche Dimension genommen. Die Sprache wird infolgedessen immer weniger performativ und immer mehr zur Formel.

dass die Sprechakte den Inhalt innovativ und zeitgemäß kodieren um die Routine und die toten Sprachhülsen zu durchbrechen und ein aktives Zuhören und Mitgehen der Feiernden zu erreichen;

dass die Sprache würdig und „gehoben“ ist, um dem feierlichen Anlass zu entsprechen.

Die Predigt als wichtiges Qualitätsmerkmal in den Augen der Menschen

Wie die Untersuchung in den Gemeinden und via Fragebogen aufgezeigt hat, ist die Art und Weise der Predigt für die mitfeiernden Christen bei einer Messfeier eines der markantesten Kriterien dafür, ob sie die Eucharistie als „qualitätvoll“ einstufen oder nicht und ob sie wiederkommen, oder nur durch das „Votum des Wegbleibens“ ihren Protest gegen Inhalt, Dauer oder Form ausdrücken können.

Die Bewertung der Predigt ist sowohl bei der ersten Phase dieser Untersuchung als auch bei der anderen ein gewichtiger Indikator für die Stimmung der Menschen nach dem Gottesdienst. In keinem anderen Bereich der Befragung weisen aber Anspruch und Bewertung eine so große negative Differenz auf. So ist die Herausforderung für den Prediger heute sehr hoch geworden, denn es gilt für ihn einiges zu beachten:

Der Sprechakt muss den oben genannten Kriterien entsprechen.

Der Inhalt sollte sich meist auf die Lesungen rückbeziehen und für die Zuhörer sowohl sachgemäß richtig (eine reflektierte implizite Theologie aufweisen), als auch zeitgemäß und interessant sein: Eine Predigt ist ansprechend, wenn sie Lebensbezug hat, also für die Mitchristen deren Leben im neuen Zusammenhänge deutet und darin Gottes Wirken entdecken lässt.⁴⁴⁵

Die Dauer der Predigt sollte nicht 7 bis maximal 10 Minuten übersteigen, denn längeres konzentriertes Zuhören sind Menschen heute einfach nicht mehr gewohnt.

Die Predigt sollte klar strukturiert und auf das Wesentliche konzentriert sein, „Schwafeln“ missachtet die Würde der Anwesenden.

Nach der Predigt eine entsprechend in der Länge gewählte Phase der Stille ermöglicht es den Mitfeiernden, die Gedankengänge zu Ende zu führen und das Gesagte noch einmal einzuholen. Wenn der Priester diese Zeit nicht einräumt, entwertet er damit selber das vorher Gesagte, das offenbar nicht wert war länger zu bedenken.

⁴⁴⁵ Dieser Zusammenhang wurde als eigenes Qualitätsmerkmal bereits erläutert, vgl. dazu das Kapitel „Spiritualität der Messfeier: Lebensrelevanz bedeutet Qualität“.

Tiefer noch geht es aber um den Predigenden selbst als Person und Glaubender. Positiv erleben Mitfeiernde, wenn er als gläubiger und erfahrener Christ in seiner Predigt spürbar wird, der nicht in erster Linie eine intellektuelle Botschaft vermittelt oder eine Vorlesung hält. Der Prediger wird authentisch erlebt, wenn durchscheint, dass er versucht, in seinem Leben mit dem Verkündigten zu Deckung zu gelangen. D.h. wenn er verkündet, was „*wir gesehen und gehört haben*“ (1 Joh 1,1ff.). Wer predigt, muss sich in Dingen des Glaubens selbst auch ins Herz schauen lassen: Denn er ist „*viva vox Evangelii*“.⁴⁴⁶

Konkretheit ohne zu bevormunden ist eine schwierige Balance in der Predigt. Eine nur theoretische Abhandlung wird (im besten Fall) nach kurzer Zeit vergessen, eine moralisierende Detailanweisung, was jeder zu tun hat, negiert die Freiheit und den Verstand der Zuhörer und produziert nur Ablehnung. Wenn aber Menschen sagen, dass sie für ihr Leben Stärkung oder Herausforderung mitnehmen können, wird Predigt und daher Liturgie „lebensrelevant“. Glaubensvertiefung durch Lebenszeugnis (auch des eigenen Zweifels durchaus) und Anregungen zum Weiterdenken für den eigenen Alltag werden von den Menschen gerne angenommen werden.

Der Prediger sollte immer wieder auf Rückmeldungen achten und diese auch einfordern, damit negative Stimmungen abgefangen werden und der Prediger sich und seinen Stil weiterentwickeln kann.

Eine andere Frage ist aber, wie die vielen Glaubenserfahrungen der Anwesenden vorkommen und besser zur Sprache gebracht werden können. Einer Gemeinde wird es sicherlich gut tun, wenn verschiedene Zeugnisse immer wieder eingebracht, beispielhaft als lebendiges Zitat („Und Frau X kann dazu folgendes aus ihrem Leben erzählen:...“) – unbeschadet des wieder stark eingemahnten Verbotes der Laienpredigt.⁴⁴⁷

Problematische Sprache der Vorstehergebete

Gerade die Texte der Präsidialgebete sind kaum verständlich, voll von theologischen Fachausdrücken und sind „schlechte Sprache“, da sie aus dem Lateinischen Wort für Wort übersetzt wurden und daher nicht unserem Sprachempfinden in Wortwahl, Satzbau und Sprachmelodie entsprechen. Für Priester ist es daher auch Brauch geworden, diese Gebete frei zu formulieren, wobei die Gefahr der Banalisierung und Pädagogisierung entsteht. Die *Instructio Redemptoris Sacramentum* mahnt auch ganz besonders scharf wieder ein, dass die Verwendung nicht approbierter Gebetstexte oder deren Abänderung ein Missbrauch seitens der Priester ist und das Band zwischen „*lex orandi*“ und „*lex credendi*“

⁴⁴⁶ Vgl. Jetter: *Symbol*, 87.

⁴⁴⁷ Vgl. *Redemptionis sacramentum*, nr. 64, 74.

geschwächt wird.⁴⁴⁸ Schade ist, dass das Projekt „Messbuch 2000“, das sich auch dieser Problematik annahm, nicht weiterverfolgt wurde, aufgrund der kirchenpolitischen Situation Deutschlands. Neue Übersetzungsrichtlinien aus Rom lassen auch kaum Hoffnung aufkommen, dass sich die sprachliche Qualität, die zugunsten einer vermeintlichen inhaltlichen Korrektheit geopfert wird, verbessern wird.⁴⁴⁹

Ars praesidendi kann in diesem Fall aber verstanden werden als kreative Rückführung in die Mündlichkeit. Der Priester ist ja an zwei Brennpunkten verantwortlich: Einerseits ist er der offiziellen Liturgie der Kirche verpflichtet, da es nicht „seine“ Liturgie ist, sondern Feier des ganzen Volkes Gottes. Andererseits ist der Leiter der Feier auch der konkreten Feiergemeinde gegenüber dafür verantwortlich, dass die Gebete ihren performativen Charakter zurückgewinnen, in ihre unmittelbare Mündlichkeit rückgeführt werden und Text lebendiger Tradition werden. Daher ist er als „Brückenbauer“ auch Künstler, der den Inhalt der Gebete neu zum klingen bringt. Sprachgefühl, Theologisches Wissen und Verankerung im Sprachgebrauch der feiernden Gemeinde sind daher Kompetenzen, die zur „ars praesidendi“ gehören sollten.⁴⁵⁰

Gestaltungsnot beim Wortsymbol Hochgebet

Aus der Umfrage ergibt sich das erschreckende Bild, dass für eine Mehrzahl der Mitfeiernden das eucharistische Hochgebet ein „*langweilige Gebet ist, bei dem man abschalten kann, weil es immer wieder das selbe ist*“⁴⁵¹. Während viel Energie und Kreativität auf die Gestaltung des Wortgottesdienstes verwendet wird, wird der eucharistische Teil schnell und ohne weitere Ausgestaltung (abgesehen vom Hände reichen beim Vater Unser) abgehandelt.⁴⁵² Das zentrale Dankgebet über die Gaben von Brot und Wein, das erst seit der Liturgiereform in seiner ganzen Gesamtheit wieder laut vom Priester im Namen der Gemeinde gebetet wird, wird weder zeitmäßig noch intensitätsmäßig (abgesehen von den Abendmahlsworten) als Zentrum der Feier erfahrbar. Die Dichte der theologischen Aussagen und Metaphern, der monotone Vortrag und oftmals mangelnde Kenntnis der Struktur und des Sinngehaltes, erschweren vielen auch den Zugang zu einem aktiveren Mitvollzug.

Traurig ist, dass meist gar nicht alle Gestaltungsmöglichkeiten ausgenutzt werden, die das Hochgebet näher mit dem Wortgottesdienst verzahnen können (z.B.

⁴⁴⁸ Vgl. Redemptoris Sacramentum, nr. 10, 31, 59.

⁴⁴⁹ Vgl. Pahl: Sprechen in der Liturgie, 116.

⁴⁵⁰ Vgl. Thaler: gottesdienstliche Gemeinde, 153; Meffert: Liturgie teilen, 75f.

⁴⁵¹ Gerhards: Gott ist bei euch, 19.

⁴⁵² Natürlich hängt das auch damit zusammen, dass das Hochgebet nur „Sache des Priesters“ ist.

Verwendung des Schweitzer Hochgebetes „Jesus unser Bruder“, wenn im Evangelium vom heilenden Jesus die Rede ist) und dass in den letzten Jahren ein großer „Schwarzmarkt“ an inoffiziellen Hochgebeten mit teils zweifelhafter Struktur, Inhalt oder Sprachlichkeit entstanden ist, aus dem berechtigten Wunsch heraus, die aktive Teilnahme der Gläubigen zu stärken. Doch auch hier hat zu gelten, was schon vorher gesagt wurde: Die Messfeier ist nicht im „Verfügungsbesitz“ des Priesters oder der Gemeinde und es ist auch nicht sinnvoll das Symbolum der Einheit mit Christus und mit der Kirche⁴⁵³ zum Symbol der Uneinheitlichkeit mit der offiziellen Kirche verkommen zu lassen. Das Anliegen der Instruktion „Redemptionis sacramentum“ ist berechtigt und richtig, dass eingemahnt wird nur die approbierten Hochgebete zu verwenden und es weder sinnvoll noch richtig ist, das Sprechen des Hochgebets auf die ganze Gemeinde auszudehnen, noch sinnvoll wäre, die Gemeinde zu völliger Passivität zu verurteilen.⁴⁵⁴

Dennoch gibt es genug Gestaltungsmöglichkeiten und mehr Formen an Beteiligung der Gemeinde, die jedoch selten in den Blick genommen werden: Zum Beispiel der Dialog vor der Präfation, das Sanctus, Akklamationsrufe, inklusive „Wir“ Formulierungen, oder die Betonung des „Amen“ aller am Schluss. Diese Möglichkeiten können intensiver gestaltet und ausgebaut werden:

Mehr Akklamationen einbauen, die auch die Sinnabschnitte des Gebetes deutlich werden lassen⁴⁵⁵;

„Amen“ singen, um das Gebet, als Gebet aller deutlich werden zu lassen;

Danksätze (als Glaubenserfahrungen) aus der Gemeinde einbinden in die Präfation;

Menschen in die Interzessionen einbinden, für die besonders gebetet wird);

Nicht vergessen werden soll, dass auch nonverbal die Körperhaltung der Gemeinde Beteiligung bedeutet⁴⁵⁶;

In Gruppenmessen kann es sinnvoll sein, wenn sich tatsächlich alle zum eucharistischen Hochgebet um den Altar versammeln.

Nicht sinnvoll ist es, einzelne Teile von allen mitsprechen zu lassen oder Sinnabschnitte auf mehrere Personen zu verteilen, da dies den Symbolgehalt verdunkelt.⁴⁵⁷

⁴⁵³ Die Bitte bzw. das Wissen um Einheit in immer größeren Horizontkreisen, ist ja zentrales Thema der Kommunionepiklese und der „Interzessionen“.

⁴⁵⁴ Vgl. Redemptionis sacramentum, nr. 51 – 56.

⁴⁵⁵ Vgl. Richter: Angesicht, 99, 102f.

⁴⁵⁶ Vgl. Thaler: gottesdienstliche Gemeinde, 150f; Richter: Angesicht, 100; AEM Nr. 21.

⁴⁵⁷ Vgl. Richter: Angesicht, 99.

Nicht nur die formale Gestaltung sollte in den Blick kommen, da gerade das Hochgebet hohe Anforderungen an den Priester stellt und es daher wichtig ist im Sinne der „ars praesidendi“, die Kriterien zu beachten:

Gerade beim Hochgebet gilt es, die Kriterien für die Sprechakte in der Liturgie und für die Gestaltung von Symbolhandlungen zu beachten. Deutliches und akzentuiertes, langsames Sprechen mit korrekter Betonung und Pausen an den Sinnabschnitten, Ausbreiten der Hände in die entsprechende Orantenhaltung, Hochheben der Gaben gemäß dem Sinngehalt, Verwendung von möglichst sinnhaft ausgeprägten Gabengestalten, oder eine Altarraumgestaltung, die den Blick auf die Gaben und nicht auf Nebensächliches lenkt, sollte selbstverständlich sein.

Der Priester ist hier am deutlichsten „liturgisch präsent“ und muss daher in seinem stellvertretenden Handeln poetisch wirken: Durch sein Handeln wird die innere Wirklichkeit, dass Christus handelt, stellvertretend ausgedrückt in seinem äußeren Tun und Sprechen. Diese Präsenz wird nur dann glaubwürdig, wenn der Priester die eigene existentielle persönliche Betroffenheit zum Klingen bringt, durch verbale und nonverbale Signale.

Mit unterschiedlicher Blickrichtung kann die Struktur des Hochgebetes transparenter gemacht werden und der störende Eindruck des „Herunterlesens“ oder des „ich rede Nebensächliches“ vermieden werden. Großteils werden die Priester die Texte des Hochgebets „by heart“ kennen, wodurch auch ein lebendiger Eindruck entsteht, wenn das Messbuch nicht die Hauptrolle spielt, sondern der Blick auf die Gaben.

Bei entsprechender musikalischer Fähigkeit lässt der großteils kantillierende Vollzug das Gebet feierlicher und kurzweiliger werden.

Zu vermeiden ist jedenfalls ein hastiger und liebloser, ritueller Vollzug, der den großen Lobpreis über Brot und Wein verdunkelt.

Es würde das Verständnis der Gesamtdynamik der Eucharistiefeyer leichter machen, wenn der Grundduktus nehmen – danken – brechen – gemeinsam essen, deutlicher wird durch die Straffung der einzelnen Elemente. Insbesondere Vater Unser und Friedensgruß unterbrechen die Dynamik und den Spannungsbogen hin zur Brotbrechung, die als Symbolhandlung mit ihren deutenden Worten des „Lamm Gottes“ viel zu wenig beachtet wird. Wenn deutlich wird, dass das eucharistische Hochgebet Deutung der Kommunion ist (Kommunionepiklese, Bitte um je größere Einheit) und Wandlung der Mitfeiernden das Ziel ist, dann erhält das eucharistische Gebet existentielleren Charakter.

Kraft aus der Stille

Ein aussagekräftiges Ergebnis der Gottesdienstbefragung war der Wunsch nach mehr Zeiten der Stille im Gottesdienst. Wie schon die AEM einfordert, sind auch die Zeiten des Schweigens in der Feier nicht „Verlegenheitspausen“ sondern gefüllte Zeit. Stille ermöglicht es dem Einzelnen zu sich zu kommen und das Gehörte zu „verdauen“, es ermöglicht auch der Gemeinschaft ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu entwickeln. Gerade hier kann die Liturgie heute einen wirkungsvollen Kontrapunkt zur „normalen“ Welt bieten, die von Lärm und dauernder Berieselung und Action gefüllt ist: Viele Menschen lieben es, sich untertags in die offenen Kirchen zu setzen und die dortige Ruhe und Stille zu genießen. Auch die Messfeier kann zur Oase der Stille werden, wo andere Zeitgesetze herrschen als in der Hektik der Welt.⁴⁵⁸

Zeiten der Stille in der Messfeier, wie dies auch aus der Befragung hervorging, wären:

Bevorzugt am Beginn der Feier (beim Bußakt) kann die Stille genutzt werden, damit Menschen auch geistig „ankommen“ und sich versammeln können. Wenn der Priester einlädt sich zu besinnen kann auch ganz bewusst eine kurze Wochenrückschau in Stille gedanklich stattfinden, um die wichtigsten Lebensereignisse vor Christus hinzubringen. Wenn dieser Einstieg gelingt, dann ist Lebenszusammenhang viel leichter herzustellen. Auch ein sich gegenseitig bewusst werden ist wichtig, damit Gemeinschaft tatsächlich sich ergeben kann.

Eine kurze Stille nach den einladenden Worten der Präsidialgebete kann diesen neuen performativen Charakter geben, wenn dem Einzelnen wirklich Zeit gelassen wird zu beten, nachdem der Priester dazu auffordert hat: „Lasset uns beten“!

Eine Stille nach den Lesungen und spätestens nach der Predigt wurde schon eingemahnt, um den Mitfeiernden Zeit zu geben gedanklich mitzukommen und eigene Überlegungen zu einem Abschluss zu führen. Andernfalls nimmt der Prediger dem Gesagten selbst viel von seiner Wirkung.

Auch die Gabenbereitung in der Stille zu vollziehen hat besonderen Charakter, da die Aufmerksamkeit viel mehr auf die Gaben gebündelt wird. Natürlich wird der Gesang die Feierlichkeit unterstreichen, doch gilt auch hier, dass die Vielfalt an Gestaltungsformen zur Steigerung der Qualität beiträgt.

Besonders nach dem Empfang der Kommunion sehnen sich viele Menschen danach, in einer gefüllten Zeit der Stille persönliche Vertiefungszeit eingeräumt zu bekommen und der Gotteserfahrung nachzuspüren und ihre Sehnsucht nach Gott konkret erspüren zu können. Schade ist es daher, wenn zu früh die Stille durch Orgelspiel gestört wird. Sicherlich ist hier auch auf die Zusammensetzung

⁴⁵⁸ Vgl. Meffert: Liturgie teilen, 55 – 61.

der Gottesdienstgemeinde zu achten – auf Kinder ist hier Rücksicht zu nehmen, obwohl auch diese lernen können und müssen (!) still zu sein.

Generell ist es wichtig für eine „ars celebrandi“, dass die Feier in einer ruhigen und nicht hektischen Art gefeiert wird – weder vom Priester aus, noch von der Gemeinde aus. Für die Kunst des Leitens wird es gut sein, diese Freiräume der Stille bewusst zu öffnen und es den Anwesenden zu erlauben, einfach präsent zu sein. Qualität der Messfeier bedeutet auch „sich Zeit lassen“ für die Feier.

Viele beklagen den Überhang des Wortes in der heutigen Form der Messfeier. Um den Gleichklang zwischen dem gesprochenen Wort und dem zeichenhaften Tun herzustellen ist das Schweigen eine gute Therapie⁴⁵⁹: Schweigend vollzogene Handlungen erhalten dadurch ein hohes Gewicht und tiefe Bedeutung (man nehme etwa die stille Prostratio am Beginn der Karfreitagsliturgie). Weniger zerreden, sondern mehr stilles Handeln wird die Qualität der Feier erhöhen.

Abschließende Ermunterungen

Musik und Gesang im Besonderen sind wesentliche Elemente des christlichen Gottesdienstes, da musikalische Kommunikation die emotionalen und intellektuellen Tiefenschichten des Menschen anspricht und in dynamischem Wechselverhältnis von Sonanz und Resonanz Stimmungen und Betroffenheit äußert und auch induziert. Eine, der Situation der Menschen entsprechende, ästhetisch und künstlerisch anspruchsvolle Weise der Gestaltung der Musik im Gottesdienst kann die Feierlichkeit der Liturgie entscheidend heben und zu einem sowohl spirituellem wie auch akustischem Erlebnis beitragen.

So verschieden die Geschmäcker der Menschen sind, so verschieden werden auch ihre musikalischen Vorlieben sein, entsprechend ihrem Erlebnissebene und den entsprechenden „Ekelbarrieren“. Neben der Verantwortung, dass die Musik angemessen das gefeierte Heilsmysterium zum Ausdruck bringt, besteht so auch eine Gestaltungsverantwortung im Wissen um die Zielgruppe der Mitfeiernden. Eine Aufmerksamkeit auf Geschmäcker der Mitfeiernden bei gleichzeitiger bleibender theologischer Verantwortung, ohne die Wirkung der Musik auf die rein rationale Ebene zu reduzieren und ohne den künstlerischen Anspruch zu verraten, sind Herausforderungen an alle, die musikalische Gestaltung der sonntäglichen Messfeier wahrnehmen.

Das Mitsingen bei den Liedern der Messfeier ist für viele die aktivste Möglichkeit der Teilnahme. Daher sollte auch Wert darauf gelegt werden, dies den Umständen entsprechend zu ermöglichen, durch entsprechende Liedauswahl, instrumentale Begleitung die weder den Gesang erdrückt noch stört, leicht lesbare

⁴⁵⁹ Vgl. Kaspar: Ornament, 102.

Liederbücher (die nach Möglichkeit Noten nicht nur bei der ersten Strophe abgedruckt haben bzw. Umblättern zwischen Refrain und Strophe nötig machen, Vermeidung von fliegenden Blättern oder ständigem Wechsel zwischen verschiedenen Liederbüchern) sowie gute und verständlich singende Kantoren (etwa bei Wechselgesängen) oder Scholae, die den Gemeindegang unterstützen. Gleichzeitig muss die Liedauswahl auch liturgisch passend und sachgerecht sein (z.B. Psalmengesang nach der Lesung, echtes „Heilig“ Lied beim Sanctus) und dem Gefeierten in Inhalt und Dauer entsprechen (z.B. sollte das „Lamm Gottes“ so lange dauern wie die Brotbrechung stattfindet).

Dem Ziel der liturgischen Bildung und des tieferen Verständnisses des Gefeierten wird man durch den Überhang an sprachlichen Ausdrucksformen und „Erklärungen“ nicht näher kommen. Die Sprache der Messe wirkt dann performativ, wenn sie nicht univok zu definieren und erklären sucht, sondern analog in lebendigen Metaphern spricht, die religiöse Erfahrungen der Menschen verdichtet. Durch vorwegnehmende Erklärungen, was man nachfolgend tun wird, oder alle anderen Interpretationsmöglichkeiten ausschließende Definitionen, was das Gebetet genau zu bedeuten habe, wird der zweckfreie Gebetsraum der Liturgie verzweckt für Katechese verzweckt und Tiefe eher verhindert als aufgeschlossen.

Priester und alle anderen, die das Wort in der sonntäglichen Eucharistiefeier ergreifen, benötigen rhetorische Übung um die sprachlichen Ausdrucksformen – seien sie frei wie in der Predigt oder gebunden wie bei Präsidialgebeten – möglichst „verlustfrei“ zu kommunizieren und Verstehen zu erleichtern. Verständlichkeit und Glaubwürdigkeit der Sprechakte, Wahrhaftigkeit und Echtheit des Inhaltes, den Redegattungen angepasste Lockerheit oder Formelhaftigkeit, lebendiges innovatives Sprechen bei Treue zum Vorgegebenen, Vermeidung von „Wegwerftexten“ und von „theologischen Traktaten“ als Gebete, sind einige Beispiele der Spannungen und Herausforderungen, die Kriterien für die Qualitätshebung der verbalen Kommunikation in der sonntäglichen Eucharistiefeier der Gemeinde sind.

Die Predigt ist in den Augen vieler Mitfeiernder ein zentrales Geschehen in der Messfeier, wo Bezug zu ihrem Alltagsleben passiert und woran sie ihr positives oder negatives Erleben von Messe festmachen. Die Prediger seien also ermuntert, besonders auf die Homilie Wert zu legen bei der Vorbereitung der Sonntagsmesse. Theologische Richtigkeit, oder grundsätzliche Langeweile wird von den Zuhörern weniger bekräftelt, sondern eher ist für sie die Frage entscheidend, ob der Prediger als Mensch, als Glaubender, als vom Wort Gottes Betroffener spürbar wird und lebendig von seinen Erfahrungen erzählt, oder ob er als trockener Lehrer im Vorlesungsstil einen Sachinhalt zu vermitteln versucht. Wer predigt, muss sich in Dingen des Glaubens selbst auch ins Herz schauen lassen – auch mit seinem eigenem Unvermögen und Zweifeln. Denn Gläubige werden sich letztlich nicht durch einen „perfekten“ Priester verstanden und begleitet

fühlen, sondern durch einen Menschen, der genau wie sie unterwegs ist, Schwächen hat, diese zugibt und das Evangelium nicht völlig leben kann, es aber immer wieder als Herausforderung sieht, sein Leben wandeln zu lassen.

Der Prediger sollte immer wieder auf Rückmeldungen achten und diese auch einfordern, damit negative Stimmungen abgefangen werden und der Prediger sich und seinen Stil weiterentwickeln kann.

Trotz der Richtigkeit, dass die Homilie im strengen Sinn nur vom Priester erfolgen darf, der quasi mit der Autorität der Kirche im Rücken spricht, sind Lebens und Glaubenszeugnisse von Mitchristen wertvoll und belebend für Gemeinden, die ständig nur vom Redestil eines Priesters „abhängig“ sind.

Entmutigend wirken die letzten Äußerungen des Lehramtes bezüglich der sprachlichen Gestaltung der Präsidialgebete. Wortwörtliche Übersetzungen aus dem Latein können aber gerade nicht inhaltliche Authentizität garantieren, wenn man die verschiedenen Sprachspiele und unterschiedlichen Bedeutungen und Konnotationen von Wörtern und Wendungen in verschiedenen Sprachen beachtet. Der Vorsteher der Feiergemeinde ist nicht nur der Tradition und den liturgischen Normen verantwortlich, sondern auch der Feiergemeinde, für die er Brückenbauer zur großen Traditio liturgica der Weltkirche ist. Weder bloß ablesende Rezitation der Gebete, noch selbst erfundene Texte sind hier entsprechend, eher eine behutsame Umschreibung theologischer Fachausdrücke, um das Gemeinte deutlicher werden zu lassen.

Große Aufmerksamkeit für die Hebung der Qualität der Messfeier bedarf auch Vollzug und Detailgestaltung des eucharistischen Hochgebetes. Abzusehen ist von der Verwendung nicht approbierter Hochgebete, die oftmals weder sprachlich noch inhaltlich verständlicher sind – und ausgehend vom grundsätzlichen Sinn und Symbolgehalt der Eulogie über dem einen Brot und dem einen Kelch als Realsymbole für den einen Leib Christi, widerspricht es dem Inhalt nach, für die Einheit mit der Kirche zu bitten und gleichzeitig formal das Gegenteil zu tun. Eher sind alle schon gegebenen Gestaltungsmöglichkeiten auszuschöpfen, wie zum Beispiel die Verwendung passender Hochgebete zum Thema der Schriftlesungen (z.B. in Perikope wird der heilende und sich dem Nächsten zuwendende Jesus in den Vordergrund gerückt – „Jesus, der Bruder aller“ wäre ein Hochgebet, dass dieses Thema fortführt und vertieft; wenn im Evangelium von Selbstaussagen Jesu die Rede ist – etwa „Ich bin der Weg“ – empfiehlt sich das Hochgebet „Jesus unser Weg“; bei johanneischen Schriftstellen ist das 4. Hochgebet ähnlich im Sprachgebrauch; ist das Thema „Versöhnung“ oder „Frieden“ angesprochen, könnte das entsprechende Hochgebet ausgewählt werden; die Kinderhochgebete weisen Einschübe auf, die als taxativ zu verstehen sind und leicht ergänzt werden können, mit Bezügen auf die Bibelstellen des Sonntags.)

Weiters kann auch die aktive Beteiligung im Rahmen liturgischer Normen erweitert werden, durch Akklamationsrufe, die so wie in den Kinderhochgebeten

an den strukturierenden Stellen eingefügt werden. Auch das Singen des abschließenden „Amen“ ist wichtig, um zu betonen, dass die Gemeinde mit dem, was der Priester im Namen aller vorgebetet hat, einverstanden ist – mehr noch: Dass es das Gebet der ganzen Fei ergemeinde gewesen ist. Möglich erscheint auch das Einbringen von Danksätzen der Gemeinde, um den existentiellen Bezug des Gebetes für den Einzelnen spürbar zu machen und das Verstehen zu fördern, dass Eucharistie dem Wesen nach Danksagung bedeutet.

Für den Priester ist es im Sinne der *ars celebrandi* notwendig, dass er bewusst das Hochgebet sprachlich akzentuiert und deutlich, langsam in innerer Betroffenheit betet. Besonders im eucharistischen Hochgebet, wo die ganze Aufmerksamkeit der Gemeinde auf ihn gerichtet ist, gilt es „liturgisch präsent“ zu sein. Achten sollte man auch auf die Körpersprache und die Gesten, die Blickrichtung und den Vollzug ohne ständiges „Vorlesen“ aus dem Messbuch.

Qualitätsmanagement in der Liturgie bedeutet auch sich Zeit zu lassen und bewusst Räume der Stille zu eröffnen, die es den Mitfeiernden erlauben präsent zu sein und persönlich sich zu sammeln, mit zu überlegen und sich ins Gebet zu vertiefen. Die Sehnsucht nach der tiefen Qualität dieser Zeit der Stille ist unter den heutigen Lebensumständen der Menschen wach und Messfeiern, wie etwa Taizé Gottesdienste, die dieser Sehnsucht nachkommen, sind in den Augen vieler „gottvoll und erlebnisstark“.

IN DIE WELT HINAUS, INS LEBEN: QUALITÄT DURCH BEFÄHIGUNG

Die Balance zwischen der Unverfügbarkeit Gottes und der Inszenierung von Gotteserfahrung

Sicherlich erhebt sich angesichts der in den letzten Abschnitten dargelegten Ermunterungen die Frage, ob der „Erfolg“ machbar ist, ob also bei Beachtung all dieser Vorschläge die Messfeier tatsächlich viel anziehender für die Menschen heute würde und die Menschen automatisch von der Schönheit und Strahlkraft dieser Feier so berührt wären, dass sie verwandelt als neue Menschen lebten und andere begeistert mit zu feiern. Ist die Christuserfahrung im Sakrament so gegeben, dass sie „automatisch“ funktioniert?

Sicherlich nicht. Bei aller Gestaltung und Qualität der Feier bleibt die Unverfügbarkeit des Gottesereignisses Grunddatum der Feier. Dennoch verlangt das gefeierte Heilsgeschehen nach einer Inszenierung, denn das Gefeierte soll heute Gestalt annehmen im poetischen Ausdruckshandeln der Liturgiefeier und daher relevant werden für die Anwesenden. Alle Rahmenbedingungen und Qualitätsmerkmale, die erhoben wurden, dienen allein dazu, die tiefere Wirklichkeit transparent werden zu lassen, den Raum für die gemeinsame Christusbegegnung zu bereiten und diese repräsentativ auf vielerlei Weise zu verdeutlichen.

Gottesdienst ist so „Kunst“, ein heiliges Spiel im zweckfreien Raum des „nicht Notwendigen“, ein Konkret werden der Kirche und des Lebens – Spielraum des Wirkens des Heiligen Geistes. Die Qualitätskriterien dienen dazu, die „Störfaktoren“ möglichst zu minimieren und die Feier so zu gestalten, dass sie den Zeitumständen und den Menschen heute entspricht, sie also gemäß dem pädagogischen Grundsatz „abholt wo sie stehen“. Gottesdienst soll aber kein Happening unter vielen sein, sondern Feier dessen, was jeden „unbedingt angeht“, wo die Mitfeiernden den „Himmel offen“ sehen.

Das Ziel ist die Wandlung der Welt

Ein wesentlicher Aspekt der Eucharistiefeier ist nicht nur die Sammlung, sondern auch die Sendung, denn weder die Feier der Messe noch die christliche Gemeinde sind letztlich das Ziel: Die Kirche ist nicht um ihrer selbst willen da,

sondern sie ist Werkzeug und Zeichen zur Verwandlung der Welt⁴⁶⁰, ein Stück gewandelter Erde, wo Reich Gottes, Heil – Land, für Momente transparent wird. Diese universale Sendung der Kirche wird auch in der Feier der Einzelsakramente deutlich, so auch in der Feier der sonntäglichen Eucharistie der Pfarrgemeinde. Die Messfeier darf daher nicht nur „Selbstpräsentation“ der Gemeinde sein oder Mittel zur persönlichen „Heiligung“ – sie ist zutiefst Befähigung zu dieser Mission, da in der Feier das wesentliche „Heil“ konstituiert wird, die neue *communio* vom Auferstandenen her, die alle Grenzen überwindet und die Getauften neu ihr ekklesiales Sein, ihr Leib Christi sein erleben lässt. Die Feier der Messe hat so zutiefst heilenden, salutogenetischen Charakter! Wenn man sich aber die Einstellung vieler Gottesdienstgemeinden ansieht, so ist von missionarischen Eifer oder geheilter und gewandelter Existenz wenig zu merken. Sind deshalb Gottesdienste zu „harmlos“ geworden, weil das Bewusstsein der Sendung in den Alltag fehlt und die Wirkung auf den Binnenraum der Feier beschränkt bleibt?

Für die Einzelnen gesehen stimmt das sicherlich nicht. Denn die Befragung ergab, dass für viele Mitfeiernde die Messfeier Tankstelle ist, in der sie Kraft und Lebendigkeit finden, ihren Alltag zu meistern und als Christen zu leben. Dennoch haben wenige den Drang, andere einzuladen auch mitzufeiern, oder ihr Christ Sein neu zu vertiefen. Interessant ist auch, dass die „Wirkung“ meist nur in den Kategorien des individuellen Lebens gesehen wird und das neue Miteinander, oder Füreinander wenig in den Blick kommt. Hier ist sicherlich die Verkündigung gefragt die *Communio* — Dimension aufzuzeigen und in die je größere Einheit mit Gott und den Menschen zu führen: Denn auch die christliche Gemeinde ist nicht (nur) für sich selber da, sie dient der universellen Sendung der Kirche.

Problematisch ist, dass die Feier der Sonntagsmesse meist isoliert gesehen wird und als das Kriterium zur Bewertung des Christseins eines Menschen dient. Pastoraltheologisch ist hier darauf hinzuweisen, dass sich Kirche ja nicht nur in Liturgie verwirklicht, sondern *Diakonia* und *Martyria* wesentliche Selbstvollzüge der Gemeinschaft der Kirche (*Koinonia*) sind, die sich in Gott verwurzelt sieht (Mystik). Wo der Einzelne nicht auch den Armendienst als Gottesdienst sieht und bereit ist, durch sein Leben den Glauben zu bezeugen und sein Leben in Gott zu verankern, bleibt die Kultkritik des Amos bestehen und die Messfeier letztlich irrelevant.

Bei der Feier des Gottesdienstes geht es ja letztlich um Wandlung der Menschen und des Miteinanders durch *Communicatio* mit dem Auferstandenen. Sie ist nicht nur „Bestärkung“, sondern auch Herausforderung zu verändertem Handeln. Gott zwingt aber nicht sich wandeln zu lassen. Diese Dimension kann aber

⁴⁶⁰ Vgl. LG 1.

IN DIE WELT HINAUS, INS LEBEN: QUALITÄT DURCH BEFÄHIGUNG

deutlicher gemacht werden durch verstärkten Bezug auf die Diakonia, nicht nur im Element der Geldkollekte, sondern auch im Anstacheln von Aktionen zur Weltveränderung und durch Verdeutlichung der Konsequenz, dass die Mitfeier Übernahme der Verantwortung ist – auf je eigene Weise gemäß den gegebenen Gaben des Geistes.

QUALITÄT, DIE NICHT MACHBAR IST: DEM GEHEIMNIS RAUM GEBEN

Wie die Befragung aufgezeigt hat, glauben viele Mitfeiernde auf verschiedene Art und Weise Gott während der Feier begegnet zu sein. Es ist anzunehmen, dass es sich meist um Glaubenserfahrungen handelt, also gedeutete Gotteserfahrungen aus dem eigenen Lebenszusammenhang, eingebettet im und präformiert durch den sozialen Erfahrungs- Traditionsraum der Kirche⁴⁶¹. Gerade in den sonntäglichen Messfeiern wird dieser christliche Erfahrungshintergrund aktiviert und das sonst auf das direkt Erfahrbare gerichtete Leben wird für das Geheimnis Gottes geöffnet, das in die Welt einbricht.

Qualität hat eine Eucharistiefeier also dann, wenn dem Mysterium, dass hier aufstrahlen und erscheinen will, Raum gegeben wird. Problematisch ist, wenn andere Schwerpunkte in der Messfeier gesetzt werden. In der Messfeier gibt es nur ein „Thema“: Feier des Pascha Mysteriums heute. Das Gesamt aller Elemente hat darauf hin zu führen. Allzu oft verselbständigt sich aber die Gestaltung des Wortgottesdienstes (Themengottesdienste) und verdeckt damit den existentiellen Zusammenhang zur Eucharistie. Erst dann wird das Gesamt aller Elemente stimmig, wenn die im Wort – Verkündigungsteil ausgeführten Themen Anknüpfungspunkte bilden, damit die Relevanz der Auferstehung heute ersichtlich wird.

Die pastoraltheologischen Ermunterungen regen an, dieses Pascha Mysterium heute lebendig zu feiern und Gottes Schön Werden, seiner Epiphanie so Raum und Zeit einzuräumen. Nicht so sehr das Verstehen steht dabei im Mittelpunkt, sondern das ganzheitliche und tiefe ergriffen werden von dem, was einem unbedingt angeht. Diese mystisch — emotionale Dimension des Erfahrens des offenen Himmels mit allen Sinnen wird in der westlich — rationalen Liturgie meist vernachlässigt. Hier kann auch von den Gottesdiensten der charismatischen Bewegungen viel gelernt werden, im Sinne Pauli: Prüft alles und behaltet das Gute. Eine genauere Untersuchung der Qualität dieser Messfeiern und ihrer besonderen Elemente wäre sicherlich sinnvoll.

Zweitens soll auch die ekklesiale und gemeindetheologische Dimension dieser Gotteserfahrungen in der Zeit des Individualismus nicht verloren gehen: Die Epiphanie des Auferstandenen, sein Schön Werden heute, ist eine Communion Erfahrung, eine Erfahrung des gewandelt Werdens hinein in eine neue Existenzweise, die sich in der Gestaltung der sozialen Bezüge eines Menschen widerspiegelt und nicht so sehr in einer gefühlsmäßigen Wellness. Sie ist Befähigung

⁴⁶¹ Die Diskussion um Form und Ermöglichungsbedingungen von Gotteserfahrungen wurden bereits im Abschnitt „Gott in der Eucharistie erfahren und begegnen“ diskutiert.

QUALITÄT, DIE NICHT MACHBAR IST: DEM GEHEIMNIS RAUM GEBEN

gung so die Liebe zu leben, wie Christus, ein existentielles Einstimmen in die Worte, die im Zentrum der Eucharistiefeyer stehen: Nehmt, das ist mein Leib, mein Leben für euch.

KAPITEL 5: KONKRETISIERUNGEN UND MATERIALEN. PRAKTISCHE
UMSETZUNGSMÖGLICHKEITEN UND SCHRITTE.

KAPITEL 5: KONKRETISIERUNGEN UND MA- TERIALEN. PRAKTISCHE UMSETZUNGSMÖG- LICHKEITEN UND SCHRITTE.

DAS HINSEHEN HAT SICH AUSGEZAHLT

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass es sich gelohnt hat, konkret hinzusehen und die Mitfeiernden auf ihre Erfahrungen hin zu befragen. In manchen Bereichen wurde so der Blick geschärft für die Entwicklungspotentiale oder die Schwächen der gegenwärtigen Praxis der Gottesdienste. Sicherlich war die Untersuchung nicht repräsentativ im statistischen Sinne, aber es war auch nie das Interesse die quantitativen Verteilungen zu eruieren, sondern qualitative Aussagen zu erhalten, die aussagekräftig sind. Diese Aussagekraft wurde verschränkt mit den allgemeinen Beobachtungen der Zeichen der Zeit und konkretisiert in Ermunterungen, die ein „Qualitätsmanagement“ der Sonntagsmessen anstacheln wollen.

Es sei noch einmal darauf verwiesen, was schon am Ende des ersten Kapitels geschrieben steht: Es kann nicht um den Entwurf des „idealen Gottesdienst“ gehen, sondern um eine Sensibilisierung für das Thema und um Handreichungen für Gemeinden, die ihre Eucharistiefeyer Kultur verbessern wollen. Elemente, die für eine Feier förderlich oder hinderlich sind, wurden pastoraltheologisch erhoben, theologisch und kairologisch gewertet und konkretisiert für eine geänderte Praxis und für eine stärkere Aufmerksamkeit auf diese Kriterien. Diese „Qualitätskriterien“ sind insofern in die „Machbarkeit“ des Menschen fallen, naturgemäß situationsbedingt und daher kann sich jede Gemeinde auch nur persönlich auf den Weg begeben, die jeweils eigene Situation, in der Eucharistie gefeiert wird, durch eine Befragung anzusehen und anhand der Kriterien die Gottesdienstqualität zu verbessern, so dass möglichst viele Menschen am Ende sagen:

„Wir wussten nicht, ob wir im Himmel waren, denn auf der Erde gibt es keinen solchen Anblick, auch nicht eine derartige Pracht.“⁴⁶²

⁴⁶² Vgl. Bieritz: Erlebnis Gottesdienst, 488f.

ZUKUNFT: LITURGIE – QUALITÄTSBERATUNG FÜR GEMEINDEN

Als praktische Konsequenz dieses Forschungsprojektes wurde ein Qualitätsleitfaden für Gemeinden entwickelt und das Material der Befragung auf der Homepage des pastoraltheologischen Institutes zum Download zur Verfügung gestellt. Artikel in der Wiener Diözesanzeitschrift „Thema Kirche“⁴⁶³ und der Zeitschrift „Gottesdienst“⁴⁶⁴, sowie als weiterer Schritt die Publikation der Ergebnisse als Buch⁴⁶⁵ dienten dazu, das Projekt und das Anliegen dahinter einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. In verschiedenen Gremien der Diözese – wie etwas der Dechantenkonferenz – wurden die Ergebnisse präsentiert und für den Herbst 2004 sind theologische Tage geplant, die dieses Thema aufgreifen und weiterführen sollen.

Für die weitere Zukunft wäre es sinnvoll ähnlich der Gemeindeberatung und Entwicklung auch eine „Gottesdienstberatung“ ins Leben zu rufen. Experten könnten als unabhängige „Beobachter“ Sonntagsmessen der Gemeinde ansehen und gemäß den Materialien, die hier schon zur Verfügung gestellt wurden, angepasst an die spezifische Gemeindesituation, die Mitfeiernden befragen (mittels Einreißfragebogen oder ausführlichen Fragebogen und tieferführenden Interviews). Natürlich können dies auch Pfarren in Eigenregie angehen, doch empfiehlt sich, eher jemand von außen beizuziehen, der sowohl liturgiewissenschaftlich als auch pastoraltheologisch kompetent und nicht in lokale Streitfragen involviert ist. Anhand der Ergebnisse der Evaluierung und der Qualitätskriterien können dann die Beobacherteams einerseits Bestätigung der guten Feierkultur geben, als auch Vorschläge angeben, in welche Bereiche die Pfarrgemeinde noch Gestaltungskraft investieren sollte.

Zu diesem Zweck werden im Folgenden die schon vorhandenen Materialien angeführt, wie der Einreißfragebogen, der Leitfaden für die qualitativen Interviews und der Qualitätsleitfaden, sowie der auf die Liturgie bezogene Teil einer Pfarrbefragung, die zwar nicht unmittelbar, aber doch im Geist dieser Untersuchung erstellt wurde und aufzeigt, wie Pfarrgemeinden die allgemeine Befragung auch konkreter für ihre Anliegen „personalisieren“ können.

⁴⁶³ Drei Stadtpfarren wollen es wissen. „Gottesdienstwatching“ – und das Anliegen dahinter, in: Thema Kirche 10/2002, 6f.

⁴⁶⁴ Beranek, Markus / Gall, Sieghard: Gottes Dienst Qualität. Ein pastoraltheologischer Blick auf die Feierkultur von Sonntagsgottesdiensten in der Stadt Wien, in: GD 18 (2003), 140f.

⁴⁶⁵ Zulehner, Paul M./ Beranek, Markus / Gall, Sieghard / König, Marcus: Gottvoll und erlebnisstark. Für eine neue Kultur und Qualität unserer Gottesdienste, Ostfildern 2004.

MATERIALIEN

Der Einreißfragebogen

Der Einreißfragebogen kann für eine schnelle Befragung grundsätzlicher Daten eingesetzt werden. Da man beim Ausfüllen nur am Rand einzureißen braucht, ist die Bearbeitung unkompliziert für die Mitfeiernden und der Rücklauf am Ende des Gottesdienstes direkt und daher sehr hoch. Die Auswertung kann mittels Excel oder anderer geeigneter Statistikprogramme wie SPSS erfolgen.

- 25	26-39	40-65	66 +	weibl.	männl.	Jeden Sonntag	Fall-weise	JA	NEIN
Altersgruppe				Geschlecht		Mitfeier des Gottesdienstes		Ich gehe verändert weg	
Um Abstand vom Alltag zu gewinnen um Trost zu finden	<i>Warum bin ich gekommen?</i> Mehrfachnennung möglich			Ihre Meinung zum Gottesdienst		So gehe ich weg? <i>Mehrfachnennung möglich</i>		Verärgert/ enttäuscht	
Um Tod und Auferstehung Jesu zu feiern								ich bin ermutigt/ gestärkt	
Um Gemeinschaft zu erleben								Habe Gottes Gegenwart erfahren	
Ich finde die heutige Predigt				Die heutige Feier hat mich angesprochen		Fühle mich in Gottesdienst-gemeinschaft zu Hause		Fühle mich einer pfarrl. Gruppe zugehörig	
Informativ	ermutigend	spirituell-biblich	langweilig	JA	NEIN	JA	NEIN	JA	NEIN

Leitfaden für die qualitativen Interviews

Es wurden zwei (ein wenig differierende) Leitfäden entwickelt, einer für die Priester, die die Messfeier leiteten und einer für die anderen Mitfeiernden. Da die Interviews an qualitativen Aussagen interessiert sind, kann der Leitfaden auch jederzeit ergänzt und in der Reihenfolge abgeändert werden. Als Zeitdauer empfiehlt sich ca. 1 Stunde, ein ruhiger Raum sollte aufgesucht werden und das Interview ohne Unterbrechung ablaufen. Eine gute Tonbandaufnahme ist für die spätere Transkription wichtig.

Leitfaden A (für Mitfeiernde)

1. Offene Fragen

Welchen Eindruck hat der Gottesdienst bei Ihnen hinterlassen?

Was haben sie als positiv, hilfreich erlebt?

Was war für sie störend?

Können Sie Ihre Erinnerung an diesen Gottesdienst mit irgendeinem Bild ausdrücken?

Was bedeutet die Heilige Messe für sie persönlich (und zwar ganz grundsätzlich, über diese Feier hinaus)?

Gibt es für sie eine persönliche Form, wie sie sich auf den Gottesdienst vorbereiten, wenn ja, in welcher Weise?

2. Grunderfahrungen

Mit welchen Erwartungen sind sie in den Gottesdienst gekommen?

Wie, wodurch, an welchen Stellen haben sie sich im Gottesdienst geborgen, willkommen, wohl gefühlt?

MATERIALIEN

In welcher Weise hatten sie den Eindruck, dass sie ihr persönliches Leben in den

Gottesdienst einbringen können?

Wo und wodurch haben sie im Gottesdienst Gott als besonders nahe, gegenwärtig,

präsent erlebt?

In welcher Weise hat sie der Gottesdienst herausgefordert und weitergebracht?

Wie sind sie vom Gottesdienst weggegangen (zufrieden, wütend....)?

Welche Botschaft haben sie für sich persönlich vom Gottesdienst mitgenommen?

In welcher Weise sind sie durch den Gottesdienst im Glauben bereichert worden?

Haben sie das Gefühl, in den heiligen Bereich Gottes einbezogen worden zu sein?

3. Gottesdienst und Leben

In welcher Weise steht der Gottesdienst in Beziehung zum sonstigen Gemeindeleben?

Welche Themen aus der Gemeinde werden im Gottesdienst zur Sprache gebracht?

Wie fließen aktuelle Themen in den Gottesdienst ein?

Wie fließen aktuelle Themen (aus Politik, Gesellschaft, öffentlichem Leben...) in den Gottesdienst ein?

Welche Impulse gibt der Gottesdienst für das Gemeindeleben?

In der theologischen Reflexion ist die Feier von Tod und Auferstehung Jesu Christi das eigentliche Thema der Eucharistie. Wie war das für sie in diesem Gottesdienst nachvollziehbar?

4. Gemeinschaft und Beziehung

Welchen Stellenwert haben im Gottesdienst für sie die anderen Mitfeiernden?

Wie haben sie die anderen Mitfeiernden wahrgenommen?

Wie erleben sie den Platz der Kinder im Gottesdienst?

Welche Gruppen fallen ihnen besonders auf, welche fehlen?

5. RollenträgerInnen

Wie haben sie die Verteilung der liturgischen Rollen erlebt?

Was ist ihnen bei den LektorInnen, MinistrantInnen (...) aufgefallen?

Waren sie in ihrer Rolle für sie authentisch?

Wie haben sie das Zusammenspiel der RollenträgerInnen erlebt?

Welche Rolle waren/ wären sie selbst bereit zu übernehmen?

Event.: Wie haben sie sich in ihrer Rolle erlebt?

Wie haben sie den Vorsteher des Gottesdienstes erlebt? (*als Gottesmann, als Regisseur, der ständig Anweisungen gibt, als Alleinunterhalter, als Moralist...*)

Wie empfinden sie die Art, wie dieser Priester Messe feiert?

In welcher Weise hat er Ihnen geholfen, in den heiligen Bereich Gottes einbezogen zu werden?

6. Kirchenraum und Feierelemente

6.1 Gesang, Wort, Stille

Wie haben Sie die Ausgewogenheit von Wort, Gesang und Stille erlebt?

MATERIALIEN

Was ist ihnen beim Gesang aufgefallen (Liedauswahl, Beteiligung, persönliche

Bedeutung)?

Welchen Stellenwert hat für sie die Stille im Gottesdienst?

In welcher Weise haben Sie einzelne Texte (Lesungen, Gebete, Fürbitten, Liedtexte,

andere Texte) angesprochen?

Wie erleben sie das Hochgebet?

6.2 Predigt

Wie haben sie die Predigt erlebt? (Wie haben sie als Prediger die Gemeinde erlebt?)

Haben sie dem Prediger die Predigt abgenommen? – Warum?

Welche zentrale Aussage ist ihnen in Erinnerung geblieben?

Wie haben sie den Prediger verstanden? (akkustisch, inhaltlich)?

Was würden sie sich wünschen?

Welchen Impuls nehmen sie für ihr Leben mit?

6.3 Symbole

In welcher Weise werden Zeichen und Symbole erfahrbar?

Waren sie hilfreich oder störend?

Wie haben sie das Verhältnis von Zeichen/ Symbolen und Worten erfahren?

6.4 Kirchenraum

Wie erleben sie den Kirchenraum (Beleuchtung, Schmuck, Beschallung...)?

Was würden sie sich wünschen?

7. Zusammenfassende Fragen

Was wurde bei dieser konkreten Feier gefeiert?

Was würden sie sich wünschen?

8. Fragen zur Person

Geschlecht, Alter, Beruf, Ausbildung

Wie oft kommen sie zum Gottesdienst?

- täglich
- mehrmals in der Woche
- am Sonntag
- mehrmals im Monat
- mehrmals im Jahr

Wie oft feiern sie in dieser Pfarre den Gottesdienst mit?

- immer
- im Normalfall
- wenn es einen bestimmten Anlass gibt
- nur zufällig hier

Warum wählen sie einen bestimmten Gottesdienst vorwiegend aus (den Hauptgrund)

- Zeitpunkt
- örtliche Nähe
- Priester
- Art der Gestaltung

Welchen Kontakt zur Pfarre pflegen sie über den Gottesdienst hinaus?

- ich bemühe mich, im Alltag als Christ zu leben
- ich nehme ausgewählte pfarrliche Angebote wahr
- ich bin in einer Bibelrunde, Familienrunde....
- ich arbeite regelmäßig in einem Kreis mit

Leitfaden B (für Priester)

MATERIALIEN

1. Offene Fragen

Welchen Eindruck hat der Gottesdienst bei Ihnen hinterlassen?

Was haben sie als positiv, hilfreich erlebt?

Was war für sie störend?

Können Sie Ihre Erinnerung an diesen Gottesdienst mit irgendeinem Bild ausdrücken?

Was bedeutet die Heilige Messe für sie persönlich (und zwar ganz grundsätzlich, über diese Feier hinaus)?

In welcher Weise bereiten sie den Gottesdienst inhaltlich vor?

Was hilft Ihnen für Ihre persönliche Vorbereitung?

2. Grunderfahrungen

Mit welchen Erwartungen sind sie in den Gottesdienst gekommen?

Wie, wodurch, an welchen Stellen haben sie sich im Gottesdienst geborgen, willkommen, wohl gefühlt?

In welcher Weise hatten sie den Eindruck, dass sie ihr persönliches Leben in den Gottesdienst einbringen können?

Wo und wodurch haben sie im Gottesdienst Gott als besonders nahe, gegenwärtig, präsent erlebt?

In welcher Weise hat sie der Gottesdienst herausgefordert und weitergebracht?

Wie sind sie vom Gottesdienst weggegangen (zufrieden, wütend....)?

Für welche Botschaft sind sie in diesem Gottesdienst selbst eingestanden?

Welche Botschaft haben sie für sich persönlich vom Gottesdienst mitgenommen?

In welcher Weise sind sie durch den Gottesdienst im Glauben bereichert worden?

Haben sie das Gefühl, in den heiligen Bereich Gottes einbezogen worden zu sein?

3. Gottesdienst und Leben

In welcher Weise steht der Gottesdienst in Beziehung zum sonstigen Gemeindeleben?

Welche Themen aus der Gemeinde werden im Gottesdienst zur Sprache gebracht?

Wie fließen aktuelle Themen in den Gottesdienst ein?

Wie fließen aktuelle Themen (aus Politik, Gesellschaft, öffentlichem Leben...) in den Gottesdienst ein?

Welche Impulse gibt der Gottesdienst für das Gemeindeleben?

In der theologischen Reflexion ist die Feier von Tod und Auferstehung Jesu Christi das eigentliche Thema der Eucharistie. Wie war das für sie in diesem Gottesdienst nachvollziehbar?

4. Gemeinschaft und Beziehung

Welchen Stellenwert haben im Gottesdienst für sie die anderen Mitfeiernden?

Wie haben sie die anderen Mitfeiernden wahrgenommen?

Wie erleben sie den Platz der Kinder im Gottesdienst?

Welche Gruppen fallen ihnen besonders auf, welche fehlen?

5. RollenträgerInnen

Wie haben sie die Verteilung der liturgischen Rollen erlebt?

Was ist ihnen bei den LektorInnen, MinistrantInnen (...) aufgefallen?

Waren sie in ihrer Rolle für sie authentisch?

Wie haben sie das Zusammenspiel der RollenträgerInnen erlebt?

Welche Rolle waren/wären sie selbst bereit zu übernehmen?

Event.: Wie haben sie sich in ihrer Rolle erlebt?

Wie haben sie sich in ihrer Rolle als Vorsteher des Gottesdienstes erlebt? (*als Gottesmann, als Regisseur, der ständig Anweisungen gibt, als Alleinunterhalter, als Moralist...*)

Worin sehen sie ihre Rolle als Vorsteher der Liturgie?

Was ist ihr Ziel in der Feier der Liturgie?

Welche Mittel verwenden sie, um dieses Ziel zu erreichen?

Wie beschreiben sie ihre Beziehung zum gesprochenen Wort?

MATERIALIEN

Wie beschreiben sie ihre Beziehung zu den liturgischen Handlungen/ Riten (dh. Ebene der Handlungen und Symbole)

Welche Ausdruckskraft muten sie der liturgischen Feier zu?

Wie erleben sie die versammelte und feiernde Gemeinde im Gottesdienst?

Was hilft ihnen, was stört sie, lenkt sie ab?

6. Kirchenraum und Feierelemente

6.1 Gesang, Wort, Stille

Wie haben Sie die Ausgewogenheit von Wort, Gesang und Stille erlebt?

Was ist ihnen beim Gesang aufgefallen (Liedauswahl, Beteiligung, persönliche Bedeutung)?

Welchen Stellenwert hat für sie die Stille im Gottesdienst?

In welcher Weise haben Sie einzelne Texte (Lesungen, Gebete, Fürbitten, Liedtexte, andere Texte) angesprochen?

Wie erleben sie das Hochgebet?

6.2 Predigt

Wie haben sie ihre Predigt erlebt?

Wie haben sie als Prediger die Gemeinde erlebt?

Haben sie sich in ihrer Rolle wohl gefühlt?

Was war für sie die zentrale Aussage ihrer Predigt?

Welche Rückmeldungen von Seiten der Gemeinde haben sie während der Predigt wahrgenommen?

Was würden sie sich wünschen?

Welchen Impuls nehmen sie für ihr Leben mit?

6.3 Symbole

In welcher Weise werden Zeichen und Symbole erfahrbar?

Waren sie hilfreich oder störend?

Wie haben sie das Verhältnis von Zeichen/ Symbolen und Worten erfahren?(Gesamteindruck der Feier, weniger persönlich)

6.4 Kirchenraum

Wie erleben sie den Kirchenraum (Beleuchtung, Schmuck, Beschallung...)?

Was würden sie sich wünschen?

7. Zusammenfassende Fragen

Was wurde bei dieser konkreten Feier gefeiert?

Was würden sie sich wünschen?

Ein zusammenfassender Qualitätsleitfaden

Die folgenden Punkte fassen die wichtigsten Qualitätskriterien zusammen, die sich aus diesem Projekt und dieser Dissertation ergeben haben:

Eine qualitätvolle Eucharistiefeier erweist sich zuallererst darin, dass sie einen Raum eröffnet, in dem den feiernden Christen die „Gotteserfahrung aus erster Hand“ erfahren können. Gottesdienst wird dann gottvoll, wenn er existentiell relevant wird, getragen von der Kunst, Gott in seinem Leben zu entdecken.

Eucharistiefeier ist heute Erlebnisprojekt. Aus dem sakramentalen Charakter ergibt sich die Notwendigkeit, die Feier kontextuell zu inszenieren, um das Wesentliche, die Begegnung mit Christus, erlebnisstark und heutig zu feiern. Liturgiegestalter sind daher Brückenbauer („pontifex“) zwischen Situation und Tradition.

Es lohnt sich, die unterschiedlichen Erwartungen biographischer, sozialer und religiöser Natur wahrzunehmen und die Liturgiegestaltung entsprechend anzupassen.

Entsprechend der verschiedenen Gestaltungsvorlieben von Menschen, die „ästhetische Stilgruppen“ bilden mit „Ekelbarrieren“ gegenüber anderen Gruppen, ist zu überlegen, wie die einzelnen Gruppen „bedient“ werden können. Eine Vielfalt von Gestaltungsformen innerhalb einer Pfarrgemeinde, ein Gottesdienst — Schwerpunktprofil der Pfarre, und die Vernetzung zwischen Gemeinden können dazu beitragen, dass die Gläubigen qualitätvoller mitfeiern können und weniger Enttäuschungen erleben.

Zur Hebung der Qualität der Eucharistiefeier ist es wichtig, alle Elemente zu gestalten und einzusetzen, die Gemeinschaft bilden und stärken (Hände reichen beim Vater Unser, gemeinsames Singen, Begrüßen und bewusst einander wahrnehmen am Beginn). Das Ziel ist es, dass aus einer Ansammlung von Christen

MATERIALIEN

unterschiedlicher Teilnahmeintensität am Gemeindeleben, die eine feiernde Gemeinschaft (als Gemeinschaft von Gemeinschaften) wird. Dazu sind auch Vernetzungsangebote über die Feier hinaus notwendig (Pfarrcafé, Jugendkeller etc.)

Qualität bekommt die Feier für den Einzelnen wie für die Gemeinschaft an sich, wenn Freud und Leid, Hoffnungen und Enttäuschungen des Alltages „vorkommen“. Die Gestalter von Gottesdiensten werden ermutigt aktuelle Fragen und Themen der Gemeinschaft anzusprechen und Deutungen im Licht des Evangeliums anzubieten, damit die Feier wirklich zur Feier der Beteiligten wird.

Glaubens – Gemeinschaften, die sich über ihren Glauben und ihr Leben austauschen, bilden ein Umfeld für glaubwürdiges und anziehendes sakramentales Feiern. Trotzdem es keine Homilien sind und diese nicht ersetzen, sind Glaubenszeugnisse für die feiernde Gemeinde eine gute Möglichkeit der Vertiefung.

Eine qualitätvolle Eucharistiefeier wird die Spannung zwischen einladender Offenheit und verbindlicher Teilnahme nicht auflösen. „Besucher“ sind wertzuschätzen und alle sind willkommen zu heißen in der Gemeinschaft.

Die Kunst des Vorstehens bedeutet für den Priester demnach, dass er in seiner Gestaltung darauf achtet, dass Gemeinschaft überhaupt entstehen kann, dass Einzelne sich in die Gemeinschaft einklinken können durch Riten oder Interaktion; dass sich die Gottesdienstgemeinde als Gemeinschaft von Gruppierungen konstituieren kann, als versöhnte Pluralität; dass sich die einzelnen Gottesdienstgemeinden in den großen Zusammenhang der Gesamtgemeinde integriert wissen; dass die Gesamtgemeinde sich in Einheit weiß mit der Gemeinschaft der Diözese und ihrem Bischof, auf dem Hintergrund der Gemeinschaft der Weltkirche; dass sie sich schließlich in der vertikalen Dimension verbunden weiß mit Christus und der Kirche des Himmels.

Je mehr Gottesdienstgestaltung auf die Bedürfnisse und das konkrete Lebensumfeld der Mitfeiernden eingeht, desto attraktiver und vor allem relevanter für die Mitfeiernden wird die Sonntagsmesse werden. Mystagogische Pastoral im Sinne der Hilfestellung zur Entfaltung einer Spiritualität des Alltages, die Christen zunehmend aufmerksam werden lässt auf die Spuren des Handelns Gottes in der eigenen Lebensgeschichte, „zahlt sich aus“.

Es ist sinnvoll viel Energie und Engagement darauf zu verwenden möglichst viele Mitfeiernde auf je unterschiedliche Art und Weise am Feierveschehen aktiv zu beteiligen. Denn Partizipation erhöht das Gefühl der Zugehörigkeit und Identifikation und überwindet die allgemeine Komsumhaltung. Wichtig wird es dafür auch sein, alle Formen von Liturgiekatechese und mystagogischer Pastoral zu fördern.

Eine besondere Ermunterung ist es, eine neue Kultur der gemeinsamen Vorbereitung und Gestaltung von Messfeiern auch jenseits von besonderen Familien-

messen oder Kindergottesdiensten aufzubauen. Auch eine gemeinsame Reflexionskultur ist nötig, will man die Qualität sichern und aus Fehlern und Wahrnehmungen dritter lernen.

Gemeinsames Singen und Beten ist die Form, wie alle sich beteiligen können. Vor allem eine Ausgestaltung des eucharistischen Hochgebetes mit Akklamationen und Formen, die persönlichen Dank und Gottes befreiendes Handeln im Leben der Christen verdeutlichen, ist vordringlich.

Eine gute Verteilung der liturgischen Dienste und deren ausgewogene Aufteilung auf Männer und Frauen, Junge und Ältere ist wichtig, damit Eucharistiefeyer nicht zur „One man show“ wird. Neben der persönlichen und engagierten Ausübung dieser Rollen ist auch Befähigung zur kompetenten Durchführung im Sinne der Qualität von Gottesdiensten anzuraten, damit nicht durch Lektoren, die zu leise oder falsch betonend lesen, bzw. durch unpassend sich benehmende Kommunionsspender es zu Irritationen kommt.

Vor allem die Priester sollten ermutigt sein, sich nicht nur um liturgisch richtigen Vollzug zu bemühen, sondern wie ein Schauspieler sich in „Präsenz“ zu üben. Dies bedeutet Aufmerksamkeit auf die verbale wie nonverbale Wirkung, auf engagierte Ausfüllung der Priester — Rolle mit der eigenen Person, ohne sich selber dabei in den Vordergrund zu spielen. Authentizität und Stehen in der rituellen Tradition und persönlich existentielle Betroffenheit sowie ein Kennen der Gemeinde sind Elemente dieser Präsenz. Diese „ars praesidendi“ wird lebenslange Aufgabe sein, um die zu sorgen, sich aber lohnt.

Die subjektive Wahrnehmung der Einzelnen bleibt nicht gestaltbar. Alles ist allerdings zu unternehmen, um vermeidbare Störquellen auszuschalten. Vor allem die Verlangsamung am Beginn der Messfeier, um mit Leib und Seele ankommen zu können und eine gesammelte Aufmerksamkeit der sich konstituierenden Fei ergemeinde zu erreichen, wird gestalterische Aufgabe sein.

Im Gottesdienst ist ein waches Gespür notwendig für die Verwendung und die sinnliche Ausgestaltung von Symbolhandlungen. Statt dem Übergewicht des gesprochenen Wortes braucht es eine reichhaltige und sprechende Symbolik, die in gekonnter Präsentation wortlos und selbstverständlich wirkt. Nicht eine grenzenlose Vervielfachung von Symbolen im Gottesdienst wird sinnvoll sein, sondern gleich bleibende Symbole, die Identität und Einheit stiften, wie die Symbole der Stilgruppen. Die Rückbesinnung auf die elementaren Elemente christlicher Liturgie und deren sinnhafte Ausgestaltung (echtes Brot und roter Wein) fördert das ganzheitliche und gesteigerte Erleben Gottes mit allen Sinnen.

Viele der christlichen Symbole und die mit ihnen assoziierten Handlungen erschließen sich den Menschen heute nicht mehr von selbst, sondern sind unverständlich und daher unwirksam. Es braucht daher auch Mut zu einer neuen symbolisch kritischen Zeitgenossenschaft. Dort, wo wesentliche Symbole nicht be-

MATERIALIEN

liebig und austauschbar sind, dort gilt es mystagogisch gemeinsam den Sinnzusammenhang neu zu erschließen. Letztlich sinnlos gewordene Symbolhandlungen, die nur noch ritualisiert als spiritueller Inhalt existieren, werden zu „Attrappen“ und sollten aus der Liturgie verschwinden (z.B. die Händewaschung bei der Gabenbereitung).

Es braucht den Mut zu einer Neuendeckung der Sinnlichkeit der Messfeier, um die tiefen Emotionen und Konnotationen der Mitfeiernden aufzuwecken und einen reichen Erfahrungsraum für ganzheitliche Gottesbegegnung, die bleibendes Mysterium ist, zu eröffnen.

Munter zu sein gilt es auch auf alle Elemente der nonverbalen Kommunikation, wie Körpersprache, Gestik, Mimik, Blick, sowie auf das Ansprechen aller Sinne (auch des Geruchs und Geschmackssinnes und des Tastsinnes) und auf die Zeit und Raumgestaltung. Im Sinne einer Liturgiequalität ist eine entsprechende Weiterbildung der Priester und eine ständige Kontrolle des Selbst und Fremdbildes der eigenen Person wichtig.

Die Raumgestaltung der Kirche ist der Gemeinde meist vorgegeben, doch gilt es auch hier munter zu bleiben für die atmosphärisch gute, ästhetisch ansprechende und die, das Mitfeiern ermöglichende funktionelle Ausgestaltung des Gotteshauses.

Eine der Situation der Menschen entsprechende, ästhetisch und künstlerisch anspruchsvolle Weise der Gestaltung der Musik im Gottesdienst kann die Feierlichkeit der Liturgie entscheidend heben und zu einem sowohl spirituellem, wie auch akustischem Erlebnis beitragen. So verschieden die Geschmäcker der Menschen sind, so verschieden werden auch ihre musikalischen Vorlieben sein, entsprechend ihrem Erlebnissebene und den entsprechenden „Ekelbarrieren“. Neben der Verantwortung, dass die Musik angemessen das gefeierte Heilsmysterium zum Ausdruck bringt, besteht so auch eine Gestaltungsverantwortung im Wissen um die Zielgruppe der Mitfeiernden.

Das Mitsingen bei den Liedern der Messfeier ist für viele die aktivste Möglichkeit der Teilnahme. Daher sollte auch Wert darauf gelegt werden, dies den Umständen entsprechend zu ermöglichen durch entsprechende Liedauswahl, instrumentale Begleitung die weder den Gesang erdrückt noch stört, leicht lesbare Liederbücher und gute und verständlich singende Kantoren (etwa bei Wechselgesängen) oder Scholae, die den Gemeindegang unterstützen. Gleichzeitig muss die Liedauswahl auch liturgisch passend und sachgerecht sein (z.B. Psalmengesang nach der Lesung, echtes „Heilig“ Lied beim Sanctus) und dem Gefeierten in Inhalt und Dauer entsprechen (z.B. sollte das „Lamm Gottes“ so lange dauern wie die Brotbrechung stattfindet).

Dem Ziel der liturgischen Bildung und des tieferen Verständnisses des Gefeierten wird man durch den Überhang an sprachlichen Ausdrucksformen und „Er-

klärungen“ nicht näher kommen. Die Sprache der Messe wirkt dann performativ, wenn sie nicht univok zu definieren und erklären sucht, sondern analog in lebendigen Metaphern spricht, die religiöse Erfahrungen der Menschen verdichtet.

Verständlichkeit und Glaubwürdigkeit der Sprechakte, Wahrhaftigkeit und Echtheit des Inhaltes, den Redegattungen angepasste Lockerheit oder Formelhaftigkeit, lebendiges innovatives Sprechen bei Treue zum Vorgegebenen, Vermeidung von „Wegwerftexten“ und von „theologischen Traktaten“ als Gebete, sind Spannungen und Herausforderungen, die Kriterien für die Qualitätshebung der verbalen Kommunikation in der sonntäglichen Eucharistiefeyer der Gemeinde sind.

Die Predigt ist in den Augen vieler Mitfeiernder ein zentrales Geschehen in der Messfeier, wo Bezug zu ihrem Alltagsleben passiert und woran sie ihr positives oder negatives Erleben von Messe festmachen. Bei ihrer Vorbereitung der Sonntagsmesse sollte also auf die Predigt viel Liebe und Energie verwendet werden. Theologische Richtigkeit oder grundsätzliche Langeweile wird von den Zuhörern weniger bekräftelt, sondern eher ist für sie die Frage entscheidend, ob der Prediger als Mensch, als Glaubender, als vom Wort Gottes Betroffener spürbar wird und lebendig von seinen Erfahrungen erzählt. Wer predigt, muss sich in Dingen des Glaubens selbst auch ins Herz schauen lassen!

Der Prediger sollte immer wieder auf Rückmeldungen achten und diese auch einfordern, damit negative Stimmungen abgefangen werden und der Prediger sich und seinen Stil weiterentwickeln kann.

Große Aufmerksamkeit für die Hebung der Qualität der Messfeier bedarf auch Vollzug und Detailgestaltung des eucharistischen Hochgebetes. Die Verwendung nicht approbierter Hochgebete oder das Aufteilen des Gebetstextes auf mehrere Sprecher ist allerdings nicht sinnvoll. Eher sind alle schon gegebenen Gestaltungsmöglichkeiten auszuschöpfen: Verwendung passender Hochgebete zum Thema der Schriftlesungen, Akklamationsrufe, die so wie in den Kinderhochbeten an den strukturierenden Stellen eingefügt werden oder das Einbringen von Danksätzen der Gemeinde, um den existentiellen Bezug des Gebetes für den Einzelnen spürbar zu machen. Für den Priester ist es im Sinne der ars celebrandi notwendig, dass er bewusst das Hochgebet sprachlich akzentuiert und deutlich, langsam in innerer Betroffenheit betet. Besonders im eucharistischen Hochgebet, wo die ganze Aufmerksamkeit der Gemeinde auf ihn gerichtet ist, gilt es „liturgisch präsent“ zu sein.

Qualitätsmanagement in der Liturgie bedeutet auch, sich Zeit zu lassen und bewusst Räume der Stille zu eröffnen, die es den Mitfeiernden erlauben präsent zu sein und persönlich sich zu sammeln, mit zu überlegen und sich ins Gebet zu vertiefen. Am Beginn der Feier, nach den Gebetseinladungen, nach der Predigt und nach der Kommunion sind Zeiten der Stille wertvoll.

Gottesdienst und Gemeinde sind nicht nur Selbstzweck in sich, sie dienen der Wandlung der Welt auf Reich Gottes hin. Diese universale Sendung der Kirche wird auch in der Feier der sonntäglichen Eucharistie der Pfarrgemeinde deutlich. Für viele ist die Messfeier Tankstelle für ihren Alltag und ihr Christ sein, aber es sollte mehr auch die soziale und gesellschaftspolitische Verantwortung des christlichen Lebensstiles zum Tragen kommen. Wo der Einzelne nicht auch den Armendienst als Gottesdienst sieht und bereit ist, durch sein Leben den Glauben zu bezeugen und sein Leben in Gott zu verankern, bleibt die Messfeier kraftlos. Bei der Feier des Gottesdienstes geht es ja letztlich um Wandlung der Menschen und des Mit und Füreinanders durch Communicatio mit dem Auferstandenen. Sie ist nicht nur „Bestärkung“, sondern auch Herausforderung zu verändertem Handeln.

Eine kurze Checkliste für gelingende sonntägliche Gemeindegottesdienste

Die folgende „Checkliste“⁴⁶⁶ versteht sich als eine praktische und kurze Zusammenstellung wichtiger zu beachtender Punkte, um die Aufmerksamkeit auf die Qualität von Sonntagsmessen der eigenen Pfarrgemeinde zu schärfen:

Eine für die Mitfeiernden angemessene Liedauswahl
Beteiligte bevorzugen eher moderne Lieder, Besucher vermehrt traditionelle Gesänge, Männern tendieren insgesamt mehr zu traditionellen Gesängen.

Die wichtigsten Kriterien für eine gute Predigt lauten

eine glaubhafte Darstellung,

Kopf und Herz werden angesprochen,

eine natürliche Aussprache und Konzentration auf das Wesentliche,

Bezug zum heutigen Leben,

geist— und humorvoll, einsichtig gegliedert

und eine spirituelle Ermutigung im Glauben („sich ins Herz schauen lassen“).

Verwendung selbstverständlicher und vertrauter Texte (gemeinsames Vaterunser)

Akustische und inhaltliche Verständlichkeit der Texte

Behutsamer Umgang mit der Sprache im Gottesdienst

⁴⁶⁶ Vgl. Zulehner: Gottvoll und erlebnisstark, 97ff.

Phasen der Stille

Behutsamer Umgang mit Zeichen und Symbolen im Gottesdienst: Achtung vor Überladung, damit die zentralen Symbole (Brot und Wein) angemessen zur Wirkung kommen können (Bringen – Danksagen – Brechen – Verteilen des Brotes...)

Haltungen – Friedensgruß und Hände reichen beim Vaterunser im Gemeinde-gottesdienst

Liturgischen Rollenteilung: Selbstverständliches Einbeziehen von Frauen, hohe Wertschätzung der Ministranten (bloß: warum müssen es meist Kinder sein?)

Ars celebrandi des Vorstehers: dass durch seine Person Gott zum Vorschein komme daran schließen einige wichtige Kompetenzen an Wahrnehmungsfähigkeit für die unterschiedlichen Menschen in der Gemeinde

Wahrnehmungsfähigkeit für sich selbst, das eigene Auftreten und Verhalten

Fähigkeit zum Umgang und zur Begleitung jener, die an der Vorbereitung und Gestaltung des Gottesdienstes mitwirken (besonders hingewiesen sei dabei auf die MinistrantInnen)

Vertrautheit im Umgang mit Stille und dem persönlichen Gebet

Theologische Kompetenz – besonders im Bereich der Exegese und der Liturgik, um Schrift und Gottesdienst erschließen zu können

Menschen und Orte um über den Gottesdienst hinaus über das Heilige und den eigenen Glauben ins Gespräch zu kommen

Sprachliche Kompetenz

klare und verständliche Aussprache

Ausdrucksfähigkeit

Mit Symbolkompetenz ist die Fähigkeit gemeint, liturgische Handlungen so zu vollziehen und mit Symbolen so umzugehen, dass sie möglichst aus ihrer eigenen Ausdruckskraft ihre Botschaft entfalten.

Musikalische Kompetenz in Auswahl der Lieder.

Ars celebrandi der ganzen Gemeinde – inwieweit ablesbar wird, dass sie sich von dem, was gefeiert wird berühren lassen (Kleidung, Benehmen, Haltung der Gastfreundschaft...)

Herausforderung Kinder, Jugendliche, Kirchenmusik

ANHANG 1: CODELISTE FÜR DIE AUSWERTUNG DER QUALITATIVEN INTERVIEWS

A. Grunderfahrungen

A.1 allgemeiner Eindruck

A.2 persönliche Motivation (GD als Tankstelle)

A.3 persönliche Vorbereitung

A.4 Gottesdienst und Geborgenheit (fühle ich mich willkommen...)

A.5 Transzendenzerfahrung (habe Gottes Nähe erfahren, Wann speziell?)

A.6 Deutlichkeit des Feierziels (Was wurde gefeiert?)

A.7 pers. Rezeption (Wie gehe ich subjektiv weg?)

A.8 Metanoia im Gottesdienst (Lebensänderung durch Gottesgefahr?)

B. Gottesdienst und Leben (Globe Bezug)

B.1 persönlicher Lebensbezug (Alltag in GD winbringen)

B.2 gemeindlicher Koinonia Lebensbezug

B.3 gemeindlicher Diakonia Lebensbezug

B.4 sozio politischer Lebensbezug

B.5 Rückwirkung auf Koinonia der Gemeinde

B.6 Rückwirkung auf Diakonia der Gemeinde

C. Gottesdienst und Beziehungen (Koinonia Struktur)

C.1 pers. Relevanz der Mitfeiernden

C.2 Wahrnehmung der Mitfeiernden (Gem., Wann deutlich?)

C.3 Platz der Kinder

C.4 Gruppen m Gottesdienst

D. Partizipatio actuosa

D.1 Ausdifferenzierung der lit. Rollen

ANHANG 1: CODELISTE FÜR DIE AUSWERTUNG DER QUALITATIVEN INTERVIEWS

D.2 Wahrnehmung der RollenträgerInnen

D.3 Wahrnehmung des Vostehers

D.4 gemeinsame Vorbereitung

D.5 pfarrliche Reflexion

E. Feierelemente

E.1 Gesang

E.2 Texte (Auswahl, Anzahl, Vorstehergebete)

E.3 Predigt

E.4 Zum Wortsymbol Hochgebet

E.5 Symbole (Gestaltung, Ausfaltung)

E.6 Stille

E.7 Verhältnis und Stimmigkeit Texte: Symbole: Stille

E.8 Kirchenraum (Wie sieht er aus; Platz - Struktur)

E.9 Rahmenbedingungen

E.10 Zeitdimension

E.11 Anderes

ANHANG 1: CODELISTE FÜR DIE AUSWERTUNG DER QUALITATIVEN INTERVIEWS

LITERATURVERZEICHNIS

AEM = Allgemeine Einleitung ins Messbuch

LG = Lumen Gentium

SC= Sacrosanctum Concilium

I. Heilige Schrift

Die Bibel. Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung, Stuttgart 1980.

II. Quellen: Lehramtliche Texte

Die deutschen Bischöfe: Pastorales Schreiben Mitte und Höhepunkt des ganzen Lebens der christlichen Gemeinde. Impulse für eine lebendige Feier der Liturgie, Die deutschen Bischöfe Nr. 74 (hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz).

Healing Service: Penitential Service/ Service of Healing Water/ Remembering our forefathers/ Remembering the Saints/ Service of the Oil of Gladness/ Touches by the Body of Christ. English, Sesotho Xhosa o.J.

Papst Johannes Paul II.: Enzyklika Ecclesia de Eucharistia, in: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 159 (2003), (hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz).

Papst Johannes Paul II.: Instruktion „Redemptoris Sacramentum“. Über einige Dinge bezüglich der heiligen Eucharistie, die einzuhalten und zu vermeiden sind, in: Verlautbarungen des Hl. Stuhles 164 (2004), (hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz).

Rahner Karl (Hrsg.) / Vorgrimler, Herbert: Kleines Konzilskompodium. Sämtliche Texte des Zweiten Vatikanums, Freiburg im Breisgau u.a. ²⁹2002.

III. Sekundärliteratur

Bate, Stuart C.: Heilungskirchen in der christlichen Landschaft Südafrikas, in: ON 36 (1997), 23—43.

Batlogg, Andreas / Schmolly, Walter / Wassilowsky, Günther: Der Denkweg Karl Rahners. Quellen - Entwicklungen – Perspektiven, Mainz 2003.

Baumgartner, Josef: De arte celebrandi. Anmerkungen zur priesterlichen Zelebration, in: HID 36 (1998), 1—11.

Baumgartner, Isidor: Pastoralpsychologie. Einführung in die Praxis heilender Seelsorge, Düsseldorf²1997.

Becks, Hartmut: Der Gottesdienst in der Erlebnisgesellschaft. Zur Bedeutung der kultursoziologischen Untersuchung Gerhard Schulzes für Theorie und Praxis des Gottesdienstes (Wechselwirkungen: Ergänzungsreihe 13), Waltrop 1999.

Béguerie, Phillipe: Liturgie und Leben, in: LS 29 (1978), 304 – 308.

Beranek, Markus: Gemeinde als Heil-Land. Erfahrungen heilsamer Gemeindepraxis im Rahmen der Studie "Gemeinde als Heil-Land" und theologisch-spirituelle Perspektiven, Dissertation, Wien 2002.

Beranek, Markus / Gall, Sieghard: Gottes Dienst Qualität. Ein pastoraltheologischer Blick auf die Feierkultur von Sonntagsgottesdiensten in der Stadt Wien, in: GD 18 (2003), 140f.

Berger, Rupert (Hrsg.): Gestalt des Gottesdienstes. Sprachliche und nicht-sprachliche Ausdrucksformen; Gottesdienst als menschliche Ausdruckshandlung, Wort und Musik im Gottesdienst, Naturelemente und technische Mittel, die liturgischen Geräte, liturgische Gewänder und Insignien, der gottesdienstliche Raum und seine Ausstattung (Gottesdienst der Kirche Bd.3), Regensburg 1990.

Bieritz, Karl-Heinrich: Erlebnis Gottesdienst. Zwischen „Verbiederung“ und Gegenspiel: liturgisches Handeln im Erlebnishorizont, in: WzM 48 (1996), 488 – 501.

Bieritz, Karl-Heinrich: Gottesdienste im Prozess der (De—)zivilisation, in: Schlemmer, Karl (Hrsg.): Ausverkauf unserer Gottesdienste? Ökumenische

Überlegungen zur Gestalt von Liturgie und zu alternativer Pastoral, Würzburg 2002, 82 – 109.

Bieritz, Karl–Heinrich: Spielraum Gottesdienst, in: Schilson, Arno (Hrsg.): Drama „Gottesdienst“. Zwischen Inszenierung und Kult, Stuttgart 1998, 69-102.

Bieritz, Karl–Heinrich: Gottesdienst als „offenes Kunstwerk“? Zur Dramaturgie des Gottesdienstes, in: PTh 75 (1986), 358 – 373.

Biser, Eugen: Die Heilkraft des Glaubens. Entwurf einer therapeutischen Theologie, in: Conc(D) 34 (1998), 534—544.

Bleistein, Roman: Der mobile Mensch und die Liturgie, in: GD 28 (1994), 49 – 51.

Bodzenta, Erich: Zur sozialen Situation Wiens, in: Vikariat Wien Stadt (Hrsg.): Symposium Großstadt. Christsein in Wien, Wien 1981, 30 — 40.

Bretschneider, Wolf: Musik als wesentliches Element einer menschenfähigen Liturgie. Acht Thesen, in: Kranemann, Benedikt (Hrsg.): Heute Gott feiern. Liturgiefähigkeit des Menschen und Menschenfähigkeit der Liturgie, Freiburg im Breisgau u.a. 1999, 88 – 92.

Buda, Christoph: Die Hl. Messe – eine spirituelle Tankstelle? Versuch einer Standortbestimmung im Leben aktiver Christen einer ausgewählten Wiener Pfarre, Diplomarbeit, Wien 2000.

Daiber, Karl-Fritz: Religion in der Stadt, in: PT 79 (1990), 80 - 94.

Denz, Hermann / Friesl, Christian u.a.: Die Konfliktgesellschaft. Wertewandel in Österreich 1990—2000, Wien 2001.

Eisenbach, Franziskus: Die Gegenwart Jesu Christi im Gottesdienst. Systematische Studien zur Liturgiekonstitution des II. Vatikanischen Konzils, Mainz 1982.

Ebertz, Michael N.: Gottesdienst als symbolische Interaktion – Plädoyer für eine Kasualisierung des Liturgischen, in: Schlemmer, Karl (Hrsg.): Ausverkauf unserer Gottesdienste? Ökumenische Überlegungen zur Gestalt von Liturgie und zu alternativer Pastoral, Würzburg 2002, 110 – 126.

LITERATURVERZEICHNIS

Ebertz, Michael N.: Liturgische Handlungen in postmoderer Zeit, in: Krannemann, Benedikt (Hrsg.): Heute Gott feiern. Liturgiefähigkeit des Menschen und Menschenfähigkeit der Liturgie, Freiburg im Breisgau u.a. 1999, 14-38.

Emeis, Dieter: Zwischen Ausverkauf und Rigorismus. Zur Krise der Sakramentenpastoral, Freiburg im Breisgau u.a. ³1992.

Englert, Rudolf: Sakramente und Postmoderne – ein chancenreiches Verhältnis, in: KathBl 121 (1996), 155 – 163.

Geier, Richard: De arte celebrandi et vivendi. „One – Man – Show“ und Sonntagstreue, in: Bilgri, Anselm: / Kirchgessner, Bernhard (Hrsg.): Liturgia semper reformanda. Für Karl Schlemer, Freiburg im Breisgau 1997, 193— 207.

Gebhardt, Winfried: Fest, Feier und Alltag. Über die gesellschaftliche Wirklichkeit des Menschen und ihre Deutung, Frankfurt am Main u.a., 1987.

Gelineau, Joseph: Die Musik im christlichen Gottesdienst. Prinzipien, Gesetze, praktische Anwendungen, Regensburg 1965.

Gerhards, Albert (Hrsg.) u.a.: Wahrhaftig, Gott ist bei euch! Wie feiern wir heute Liturgie?, Paderborn 1994.

Glade, Winfried: Kultur des Feierns – ars celebrandi Deus, in: HID 55 (2001), 235 – 249.

Greinacher, Norbert: Charakteristische Züge städtischer Lebensweise, in: Österreichisches Seelsorginstitut (Hrsg.): Kirche in der Stadt, Band 1, Wien u.a. 1968, 81 — 90.

Greinacher, Norbert: Die Großstadt, in: Arnold, Xaver F./Klostermann, Ferdinand u.a. (Hrsg.): Handbuch der Pastoraltheologie. Praktische Theologie der Kirche in ihrer Gegenwart, Band 4, Freiburg u.a. 1969, 336 - 349.

Grom, Bernhard: Gesundheit und „Glaubensfaktor“ Religiosität als Komplementärmedizin?, in: StdZ 216 (1998), 413—424.

Guardini, Romano: Vom Geist de Liturgie, Mainz ²⁰1997.

Guardini, Romano: Liturgie und liturgische Bildung, Würzburg ²1992 (Nachdruck von 1966).

Hahne, Werner: De arte celebrandi oder von der Kunst, Gottesdienst zu feiern. Entwurf einer Fundamentalliturgik, Freiburg im Breisgau u.a. 1990.

Harnoncourt, Phillip: Gesang und Muik im Gottesdienst, in: Schützeichel, Harald (Hrsg.): Die Messe. Ein kirchenmusikalisches Handbuch, Düsseldorf 1991, 9 — 26.

Harnoncourt, Phillip: Te deum laudamus. Lobpreis Gottes, eine Grundform christlicher Existenz, in: Häußling, Angelus A. (Hrsg.) : Vom Sinn der Liturgie. Gedächtnis unserer Erlösung und Lobpreis Gottes, Düsseldorf 1991, 86 – 117.

Haunerwald, Winfried: Sprachkultivierung und Gottesdienst. Zur sprachlichen Relevanz einer liturgischen Textsortenlehre, in: HID 56 (2002), 240 – 248.

Häußling, Angelus A. (Hrsg.): Vom Sinn der Liturgie. Gedächtnis unserer Erlösung und Lobpreis Gottes, Düsseldorf 1991.

Häußling, Angelus A.: Liturgie: Gedächtnis eines Vergangenen und doch Befreiung in der Gegenwart, in: Häußling, Angelus A. (Hrsg.): Vom Sinn der Liturgie. Gedächtnis unserer Erlösung und Lobpreis Gottes, Düsseldorf 1991, 118 – 130.

Heine, Susanne: Emanzipation und Ritual, in: Zulehner, Paul M. (Hrsg.) / Auf der Maur, Hansjörg / Weismayer, Josef u.a.: Zeichen des Lebens. Sakramente im Leben der Kirchen - Rituale im Leben der Menschen, Ostfildern 2000, 241 – 261.

Heinrich, Klausjürgen: Die Wiedergewinnung einer theologischen Ästhetik und ihre Bedeutung für die Liturgie. Eine fundamentalliturgische Positionsbestimmung (Studien zur Theologie 8), Würzburg / Mittelstadt 1994.

Hoye, William J.: Gotteserfahrung? Klärung eines Grundbegriffs der gegenwärtigen Zeit, Zürich 1993.

Hurrelmann, Klaus: Sozialisation und Gesundheit. Somatische und soziale Risikofaktoren im Lebenslauf, Weinheim ²1991.

LITERATURVERZEICHNIS

Irenäus von Lyon: *Adversus haereses = Gegen die Häresien* [griechisch, lateinisch, deutsch] (Fontes Christiani 8), übers. u. eingel. von Norbert Brox, Freiburg im Breisgau 1995.

Jacobs, Christoph: *Salutogenese: Eine pastoralpsychologische Studie zu seelischer Gesundheit, Ressourcen und Umgang mit Belastung bei Seelsorgern* (Studien zur Theologie and Praxis der Caritas und Sozialen Pastoral 19), Würzburg 2000.

Jeggle—Merz Birgit / Schützeichel Harald: *Eucharistiefeier*, in: Schützeichel, Harald (Hrsg.): *Die Messe. Ein kirchenmusikalisches Handbuch*, Düsseldorf 1991, 90 — 152.

Jetter, Werner: *Symbol und Ritual. Anthropologische Elemente im Gottesdienst*, Göttingen²1986.

Jilesen, Martin: *Gott erfahren – wie geht das? Psychologie und Praxis der Gottesbegegnung*, Freiburg im Breisgau u.a. 2003.

Johns, Cheryl B.: *Heilung und Befreiung aus pfingstkirchlicher Sicht*, in: *Conc (D)* 32 (1996), 238—242.

Jörns, Klaus—Peter: *Der Lebensbezug des Gottesdienstes. Studien zu seinem kirchlichen und kulturellen Kontext*, München 1988.

Kaspar, Peter P.: *Musik. Ornament am Rand der Liturgie? Impulse zur Eneuerung der liturgischen Feierkultur*, in: *Hld* 54 (2000), 92 – 103.

Klößkener, Martin (Hrsg.) : *Die Feier der Sakramente in der Gemeinde. Festschrift für Heinrich Rennings*, Kevelaer 1986.

Klößkener, Martin / Richter, Klemens / Bertsch, Ludwig: *Wie weit trägt das gemeinsame Priestertum? Liturgischer Leitungsdienst zwischen Ordination und Beauftragung* (Quaestiones disputatae 171), Freiburg im Breisgau u.a. 1998.

Koch, Kurt: *Gottesdienst als Werk Gottes oder Werk der Gemeinde? Oder: Was feiern wir im Gottesdienst? – Überlegungen zu einer notwendig gewordenen Unterscheidung der Geister in der Liturgie*, in: Schlemmer, Karl (Hrsg.): *Ausverkauf unserer Gottesdienste? Ökumenische Überlegungen zur Gestalt von Liturgie und zu alternativer Pastoral*, Würzburg 2002, 33 – 57.

Kohlschein, Franz: Gibt es ein „liturgisches Gesicht“? Liturgie und Minik, in: GD 23 (1989), 133f.

Kohlschein, Franz: Vorstehen in liturgischer Versammlung, in: Klöckener, Martin (Hrsg.): Die Feier der Sakramente in der Gemeinde. Festschrift für Heinrich Rennings, Kevelaer 1986, 259 -383.

Kohlschein, Franz: Der Gemeinde vorstehen. Zum Stil liturgischer Leitung, in: GD 21 (1987), 17f.

Kohlschein, Franz: Bewusste, tätige und fruchtbringende Teilnahme, in: Maas—Ewerd, Theodor (Hrsg.) / Kleinheyer, Bruno: Lebt unser Gottesdienst? Die bleibende Aufgabe der Liturgiereform, Freiburg im Breisgau u.a. 1988, 38 - 62.

Kranemann, Benedict: Feiertags kommt das Vergessene, in: LJ 46 (1996), 3 – 22.

Krätzl, Helmut: Impulse zur pastoralen Arbeit in Wien, in: Vikariat Wien Stadt (Hg.): Symposium Großstadt. Christsein in Wien, Wien 1981, 43 – 54.

Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung, Bd 1: Methodologie, Weinheim³1995.

Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung, Bd 2: Methoden und Techniken, Weinheim³1995.

Lukatis, Wolfgang [Mitarb.] / Daiber, Karl-Fritz: Predigt als religiöse Rede. Homiletische Überlegungen im Anschluss an eine empirische Untersuchung, München 1991.

Maas—Ewerd, Theodor (Hrsg.) / Kleinheyer, Bruno: Lebt unser Gottesdienst? Die bleibende Aufgabe der Liturgiereform, Freiburg im Breisgau u.a. 1988.

Megatrend Religion? Neue Religiosität in Europa. Ein Werkstattbericht. Ein Projekt der Arbeitsgruppe Pastoralsoziologie am Institut für Pastoraltheologie der Universität Wien gemeinsam mit dem Ludwig Boltzmann—Institut für Werteforschung. Projektleitung Christian Friesl und Regina Polak, Wien 2000; (in überarbeiteter Form publiziert).

LITERATURVERZEICHNIS

Meffert, Bernhard: Liturgie teilen. Akzeptanz und Partizipation in der erneuerten Messliturgie. Mit einer Einführung von Albert Gerhards (Praktische Theologie heute 52), Stuttgart u.a. 2000.

Merz, Michael B.: Die innere Dynamik der Messfeier – Liturgietheologische Gedanken, in: Schützeichel, Harald (Hrsg.): Die Messe. Ein kirchenmusikalisches Handbuch, Düsseldorf 1991, 40 – 49.

Pahl, Irmgard: Wie heute sprechen in der Liturgie?, in: Kranemann, Benedikt (Hrsg.): Heute Gott feiern. Liturgiefähigkeit des Menschen und Menschenfähigkeit der Liturgie, Freiburg im Breisgau u.a. 1999, 112— 122.

Polak, Regina (Hrsg.): Megatrend Religion? Neue Religiositäten in Europa, Ostfildern 2002.

Rainer, Bürgel (Hrsg.): Raum und Ritual. Kirchbau und Gottesdienst in theologischer und ästhetischer Sicht, Göttingen 1995.

Rausch, Ulrich: Auf dem Weg zu einer kreativen Gemeinde – Bausteine für eine zukunftsfähige Gemeinde. Unveröffentlichtes Skriptum für das Pastoralamt der Erzdiözese Wien, Wien 2003.

Redtenbacher, Andreas: Liturgie und Leben. Erneuerung aus dem Ursprung. Liturgiewissenschaftliche Beiträge, Würzburg 2002.

Rennings, Heinrich: Gottesdienst im Geist des Konzils. Pastoralliturgische Beiträge zur Liturgiereform, Freiburg im Breisgau u.a. 1995.

Richter, Klemens: Darum kommen wir vor dein Angesicht. Vom Sinn des liturgischen Gebets, Freiburg im Breisgau u.a. 1992.

Richter, Klemens: Eine mystagogische Liturgie. Wunsch und Wirklichkeit nach einem Vierteljahrhundert, in: Richter, Klemens / Schilson, Arno: Den Glauben feiern. Wege liturgischer Erneuerung, Mainz 1989, 109 – 133.

Richter, Klemens: Kirchenräume und Kirchenträume. Die Bedeutung des Kirchenraums für eine lebendige Gemeinde, Freiburg im Breisgau u.a. 1998.

Richter, Klemens: Was die sakramentalen Zeichen bedeuten. Zu Fragen aus der Gemeinde von heute, Freiburg im Breisgau u.a. 1988.

Richter, Klemens: Der liturgische Raum prägt den Glauben. Zu einem wenig beachteteten Aspekt liturgischer Erneuerung, in: Bilgri, Anselm: / Kirchgessner, Bernhard (Hrsg.): Liturgia semper reformanda. Für Karl Schlemmer, Freiburg im Breisgau 1997, 234 – 250.

Richter, Klemens / Schilson, Arno: Den Glauben feiern. Wege liturgischer Erneuerung, Mainz 1989.

Roelofsen, Abraham : Das Predigtgespräch in der Gemeinde als Element der Gemeindebildung. Eine empirische Untersuchung zur kommunikativen und theologischen Kompetenz in der Gemeinde, Würzburg 2000.

Roth, Rainer A.: Soll (muss) Gottesdienst „Spaß“ machen?, in: Bilgri, Anselm: / Kirchgessner, Bernhard (Hrsg.): Liturgia semper reformanda. Für Karl Schlemmer, Freiburg im Breisgau 1997, 208 – 222.

Ruff, Anthony: De gustibus...? Zum ästhetischen Charakter liturgischer Musik, in: Hld 54(2000), 83 – 91.

Sauer, Ralph: Die Kunst, Gott zu feiern. Liturgie wieder entdecken und einüben, München 1996.

Sauer, Ralph: Liturgie – ein Ort der Katechese?, in: Kranemann, Benedikt (Hrsg.): Heute Gott feiern. Liturgiefähigkeit des Menschen und Menschenfähigkeit der Liturgie, Freiburg im Breisgau u.a. 1999, 137 – 146.

Schäfer, Phillip: Eucharistie – Gedächtnis des Todes und der Auferstehung Jesu, in: Häußling, Angelus A. (Hrsg.): Vom Sinn der Liturgie. Gedächtnis unserer Erlösung und Lobpreis Gottes, Düsseldorf 1991, 62 – 85.

Schaeffler, Richard: „Darum sind wir eingedenk“. Die Verknüpfung von Erinnerung und Erwartung in der Gegenwart der gottesdienstlichen Feier, in: Häußling, Angelus A. (Hrsg.): Vom Sinn der Liturgie. Gedächtnis unserer Erlösung und Lobpreis Gottes, Düsseldorf 1991, 16 – 44.

Schermann, Josef: Die Sprache im Gottesdienst, Innsbruck u.a 1987.

Schilson, Arno: Liturgie – eine bessere Show? Das „Medienreligiöse“ als Herausforderung an die Kirchen, in: Communicatio Socialis 29 (1996), 33 - 53.

LITERATURVERZEICHNIS

Schilson, Arno (Hrsg.): Drama „Gottesdienst“. Zwischen Inszenierung und Kult, Stuttgart [u.a.] 1998.

Schilson, Arno: Die Inzenierung des Alltäglichen und ein neues Gespür für den (christlichen) Kult?, in: Ders. (Hrsg.): Drama „Gottesdienst“. Zwischen Inszenierung und Kult, Stuttgart 1998, 13 – 68.

Schilson, Arno: Leben aus der Mitte der Zeit. Über de Feier der Liturgie im Zeitalter der Beschleunigung, in: Bilgri, Anselm / Kirchgessner, Bernhard (Hrsg.): Liturgia semper reformanda. Für Karl Schlemer, Freiburg im Breisgau 1997, 172 – 192.

Schilson, Arno: „Feier“ und „Heiliges Spiel“. Wandlungen im heutigen Gottesdienst- und Sakramentenverständnis, in: Richter, Klemens / Schilson, Arno: Den Glauben feiern. Wege liturgischer Erneuerung, Mainz 1989, 78 - 108.

Schlemmer, Karl (Hrsg.): Ausverkauf unserer Gottesdienste? Ökumenische Überlegungen zur Gestalt von Liturgie und zu alternativer Pastoral, Würzburg 2002.

Schlemmer, Karl: Ausverkauf unserer Gottesdienste? Versuch einer Fokussierung als Einführung, in: Schlemmer, Karl (Hrsg.): Ausverkauf unserer Gottesdienste? Ökumenische Überlegungen zur Gestalt von Liturgie und zu alternativer Pastoral, Würzburg 2002, 9 – 19.

Schneider, Michael: Das neue Leben. Geistliche Erfahrungen und Wegweisung, Freiburg im Breisgau u.a. 1987.

Schützeichel, Harald (Hrsg.): Die Messe. Ein kirchenmusikalisches Handbuch, Düsseldorf 1991.

Schützeichel, Harald: Die Feier des Gottesdienstes. Eine Einführung, Düsseldorf 1996.

Schützeichel, Harald (Hrsg.): „Mehr als Worte sagt ein Lied“. Zur Musik in der Liturgie, Freiburg im Breisgau u.a. 1990.

Schwarz, Christian A: Die natürliche Gemeindeentwicklung. Nach den Prinzipien, die Gott selber in seine Schöpfung gelegt hat, Wuppertal und Kassel 1996.

Stachel, Günter: Lernen und Feiern – Religionspädagogik und Liturgie, in: KatBl 109 (1984), 698 – 709.

Terbartz- van Elst, Franz-Peter: Gemeinde in mobiler Gesellschaft. Kontexte – Kriterien – Konkretionen (Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge 38), Würzburg 1999.

Thaler, Anton: Die gottesdienstliche Gemeinde hat Zukunft. Zur Theologie des Gottesdienstes (Studien zur Pastoralliturgie 15), Regensburg 2000.

Thilo, Hans-Joachim: Die therapeutische Funktion des Gottesdienstes, Kassel 1985.

Weismayer, Joesf: Sakrament Kirche – Sakramente der Kirche, in: Zulehner, Paul M. (Hrsg.) / Auf der Maur, Hansjörg / Weismayer, Josef u.a.: Zeichen des Lebens. Sakramente im Leben der Kirchen - Rituale im Leben der Menschen, Ostfildern 2000, 151-164.

Wenz, Helmut: Körpersprache im Gottesdienst. Theorie und Praxis der Kinesik für Theologie und Kirche, Leipzig²1996.

Widl, Maria: Kleine Pastoraltheologie. Realistische Seelsorge, Graz u.a. 1997.

Zahlhauser, A.: Der Lebensweg erzwingt notwendig Entscheidungen. Spirituelle Theologie, in: Batlogg, Andreas / Schmolly, Walter / Wassilowsky, Günther: Der Denkweg Karl Rahners. Quellen - Entwicklungen – Perspektiven, Mainz 2003.

Zeindler, Matthias: Gotteserfahrung in der christlichen Gemeinde. Eine systematisch—theologische Untersuchung, Stuttgart [u.a.] 2001.

Zulehner, Paul M. (Hrsg.) / Auf der Maur, Hansjörg / Weismayer, Josef u.a.: Zeichen des Lebens. Sakramente im Leben der Kirchen - Rituale im Leben der Menschen, Ostfildern 2000.

Zulehner, Paul M.: Gottesdienstversammlungen — pastoralsoziologische Anmerkungen, in: HfD 52 (1998), 25 – 28.

Zulehner, Paul M.: Zu einer verantworteten Ritenkultur, in: PThI 17 (1997), 193 — 208.

LITERATURVERZEICHNIS

Zulehner, Paul M.: Rituale und Sakramente, in: Zulehner, Paul M. (Hrsg.) / Auf der Maur, Hansjörg / Weismayer, Josef u.a.: Zeichen des Lebens. Sakramente im Leben der Kirchen - Rituale im Leben der Menschen, Ostfildern 2000, 13 – 22.

Zulehner, Paul M.: Aufbrechen oder untergehen. So geht Kirchenentwicklung; Das Beispiel des Passauer Pastoralplans, Ostfildern 2003.

Zulehner, Paul M.: Pastoraltheologie, Bd. 1: **Fundamentalpastoral.** Kirche zwischen Auftrag und Erwartung, Düsseldorf²1991.

Zulehner, Paul M.: Pastoraltheologie, Bd. 2: **Gemeindepastoral.** Orte christlicher Praxis, Düsseldorf³1995.

Zulehner, Paul M. / Beranek, Markus: Gemeinde als Heil – Land. Das Leben entfalten (Themenhefte Gemeindarbeit 50), Aachen 2003.

Zulehner, Paul M. / Lobinger, Fritz / Neuner, Peter u.a.: Leutepriester in lebendigen Gemeinden. Ein Plädoyer für gemeindliche Presbyterien, Ostfildern 2003.

Zulehner, Paul M. / Beranek, Markus / Gall, Sieghard / König, Marcus: Gottvoll und erlebnisstark. Für eine neue Kultur und Qualität unserer Gottesdienste, Ostfildern 2004.

o.A.: Zehn Thesen zur Frage nach der Zukunft des Gottesdienstes, in: RKZ 116 (1975), 177f.

o.A.: Der Lebensbezug des Gottesdienstes in Zusammenhang von Gottesdienst – und Lebensordnung der Gemeinde, in: JLH 30 (1986/7), 1 – 29.

o.A.: Erwartungen an den Gottesdienst. Anregungen aus einer Umfrage, in: GD 18 (1984), 105f.

LITERATURVERZEICHNIS

LEBENS LAUF

Ich, Marcus König, wurde am 8. März 1973 in Wien geboren und am 21. Juni desselben Jahres in der Pfarre St. Augustin getauft. Zwischen 1979 und 1983 besuchte ich die „Piaristenvolksschule“, anschließend bis 1991 das Gymnasium (BG VIII) im humanistischen Zweig, in dem ich 1991 die Matura ablegte.

Meine Berufung zum Priester wuchs in meiner Heimatgemeinde „Maria Treu“ heran, wo ich als Ministrant und Jugendlicher tätig gewesen bin. Vor der endgültigen Entscheidung diesen Weg zu gehen, begann ich Technische Physik an der TU Wien zu studieren, wechselte dann aber zum Theologiestudium und trat im Herbst 1992 ins Wiener Priesterseminar ein.

Das Studienjahr 1994/5 verbrachte ich als Externjahr in einer römischen Pfarrgemeinde und studierte an der päpstlichen Universität „Gregoriana“. 1997/1988 war ich nach Abschluss des Theologiestudiums als Pfarrpraktikant in der Pfarre Cyrill und Method (Wien 21) und als Religionslehrer tätig. Nach dem Diakonatsjahr in die Pfarre Ober St. Veit (Wien 13) wurde ich am 29. Juni 1999 zum Priester geweiht.

Zwischen 1999 und 2003 war ich Kaplan der Pfarre Aspern (Wien 22). In dieser Zeit begann ich auch bei der Telefonseelsorge mitzuarbeiten, besuchte verschiedene Fortbildungskurse (z.B. Ausbildung für das „Pastoralseminar“) und begann, mich für das pastoraltheologische Weiterstudium zu interessieren, zumal ich auch meine Diplomarbeit über Großstadt / Citypastoral bei Prof. Zulehner 1997 geschrieben hatte. Seit Herbst 2003 bin ich als Kaplan in die Pfarre Ober St. Veit zurückgekehrt.